




EEK GENT

Die

Geheimnisse von Paris.

Von

Eugen Sue.

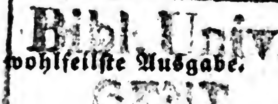
Deutsch

von

Dr. A. Diezmann.

Siebzehnter bis zwanzigster Band.

Siebente, correcte und wohlfeilste Ausgabe.



Leipzig, 1844.

Verlag von Otto Wigand.

I.

Erinnerungen.

Jacob Ferrand hatte leicht und schnell die Freilassung der Marien-Blume erlangt, die von einem einfachen administrativen Beschlusse abhing.

Nachdem er durch die Eule den Aufenthalt der Schallerin in St. Lazarus erfahren, hatte er sich sogleich an einen seiner Clienten, einen ehrenwerthen und einflußreichen Mann gewendet, und diesem gesagt, ein junges Mädchen, das anfangs allerdings auf Abwege gekommen sei, jetzt aber aufrichtige Reue fühle, und neuerdings in St. Lazarus eingesperrt worden, sei der Gefahr ausgesetzt, durch den Umgang mit den andern in ihren guten Vorsätzen wieder erschüttert zu werden. Da ihm, hatte Jacob Ferrand hinzugesetzt, das Mädchen durch achtbare Personen dringend empfohlen worden sei, die sich ihrer annehmen wollten, sobald sie aus dem Gefängnisse entlassen, so ersuche er seinen vielvermögenden Gönner im Namen der moralischen Religion und im Interesse der Unglücklichen, sich für die Freilassung derselben zu verwenden.

Auch hatte der Notar, um sich vor jeder weitern Nachforschung sicher zu stellen, seinen Gönner vor allen Dingen und dringend gebeten, ihn bei der Ausführung dieses guten Werkes nicht zu nennen. Dieser Wunsch, den man der menschenfreundlichen Bescheidenheit Ferrand's, des eben so frommen als angesehenen Mannes, zuschrieb, wurde gewissenhaft befolgt. Die Freilassung der Marien-Blume wurde blos unter dem Namen des Gönners erbeten, der,

um sich noch gefälliger zu zeigen, dem Notar den Entlassungsbefehl direct zuschickte, damit er denselben den Beschützern des jungen Mädchens zufertigen könnte.

Mad. Seraphin übergab den Entlassungsbefehl dem Director des Gefängnisses und setzte hinzu, sie habe den Auftrag, die Schallerin zu den Personen zu bringen, welche sich für dieselbe interessirten.

Nach den vortrefflichen Zeugnissen, welche die Aufseherin der Frau von Harville über Marien-Blume gegeben hatte, zweifelte Niemand, daß dieselbe ihre Freilassung der Vermittelung der Marquise verdanke.

Die Haushälterin des Notars konnte deshalb das Mißtrauen ihres Opfers in keiner Weise erregen.

Mad. Seraphin konnte bei Gelegenheit eine recht gutmüthige Miene annehmen und es gehörte ein ziemlicher Grad von Beobachtungskunst dazu, um etwas Hinterlistiges, Falsches und Grausames in ihrem Blicke, in ihrem heuchlerischen Lächeln zu erblicken.

Trotz ihrer tiefen Verdorbenheit, die sie zur Mitschuldigen oder Mitwisserin der Verbrechen ihres Herrn gemacht hatte, fiel der Mad. Seraphin die rührende Schönheit des jungen Mädchens auf, die sie als Kind der Eule überliefert hatte, und die sie jetzt zum sicheren Tode führen wollte.

„Nun, meine liebe Mademoiselle,“ sagte Mad. Seraphin mit süßlicher Stimme, „Sie sind gewiß recht froh, aus dem Gefängnisse herauszukommen.“

„Ach ja, Madame, und gewiß verdanke ich diese Gnade der Gunst der Frau von Harville, die so gütig gegen mich war?“

„Sie irren sich nicht. — Aber kommen Sie, wir haben uns schon etwas verspätiget und müssen noch einen weiten Weg machen — “

„Wir gehen nach Bouqueval, zu der Mad. Georges, nicht wahr?“ fragte die Schallerin.

„Ja — wir gehen auf das Land, zu Mad. Georges,“ antwortete die Haushälterin, um jeden Argwohn des

Mädchens zu entfernen. Dann setzte sie hinzu: „aber nicht sogleich; ehe Sie Mad. Georges sehen, steht Ihnen eine kleine Ueberraschung bevor. Kommen Sie, kommen Sie, . . . der Fiacre wartet. — Wie frei müssen Sie jetzt aufathmen, liebe Mademoiselle, da Sie das Gefängniß hinter sich haben!"

Mad. Seraphin verbeugte sich vor dem Secretair und ging mit der Schallerin fort.

Ein Diener folgte ihnen, um ihnen das Thor zu öffnen.

Dieses hatte sich hinter den beiden Frauen wieder geschlossen, und sie standen unter dem großen Portal, das auf die Straße Faubourg-Saint-Denis geht, als sie einem jungen Mädchen begegneten, das ohne Zweifel eine Gefangene besuchen wollte.

Es war Lachtaube, — die immer flinke und zierliche Lachtaube. Ein sehr einfaches, aber frisches mit kirschrother Bandschleife aufgeputztes Häubchen faßte ihr hübsches Gesicht ein; ein sehr weißer Kragen fiel auf ihren langen brauncarrirten Shawl. Am Arme trug sie ein Strohkörbchen und in Folge ihres vorsichtigen Ganges waren ihre Stiefelchen völlig rein, ob sie gleich weit her kam.

„Lachtaube!" rief Marien-Blume aus, als sie ihre ehemalige Gefängnißgenossin erkannte.

„Schallerin!" rief ihrerseits die Grisette.

Und die Mädchen sanken einander in die Arme.

Man kann sich nichts Lieblicheres denken als den Contrast dieser beiden sechzehnjährigen Mädchen, die einander umschlungen hielten, beide so hübsch und doch ganz verschieden waren:

Die eine, blond, mit großen blauen melancholischen Augen, einem idealen, etwas bleichen, englischreinen Profil; die andere, eine pikante Brünette mit vollen rothen Wangen, schönen schwarzen Augen und heiterer Miene, ein reizendes Bild der Jugend und Sorglosigkeit, ein seltenes Beispiel von Glück in der Armuth, der Rechtlichkeit bei aller Verlassenheit und der Freude bei der Arbeit.

Nachdem die beiden jungen Mädchen einander aufrichtig geliebkoset hatten, sahen sie einander an.

Lachtaube war über dieses Zusammentreffen hocherfreut; Marien=Blume konnte ihre Verlegenheit nicht bergen. Der Anblick ihrer Freundin erinnerte sie an die wenigen Tage des ruhigen Glückes, die ihrer ersten Entwürdigung vorausgegangen waren.

„Du bist es? Welches Glück!" rief Lachtaube nochmals aus.

„Ja,... welche liebe Ueberraschung! Wir haben einander so lange nicht gesehen," antwortete die Schallerin.

„Jetzt wundere ich mich nicht mehr, Dich seit sechs Monaten nicht gesehen zu haben," fuhr Lachtaube mit einem Blicke auf die ländliche Kleidung der Schallerin fort: „Du wohnst auf dem Lande?"

„Ja — seit einiger Zeit," — antwortete Marien=Blume mit niedergeschlagenen Augen.

„Und Du willst wie ich Jemanden in dem Gefängnisse besuchen?"

„Ja — ich habe — ich habe Jemanden besucht," sagte Marien=Blume stotternd und erröthend.

„Jetzt gehst Du nach Hause? wohl weit fort von Paris? Liebe kleine Schallerin, Du bist immer so gut, daran erkenne ich Dich. — Erinnerst Du Dich noch der armen Frau, die niedergekommen war und der Du Deine Matratze, Wäsche und das wenige Geld gabst, das Du noch besaßest und das wir auf dem Lande verzehren wollten? Damals schon liebtest Du das Land — "

„Und Dir gefiel es gar nicht, Lachtaube, aber Du warst so gefällig und begleitetest mich nur meinetwegen."

„Doch auch meinetwegen, denn Du warst immer ein wenig ernst und wurdest so zufrieden, so heiter, so lustig, sobald Du auf dem Felde oder im Walde warest, daß es mir schon Vergnügen machte, Dich zu sehen. Aber laß mich Dich ansehen! Wie gut Dir das runde Häubchen steht! Wie hübsch Du geworden bist! Ja, ja, es war Deine Bestim=

mung, ein Bauernhäubchen zu tragen, wie es die meinige war, ein Grisettenhäubchen zu tragen. Du hast Deinen Wunsch erreicht und mußt nun recht zufrieden sein, das wundert mich nicht. — Als ich Dich nicht mehr sah, dachte ich bei mir: die gute kleine Schallerin ist nicht für Paris geschaffen; sie ist ein wahres Waldblümchen und diese Blumen gedeihen in der Hauptstadt nicht; die Luft da sagt ihnen nicht zu. Die Schallerin wird also zu braven Leuten auf das Land gegangen sein, und das hast Du denn wirklich gethan, nicht wahr?"

„Ja — ", antwortete Marien-Blume erröthend.

„Einen Vorwurf habe ich Dir aber doch zu machen."

„Mir?"

„Du hättest mir es anzeigen sollen; man läuft doch nicht so von einander fort, und giebt seinen Freundinnen wenigstens Nachricht."

„Ich —, ich habe Paris so schnell verlassen," antwortete Marien-Blume in immer größerer Verlegenheit, „daß mir es nicht möglich war — "

„Ich bin ja auch nicht böse darüber, — ich freue mich zu sehr, Dich wiederzusehen. Du hast Recht daran gethan, Paris zu verlassen; es ist so schwer, hier ruhig zu leben, ungerechnet, daß ein armes einzelnes Mädchen, ohne es zu wollen, auf einen schlechten Weg kommen kann. Wenn man Niemanden kennt, der einem einen guten Rath giebt, — die Männer versprechen immer so viel, und — die Armuth thut bisweilen so weh. Erinnerst Du Dich noch der kleinen Julie, die so hübsch war, und der Rosine, der Blondine mit den schwarzen Augen?"

„Ja, ich erinnere mich ihrer — "

„Nun siehst Du, arme Schallerin, sie sind beide hintergangen und dann verlassen worden. Von Unglück zu Unglück sanken sie tiefer und tiefer, bis sie solche schlechte Mädchen wurden, die man hier einsperrt — "

„Ach Gott!" rief Marien-Blume aus, die den Kopf sinken ließ und feuerroth wurde.

Lachtaube, welche die Bedeutung dieses Ausrufes ihrer Freundin nicht errieth, fuhr fort:

„Sie sind sehr schlecht, sehr verächtlich selbst, wenn Du willst, aber wir dürfen nicht zu streng gegen die Andern sein, weil wir beide rechtlich geblieben sind, Du, weil Du auf dem Lande bei braven Leuten lebtest, ich, weil ich keine Zeit mit Liebhabern zu verlieren hatte, weil ich ihnen meine Vögel vorzog und mein größtes Glück darin fand, mir durch meine Arbeit eine hübsche kleine Wirthschaft zu erwerben. — Wer weiß, ob nicht Gelegenheit, Betrug und Noth viel zum Verderben der Rosine und Julie beitrugen und ob wir es an ihrer Stelle nicht auch so gemacht hätten —"

„Ach," sprach Marien-Blume bitter, „ich klage sie nicht an, ich bedauere sie."

„Wir haben Eile, liebe Mademoiselle," sagte Madame Seraphin, indem sie ungeduldig ihrem Opfer den Arm bot.

„Gestatten Sie uns nur noch einige Augenblicke, Madame; ich habe meine arme Schallerin so lange nicht gesehen," entgegnete Lachtaube.

„Es ist spät, schon drei Uhr, und wir haben noch einen weiten Weg vor uns," sagte Madame Seraphin, für welche dieses Zusammentreffen sehr unangenehm war. Dann setzte sie hinzu:

„Ich bewillige noch zehn Minuten —"

„Und Du?" fragte Marien-Blume, indem sie die Hände der Freundin in die ihrigen nahm; „Du besitzest einen so glücklichen Charakter! Bist Du immer heiter, immer zufrieden?"

„Ich war es bis vor wenigen Tagen, jetzt aber..."

„Hast Du Kummer?"

„Ich? Ja wohl, ja wohl. Ich freilich habe mich nicht geändert, aber leider ist nicht Jedermann wie ich. Da nun Andere Kummer haben, so leide ich mit —"

„Immer so gut!"

„Denke Dir nur, ich komme hierher, um ein armes Mädchen zu besuchen, — eine Nachbarin, eine gutmüthige

Seele, der man ganz mit Unrecht ein Verbrechen schuld giebt und die recht zu beklagen ist. Sie heißt Louise Morel und ist die Tochter eines ehrlichen Handwerkers, der vor übergroßem Unglück den Verstand verloren hat —"

Madame Seraphin zuckte zusammen, als sie Louise Morel, eines der Opfer des Notars nennen hörte, und sah Lachtaube aufmerksam an.

Das Gesicht des Mädchens war ihr völlig unbekannt; nichts desto weniger horchte die Haushälterin von nun an weit aufmerksamer auf das Gespräch der beiden jungen Mädchen.

„Die Arme!" entgegnete die Schallerin; „wie muß sie sich freuen, daß Du sie in ihrem Unglücke nicht vergißt."

„Das ist noch nicht Alles. Wie Du mich da siehst, komme ich weit her, aus einem andern Gefängnisse, — aus einem Männergefängnisse."

„Du aus einem Männergefängnisse?"

„Leider ja; ich habe da einen andern armen recht traurigen Bekannten. — Sieh mein Körbchen da, — es ist in zwei Hälften getheilt, und jede Seite hat ihre Bestimmung; heute bringe ich Louisen etwas Wäsche und letzthin brachte ich auch dem armen Germain etwas, — mein Gefangener heißt Germain. — Ich kann an das, was mir mit ihm begegnet ist, nicht denken, ohne daß mir die Thränen in die Augen treten; es ist das dumm, ich weiß, daß es nicht der Mühe werth ist, aber ich bin nun einmal so."

„Und warum treten Dir die Thränen in die Augen?"

„Denke Dir, Germain ist so unglücklich, weil man ihn mit den Bösewichtern in dem Gefängnisse zusammengesperrt hat, daß er ganz niedergeschlagen dasitzt, zu nichts Lust hat, nicht ißt und zusehends abmagert. Ich bemerkte dies und dachte bei mir: er hat keinen Hunger, ich will ihm etwas mitnehmen, was er sehr liebte, als er mein Nachbar war, — das wird ihm wieder Appetit machen. — Es war gar nichts Besonderes, schöne gelbe Kartoffeln mit etwas Milch und Zucker — Kartoffelmus — Ich füllte damit eine hübsche

Tasse, trug es ihm in sein Gefängniß und sagte, ich hätte es selbst gemacht, wie sonst, in guter Zeit — Du verstehst mich schon — Ich glaubte ihm damit Appetit zu machen, — ja, Du mein Gott! —"

„Nun?"

„Die Thränen traten ihm in die Augen, als er die Tasse erblickte, aus der ich so oft in seiner Gegenwart meine Milch getrunken hatte, — er weinte wirklich und endlich weinte ich selbst mit, ob ich es gleich gar nicht wollte. Da siehst Du, wie schlecht es mir geht; ich glaubte ihn aufzuheitern und betrübte ihn nur noch mehr —"

„Ja, aber diese Thränen werden ihm sehr süß gewesen sein."

„Lieber wäre mir es doch gewesen, wenn ich ihn auf eine andere Weise hätte trösten können. Aber ich spreche da von ihm, ohne Dir zu sagen, wer er ist; er ist ein ehemaliger Nachbar von mir, der rechtlichste Mensch von der Welt, so sanft, so schüchtern wie ein Mädchen und ich liebte ihn wie einen Bruder —"

„Nun begreife ich, daß Dir sein Kummer das Herz auch schwer macht."

„Nicht wahr? Aber Du sollst sehen, wie gut er ist. Als ich fortging, fragte ich ihn wie gewöhnlich, was er zu bestellen habe, und sagte lachend, um ihn aufzuheitern, ich sei seine kleine Wirthschafterin und würde recht pünktlich, recht fleißig sein, um mir seine Kundschaft zu erhalten. Da zwang er sich auch zum Lachen und bat mich, ihm einen der Romane von Walter Scott zu bringen, die er mir sonst Abends, während ich arbeitete, vorgelesen. Der Roman heißt Ivan —, Ivanhoe, ja, richtig — das Buch gefiel mir so gut, daß er mir es zwei Mal vorgelesen hat. — Der arme Germain, er war so gefällig!"

„Er will eine Erinnerung an jene vergangene glückliche Zeit haben —"

„Freilich, denn er bat mich auch, in dieselbe Leihbibliothek zu gehen und dieselben Bände, die wir mit einander ge-

lesen, nicht zu leihen, sondern zu kaufen — ja, sie zu kaufen. — Du kannst Dir denken, welches Opfer das für ihn ist, denn er ist so arm wie wir."

„Ein vortreffliches Herz!" sagte die Schallerin bewegt.

„Siehst Du, es rührt Dich auch, wie es mich rührte, als er mir diesen Auftrag gab, meine gute Schallerin; Du kannst Dir aber denken, daß ich um so mehr zu lachen suchte, je näher mir das Weinen kam, denn zwei Mal bei einem Besuche zu weinen, den ich gemacht hatte, um den Gefangenen zu erheitern, wäre doch zu viel gewesen. Um das zu ändern, erinnerte ich ihn an die drolligen Geschichten von einem Juden, der in dem Romane vorkommt, und über den wir sonst viel gelacht hatten. Je mehr ich aber sprach, um so reichlicher strömten ihm die Thränen aus den Augen. Das schnitt mir in's Herz; vergebens drängte ich die Thränen eine Viertelstunde lang zurück, endlich mußte ich doch mit weinen. Als ich ihn verließ, schluchzte er und ich sagte, aufgebracht über meine eigene Dummheit: wenn ich ihn auf diese Weise tröste und aufheitere, verlohne es sich der Mühe nicht, zu ihm zu gehen —"

Madame Seraphin hatte, als sie den Namen Germain's, des zweiten Opfers des Notars, vernommen, noch einmal so aufmerksam zugehört.

„Und was hat der junge Mann gethan, daß er im Gefängnisse ist?" fragte Marien-Blume.

„Er!" rief Lachtaube, deren Rührung jetzt dem Unwillen wich, „er wird durch einen alten abscheulichen Notar verfolgt, der auch Louise angezeigt hat."

„Louise, die Du hier besuchen willst?"

„Ja, sie war im Dienst bei dem Notar und Germain war sein Cassirer. Es würde zu lange dauern, wenn ich Dir erzählen wollte, was er dem armen jungen Manne mit Unrecht schuld giebt. Der alte schlechte Mann ist wie besessen gegen die beiden Unglücklichen, die ihm nie etwas zu Leide gethan haben. Aber nur Geduld — die Reihe wird auch an ihn kommen."

Lachtaube sprach diese letztern Worte mit einem Ausdrucke, der Madame Seraphin beunruhigte. Sie mischte sich von nun an in die Erzählung und sagte schmeichelnd zu Marien-Blume:

„Meine liebe Mademoiselle, es ist spät, wir müssen fort, — man wartet auf uns. Ich sehe wohl ein, daß das, was Ihre Freundin Ihnen erzählt, Sie sehr interessirt, denn mich rührt es, ob ich gleich das junge Mädchen und den jungen Mann nicht kenne. Kann es so schlechte Menschen geben! Wie heißt denn der abscheuliche Notar, von dem Sie sprechen, Mademoiselle?"

Lachtaube hatte keine Ursache, der Madame Seraphin zu mißtrauen, sie gedachte aber an die Empfehlungen Rudolph's, welcher ihr die größte Vorsicht in Bezug auf den Schutz angerathen hatte, welchen er insgeheim Germain und Louisen angedeihen ließ, und bereuete die Worte: „Geduld! die Reihe wird auch an ihn kommen."

„Dieser schlechte Mensch heißt Ferrand, Madame," fuhr Lachtaube fort, dann setzte sie aber klug hinzu, um ihren ersten Fehler wieder gut zu machen:

„Und es ist um so schlechter von ihm, Louise und Germain zu peinigen, da sie Niemanden haben, der sich ihrer annimmt, mich ausgenommen, und ich kann ihnen nicht viel nützen."

„Wie Schade!" antwortete Madame Seraphin, „ich hatte das Gegentheil gehofft; als Sie sagten: aber Geduld! — da glaubte ich, Sie rechneten auf irgend einen Beschützer, der sich der beiden Unglücklichen gegen den schlechten Notar annehmen würde."

„Ach nein, Madame," fuhr Lachtaube fort, um den Argwohn der Madame Seraphin gänzlich zu zerstreuen. „Wer sollte so edel sein, sich der beiden armen jungen Leute gegen einen reichen und mächtigen Mann anzunehmen, wie es dieser Ferrand ist!"

„Ach, es giebt doch so edele Herzen," fiel Marien-Blume nach einigem Nachdenken und mit kaum verhaltener

Begeisterung ein. „Ja, ich kenne Jemanden, der es sich zur Pflicht macht, die Leidenden zu schützen und zu vertheidigen; er, den ich meine, ist gegen rechtliche Leute so hilfreich, wie für die Bösen furchtbar."

Lachtaube sah die Schallerin erstaunt an und war nahe daran, da sie an Rudolph dachte, zu entgegnen, sie kenne auch Jemanden, der muthig die Partei des Schwachen gegen den Starken nehme; da sie aber treu beobachten wollte, was ihr Nachbar ihr anempfohlen hatte, so antwortete sie der Freundin:

„Wirklich? Du kennst Jemanden, der edel genug wäre, den armen Leuten zu Hilfe zu kommen?"

„Ja, — und obgleich ich sein Mitleiden und seine Wohlthaten schon für andere Personen in Anspruch zu nehmen habe, so bin ich doch überzeugt, daß, wenn ihm das unverdiente Unglück Louisens und Germain's bekannt wäre, er sie retten und ihren Verfolger strafen würde, denn seine Gerechtigkeit und seine Güte sind unerschöpflich wie die Gerechtigkeit und die Güte Gottes —"

Madame Seraphin sah ihr Opfer mit Verwunderung an.

„Sollte das Mädchen noch gefährlicher sein als wir glaubten?" dachte sie bei sich. „Wenn ich mit ihr hätte Mitleiden haben können, so würde das, was sie jetzt sagt, den Unfall, der uns von ihr befreien soll, unvermeidlich machen."

„Da Du einen so guten Menschen kennst, meine liebe Schallerin, so empfiehl ihm meine Louise und meinen Germain, denn sie verdienen ihr schlimmes Schicksal nicht," sagte Lachtaube, die der Meinung war, ihre Freunde könnten nur gewinnen, wenn sie zwei Beschützer hätten statt des einen.

„Sei ruhig, ich verspreche Dir, bei dem Herrn Rudolph für Deine Schützlinge zu thun, was ich vermag," sagte Marien-Blume.

„Rudolph!" rief Lachtaube, seltsam überrascht, aus.

„Ja, Rudolph," wiederholte die Schallerin.

„Rudolph! — ein Reisediener?“

„Ich weiß nicht, was er ist. — Aber warum erstaunst Du so?“

„Weil ich auch einen Herrn Rudolph kenne.“

„Dieser kann nicht derselbe sein.“

„Wir wollen das gleich sehen. Wie sieht er aus?“

„Jung.“

„Richtig.“

„Ein edles gutmüthiges Gesicht.“

„Richtig! Aber, mein Gott, so sieht der meinige auch aus,“ entgegnete Lachtaube, die sich mehr und mehr verwunderte und hinzusetzte: „er ist braun? Hat er einen kleinen Schnurrbart?“

„Ja.“

„Er ist groß und schlank, — hat eine herrliche Taille und sieht für einen Reisediener sehr vornehm aus. — Ist das bei dem Deinigen auch so?“

„Gewiß,“ antwortete Marien-Blume; „er ist es, aber ich wundere mich, daß Du ihn für einen Reisediener hältst.“

„Was das betrifft, so bin ich meiner Sache gewiß, denn er hat es mir selbst gesagt.“

„Du kennst ihn?“

„Ob ich ihn kenne! Es ist ja mein Nachbar.“

„Herr Rudolph?“

„Er hat ein Zimmer im vierten Stock neben dem meinigen.“

„Er! Er!“

„Ist das so wunderbar? Ich denke, das ist ganz einfach; er verdient jährlich nur fünfzehn- bis achtzehnhundert Francs und kann sich also nur eine bescheidene Wohnung nehmen. Freilich scheint er auch nicht viel Ordnung zu halten, denn er weiß nicht einmal, was sein Rock kostet, — mein Herr Nachbar —“

„Nein, nein, das ist nicht derselbe,“ sagte Marien-Blume nachdenkend.

„Der Deinige ist wohl ein Muster von Ordnung?“

„Der, von welchem ich spreche, siehst Du, Lachtaube," sagte Marien-Blume in Begeisterung, „ist allmächtig, — man spricht seinen Namen nur mit Liebe und Verehrung aus, — sein Blick schon bringt in Verlegenheit und imponirt; man ist versucht, vor ihm niederzuknien, so hochherzig und gütig ist er —"

„Da muß ich freilich wie Du sagen, es ist nicht mehr derselbe; denn der meinige ist weder allmächtig, noch imposant. Er ist sehr gutmüthig, sehr lustig und man kniet nicht vor ihm nieder, im Gegentheil, — denn er hat mir versprochen, mir mein Stübchen bohnen zu helfen, und er will mich auch Sonntags spazieren führen. — Siehst Du, ein großer Herr ist er nicht. — Aber woran denke ich? Immer fällt mir das Spazierengehen ein. Und Louise und mein armer Germain! So lange sie im Gefängnisse sind, giebt es für mich kein Vergnügen."

Marien-Blume war seit einigen Augenblicken in Gedanken versunken; sie erinnerte sich plötzlich, daß Rudolph, als sie ihn zum ersten Male bei der Wirthin gesehen, wie ein gewöhnlicher Gast des Wirthshauses gekleidet gewesen war und gesprochen hatte. Konnte er bei Lachtaube nicht die Rolle eines Reisedieners spielen?

Welchen Zweck konnte diese neue Verkleidung haben?

Die Grisette bemerkte das nachdenkliche Aussehen der Freundin und fuhr fort:

„Du brauchst Dir deshalb den Kopf nicht zu zerbrechen, gute Schallerin; wir werden es schon erfahren, ob wir einen und denselben Rudolph kennen. Siehst Du den Deinigen, so sprich mit ihm von mir; wenn ich den meinigen sehe, werde ich mit ihm von Dir sprechen. Auf diese Weise werden wir erfahren, woran wir sind."

„Wo wohnst Du, Lachtaube?"

„Rue du Temple, Nr. 17."

„— Das kann uns von Nutzen sein," dachte Madame Seraphin bei sich, welche aufmerksam auf dieses Gespräch gehört hatte. „Dieser Rudolph, der geheimnißvolle, all-

mächtige Mensch, der sich ohne Zweifel für einen Reisediener ausgiebt, hat eine Wohnung neben der der Grisette da, welche mehr zu wissen scheint, als sie sagen will, und dieser Vertheidiger der Unterdrückten wohnt also in demselben Hause wie Morel und Bradamanti. Gut! wenn die Grisette und der angebliche Reisediener sich noch ferner in Dinge mischen, die sie nichts angehen, so weiß man sie zu finden."

„Sobald ich mit Herrn Rudolph gesprochen habe, werde ich Dir schreiben," sagte die Schallerin, „und ich werde Dir meine Adresse geben, damit Du mir antworten kannst; aber wiederhole mir die Deinige, ich fürchte sie zu vergessen."

„Ich habe da gerade eine Karte bei mir, wie ich sie meinen Kunden zu übergeben pflege," und sie übergab Marien-Blume eine kleine Karte, auf welcher geschrieben stand: Mademoiselle Lachtaube, Näherin, Rue du Temple, 17. „Es sieht aus wie gedruckt, nicht wahr?" setzte die Grisette hinzu; „die Karten hat mir noch der Herr Germain geschrieben; er war so gut, so zuvorkommend! Ich bemerke alle seine guten Eigenschaften erst seit er unglücklich ist, und ich mache mir ordentlich Vorwürfe darüber, daß ich ihn nicht früher geliebt habe —"

„Du liebst ihn also?"

„Ach ja. — Ich muß doch einen Vorwand haben, um ihn in dem Gefängnisse zu besuchen. Bin ich nicht ein närrisches Mädchen?" sagte Lachtaube, indem sie einen Seufzer unterdrückte und unter Thränen lachte.

„Du bist freundlich und gut wie immer," antwortete Marien-Blume, indem sie die Hand ihrer Freundin herzlich drückte.

Madame Seraphin hatte aus dem Gespräche der beiden jungen Mädchen ohne Zweifel genug erfahren, denn sie sagte jetzt fast barsch zu Marien-Blume:

„Aber nun müssen wir fort; es ist spät; wir haben eine ganze Viertelstunde versäumt."

„Die Alte gefällt mir gar nicht," sagte Lachtaube leise zu Marien-Blume; dann setzte sie laut hinzu: „wenn Du wieder nach Paris kommst, gute Schallerin, so vergiß mich nicht; Dein Besuch würde mir große Freude machen; ich zeige Dir mein Stübchen, meine kleine Wirthschaft, meine Vögel. — Ich habe Vögel, — das ist mein Luxus —"

„Wenn es möglich ist, besuche ich Dich, gewiß aber schreibe ich Dir. Jetzt lebe wohl, meine gute Lachtaube. Wenn Du wüßtest, wie glücklich ich bin, Dich wiedergesehen zu haben!"

„Ich auch, — aber hoffentlich ist es nicht das letzte Mal, und dann bin ich so neugierig, zu erfahren, ob Dein Rudolph und der meinige ein und derselbe Rudolph ist. Schreibe mir recht bald darüber —"

„Ja, ja, — lebe wohl, Lachtaube."

„Lebe wohl, meine gute Schallerin."

Die beiden Mädchen küßten einander zärtlich.

Lachtaube ging in das Gefängniß hinein, um auf den Erlaubnißschein, den ihr Rudolph verschafft hatte, Louise zu besuchen.

Marien-Blume stieg mit Madame Seraphin in den Fiacre, dem sie befahl, nach Batignolles zu fahren und an der Barrière zu halten.

Ein sehr kurzer Seitenweg führte von da aus fast gerade an das Ufer der Seine, nicht weit von der Insel des Aussuchers.

Marien-Blume, die Paris nicht kannte, hatte nicht bemerken können, daß der Wagen auf einem andern Wege als nach der Barrière St. Denis hinfuhr. Erst als der Fiacre anhielt, sagte sie zu Madame Seraphin, welche sie aufforderte, auszusteigen:

„Das scheint mir nicht der Weg nach Bouqueval zu sein; — und wollen wir zu Fuße dahin gehen?"

„Ich kann Ihnen weiter nichts sagen, liebes Kind," antwortete die Haushälterin herzlich, „als daß ich na-

dem Auftrage Ihrer Wohlthäter handele und daß Sie ihnen Schmerz verursachen würden, wenn Sie mir nicht folgen wollten —"

„Glauben Sie das nicht, Madame," entgegnete Marien-Blume; „Sie sind von ihnen abgeschickt und ich habe Ihnen keine Fragen vorzulegen; ich folge Ihnen unbedingt; sagen Sie mir nur, ob sich Madame Georges wohl befindet?"

„Sie ist ganz wohl."

„Und — Herr Rudolph?"

„Befindet sich auch ganz wohl."

„Sie kennen ihn also, Madame? Gleichwohl sagten Sie nichts, als ich eben mit Lachtaube von ihm sprach?"

„Wahrscheinlich weil ich nichts sagen sollte. — Ich folge meinen Befehlen —"

„Er hat sie Ihnen gegeben?"

„Ist das Mädchen neugierig!" entgegnete die Haushälterin lachend.

„Sie haben Recht; verzeihen Sie meine Fragen, Madame. Da wir zu Fuße dahin gehen, wohin sie mich führen," setzte Marien-Blume sanft lächelnd hinzu, „so werde ich ja bald erfahren, was ich zu wissen wünsche."

„Ja, vor einer Viertelstunde werden wir an Ort und Stelle sein."

Die Haushälterin ging mit Marien-Blume auf einem Wege hin, neben dem Nußbäume standen.

Es war ein schöner lauer Tag und der Himmel halb von Wolken verdeckt, welche die untergehende Sonne mit einem purpurnen Schein übergoß.

Je näher Marien-Blume dem Ufer des Flusses kam, um so sichtbarer färbten sich ihre bleichen Wangen; sie athmete mit Entzücken die reine Landluft ein.

Ihr reizendes Gesicht drückte eine so innige Befriedigung aus, daß Madame Seraphin zu ihr sagte:

„Sie scheinen sehr zufrieden zu sein?"

„Ach ja, Madame, — ich soll ja Madame Georges, — vielleicht Herrn Rudolph wiedersehen . . . Ich habe ihnen sehr unglückliche Menschen zu empfehlen und hoffe, daß denselben geholfen werde, sollte ich da nicht glücklich und zufrieden sein? Müßte meine Traurigkeit nicht schwinden, wenn ich auch traurig wäre? Und dann, sehen Sie, ist der Himmel so schön mit den rosenrothen Wolken, — und der Rasen, wie grün, troß der frühen Jahreszeit! Da unten hinter den Weiden der Fluß — wie groß! Und die Sonne blitzt darauf — wie eben in dem Bassin in dem Gefängnisse. — Gott vergißt auch die armen Gefangenen nicht, — er giebt auch ihnen einen Strahl von seiner Sonne," setzte Marien-Blume mit einem gewissen frommen Dankgefühle hinzu. Dann rief sie freudig aus:

„Ach, Madame, da unten mitten im Flusse die schöne kleine Insel mit den Weiden und Pappeln und dem weißen Hause dicht am Wasser! Wie schön muß es da im Sommer sein, wenn alle Bäume grün sind! Wie still und wie frisch!"

„Es freut mich," antwortete Madame Seraphin, „daß Sie diese Insel hübsch finden."

„Warum, Madame?"

„Weil wir dahin gehen."

„Auf diese Insel?"

„Ja. Sie wundern sich darüber?"

„Ein wenig, ja."

„Und wenn Sie Ihre Freunde da fänden?"

„Was sagen Sie?"

„Ihre Freunde hier versammelt zur Feier Ihrer Entlassung aus dem Gefängnisse? Würden Sie sich darüber nicht freuen?"

„Wäre es möglich? Madame Georges? — Herr Rudolph?"

„Sehen Sie, Sie locken mir mein ganzes Geheimniß ab —"

„Ich werde sie wiedersehen! Ach, Madame, wie mein Herz klopft!“

„Gehen Sie nicht so schnell. — Ich begreife Ihre Ungeduld, aber ich kann Ihnen kaum folgen —“

„Verzeihen Sie, Madame, aber es drängt und treibt mich —“

„Das ist natürlich, ich mache Ihnen auch keinen Vorwurf daraus, im Gegentheil —“

„Hier führt der Weg abwärts; er ist nicht gut; wollen Sie meinen Arm annehmen?“

„Ich schlage dies nicht aus, meine liebe Mademoiselle; Sie sind rasch und gut zu Fuße, während ich alt bin —“

„Stützen Sie sich nur fest auf mich und fürchten Sie nicht, mich zu ermüden.“

„Ich danke. — Ihre Hilfe ist nicht überflüssig; es geht so steil abwärts. — Endlich sind wir auf besserm Wege.“

„Es ist also wahr, daß ich Madame Georges wiedersehen soll? Ich kann es kaum glauben.“

„Gedulden Sie sich nur noch ein wenig. — In einer Viertelstunde werden Sie sich überzeugen —“

„Ich kann nicht begreifen,“ setzte Marien-Blume nachdenkend hinzu, „warum Madame Georges mich hier erwartet und nicht in der Meierei.“

„Immer neugierig! Immer neugierig!“

„Ja, nicht wahr, Madame?“ fragte Marien-Blume lächelnd.

„Um Sie zu strafen, möchte ich Ihnen nun auch die Ueberraschung erzählen, welche Ihre Freunde Ihnen bereitet haben —“

„Eine Ueberraschung? Mir, Madame?“

„Ich antworte nicht mehr, — Sie schwatzen mir sonst Alles ab.“

Wir wollen Madame Seraphin und ihr Opfer auf dem Wege verlassen, der nach dem Flusse führt, und ihnen

auf einige Augenblicke auf die Insel des Aussuchers voraus eilen.

II.

Das Boot.

In der Nacht sah die von der Familie Martial bewohnte Insel düster aus, bei glänzendem Sonnenscheine dagegen ließ sich nichts Freundlicheres, Lachenderes denken als dieses Raubnest.

Die Insel, welche an den Ufern mit Weiden und Pappeln bepflanzt, fast ganz mit dichtem Grase bedeckt war, durch das sich einige mit gelbem Sand bestreute Gänge schlängelten, enthielt einen kleinen Küchengarten und eine ziemliche Anzahl Obstbäume. Mitten in diesem Garten sah man den mit Stroh bedeckten Schuppen, in welchen sich Martial mit Franz und Amandine zurückziehen wollte. Auf dieser Seite endigte die Insel an ihrer Spitze in einer Art Stacket von dicken Pfählen, welche die Abschwemmung des Landes verhindern sollten.

Vor dem Hause, fast ganz dicht vor dem Landungsplatze stand eine Laube von grün angestrichenen Latten, welche im Sommer die kletternden Zweige von wildem Weine und Hopfen trug, und in welche die Trinker sich zu setzen pflegten.

An dem einen Ende des Hauses, das weiß angestrichen und mit Ziegeln bedeckt war, bildete ein Holzstall einen kleinen Flügel, der weit niedriger war als das Hauptgebäude. Fast über diesem Flügel bemerkte man ein Fenster mit Laden, der mit Blech beschlagen und von außen durch zwei eiserne Querstangen in starken Klammern festgehaltrn wurde.

An den Pfählen des Aussteigeplatzes schaukelten sich drei Böte.

In einem dieser Böte kauerte Nicolaus und probirte die Klappe, die er in demselben angebracht hatte.

Auf einer Bank vor der Laube stand Kürbiß, die ältere Schwester des Nicolaus, hatte die Hand schirmartig über die Augen gelegt und sah in der Richtung hin, in welcher Madame Seraphin mit Marien-Blume ankommen mußte.

„Ich sehe noch Niemanden, weder die Alte noch die Junge," sagte das Mädchen zu Nicolaus, indem sie von der Bank herunterstieg; „es wird werden wie gestern; wir warten umsonst. Wenn sie nicht binnen einer halben Stunde ankommen, — müssen wir fort; das Unternehmen mit Roth-Arm ist besser und er wartet auf uns. Die Mäklerin kommt um fünf Uhr zu ihm; wir müssen vor ihr dort sein. Die Eule hat es uns diesen Morgen noch einmal gesagt."

„Du hast Recht," entgegnete Nicolaus, indem er aus seinem Boote trat. „Daß das Donnerwetter die Alte erschlage, die uns zu Narren hat! Die Klappe geht prächtig. Statt der zwei Geschäfte machen wir vielleicht nur eins. — Uebrigens brauchen Roth-Arm und Barbillon uns; sie allein können nichts thun."

„Ja wohl, denn während der Schlag ausgeführt wird, muß Roth-Arm draußen Wache halten und Barbillon ist nicht stark genug, um allein die Mäklerin in den Keller zu ziehen —"

„Sagte die Eule nicht lachend, sie hätte den Schulmeister in diesen Keller in P e n s i o n gethan?"

„In diesen nicht, in einen andern, der weit tiefer ist und in den das Wasser tritt, wenn der Fluß anschwillt —"

„Ein schöner Aufenthalt für den Schulmeister! So allein da zu sein und blind!"

„Wenn er auch die besten Augen hätte, würde er doch nichts sehen; es ist in dem Keller so finster wie in einem Backofen."

„Nun, wenn er zu seiner Zerstreuung alle Lieder gesungen hat, die er kennt, muß ihm doch die Zeit niedlich lang werden.“

„Die Eule sagte, er vertreibe sich die Zeit mit der Rattenjagd und der Keller sei sehr reich an diesem Wildpret.“

„Nicolaus, bei den Leuten, die sich langweilen müssen,“ sagte das Mädchen mit einem häßlichen Lächeln, indem sie auf das mit dem Laden verschlossene Fenster zeigte, „fällt mir ein, daß da Einer ist, der sein eigenes Blut essen muß —“

„Bah! er schläft. — Seit heute früh rührt er sich nicht mehr und sein Hund ist stumm —“

„Vielleicht hat er ihn erwürgt, um ihn zu essen. — Seit zwei Tagen müssen sie fürchterlich hungern und dursten.“

„Das ist ihre Sache. — Martial kann es noch lange aushalten, wenn er Lust dazu hat. — Ist es vorbei, so sagt man, er sei an einer Krankheit gestorben und es kräht kein Hahn darnach.“

„Meinst Du?“

„Gewiß. Die Mutter begegnete heute früh auf dem Wege nach Asnières dem alten Ferot, dem Fischer. Da er sich wunderte, seinen Freund Martial seit zwei Tagen nicht gesehen zu haben, so sagte ihm die Mutter, er könne das Bett nicht verlassen, so krank sei er, und er werde wohl sterben. Der alte Ferot hörte es an und glaubte es; er wird es weiter erzählen, und wenn die Sache geschieht, so wird sie ganz einfach aussehen.“

„Ja, aber er wird noch nicht gleich sterben; auf diese Weise dauert es lange.“

„Es gab kein anderes Mittel, zum Ziele zu kommen. Der verfluchte Martial ist, wenn er wild wird, böse wie der Teufel und stark wie ein Ochse überdies; er traute nicht und wir hätten uns nicht ohne Gefahr an ihn wagen können. Was konnte er aber thun, nachdem seine Thüre

einmal von außen zugenagelt war? Sein Fenster war vergittert —"

„Er hätte die Gitterstäbe ausheben können, wenn er mit seinem Messer den Gyps ausgegraben hätte, und er würde es gewiß auch gethan haben, wenn ich nicht auf der Leiter hinaufgestiegen wäre und ihm die Hände mit dem Beile zerhackt hätte, so oft er an die Arbeit ging."

„Eine schöne Art Schildwache! Du mußt Dich da oben gut unterhalten haben," sagte der Räuber lachend.

„Ich mußte Dir doch Zeit lassen, mit dem Bleche anzukommen, das Du bei dem Vater Micou gekauft hattest."

„Der liebe Bruder wird wüthend gewesen sein —"

„Er knirschte mit den Zähnen wie ein Toller; zwei oder drei Mal wollte er mich zwischen den Stäben hindurch mit dem Stocke herunterstoßen; da er aber nur noch eine Hand frei hatte, so konnte er nicht arbeiten und die Stäbe nicht herausheben . . ."

„Glücklicher Weise giebt es keinen Kamin in seiner Stube."

„Und die Thüre ist fest und die Hand ist ihm verdorben! Sonst wäre er im Stande, er machte sich durch die Dielen ein Loch —"

„Und die Balken? Wie könnte er durch diese kommen? Nein; wir brauchen nicht zu fürchten, daß er entkomme; der Laden ist mit Blech beschlagen und durch zwei Eisenstangen festgehalten, — die Thüre ist mit drei Zoll langen Nägeln von außen zugenagelt. — Sein Sarg ist also fester als wäre er von Eichenholz und Blei."

„Wenn aber die Wölfin aus dem Gefängnisse entlassen wird, hierher kommt und ihren Mann sucht — wie sie ihn nennt?"

„So sagen wir ihr: suche ihn —"

„Weißt Du, daß die beiden Kinder, wenn die Mutter sie nicht eingesperrt hätte, im Stande wären, die Thüre wie Ratten zu zernagen, um Martial zu befreien? Der

Franz ist ein wahrer Teufel, seit er merkt, daß wir den großen Bruder eingesperrt haben."

„Lassen wir sie oben in der Stube, während wir die Insel verlassen? Ihr Fenster ist nicht vergittert; sie können also heraussteigen —"

In diesem Augenblicke erregte Geschrei und Schluchzen, das aus dem Hause drang, die Aufmerksamkeit der Geschwister.

Sie sahen die Thüre des Erdgeschosses, welche bis dahin offen gestanden hatte, heftig zuschlagen und eine Minute später erschien das bleiche finstere Gesicht der Wittwe Martial an dem Gitter des Küchenfensters.

Sie winkte mit ihrem langen dürren Arme ihren Kindern, ihr zu Hilfe zu kommen.

„Es giebt etwas; ich wette, daß Franz wieder eigensinnig ist," sagte Nicolaus. „Der verfluchte Martial! Wäre er nicht gewesen, so würden wir mit dem Jungen gar keine Noth gehabt haben... Nun, sieh Dich immer um und rufe mich, wenn die beiden Frauenzimmer kommen."

Während die Schwester wieder auf die Bank stieg und sich umsah, ob Madame Seraphin und die Schallerin ankämen, ging Nicolaus in das Haus hinein.

Die kleine Amandine kniete mitten in der Küche, schluchzte und bat um Gnade für ihren Bruder Franz.

Dieser hatte sich in eine Ecke der Küche gedrückt, schwang drohend das Beil des Nicolaus und schien entschlossen zu sein, diesmal dem Willen seiner Mutter einen verzweifelten Widerstand entgegen zu setzen.

Die Wittwe stand kalt und schweigend da, deutete auf den Eingang in den Keller, dessen Thüre angelehnt war, und winkte ihrem Sohne Nicolaus, Franz in denselben einzusperren.

„Ich lasse mich nicht da hinein sperren!" rief der Knabe entschlossen aus, dessen Augen funkelten wie die einer jungen wilden Katze. „Ihr wollt mich da mit Amandine verhungern lassen wie den Bruder Martial."

„Mutter, um der Liebe Gottes willen, laß uns oben in unserer Kammer wie gestern," bat das kleine Mädchen in flehentlichem Tone und mit gefaltenen Händen; „in dem dunkeln Keller fürchten wir uns zu sehr —"

Die Wittwe sah Nicolaus ungeduldig an, als mache sie es ihm zum Vorwurfe, daß er ihren Befehl noch nicht vollzogen habe, dann zeigte sie mit einer neuen gebieterischen Geberde auf Franz.

Der Knabe erhob, als er den Bruder herankommen sah, verzweifelt das Beil und rief aus:

„Wer mich in den Keller sperren will, — er mag die Mutter oder Nicolaus sein, — den haue ich mit dem Beile und das Beil ist scharf —"

Nicolaus fühlte wie die Wittwe die Nothwendigkeit, die beiden Kinder zu hindern, Martial beizustehen, während sie allein im Hause blieben, eben so ihnen die Kenntniß der Auftritte zu entziehen, die geschehen sollten, denn von ihrem Fenster aus sah man auf den Fluß, wo man Marien-Blume ertränken wollte.

Nicolaus, der so schlecht als feig war und keineswegs Lust hatte, sich einen Hieb mit dem gefährlichen Beile geben zu lassen, das sein jüngerer Bruder in der Hand hatte, zögerte noch immer, denselben zu fassen.

Die Wittwe erzürnte sich über dieses Zögern ihres älteren Sohnes und stieß ihn auf Franz zu.

Nicolaus aber wich von neuem zurück und sagte:

„Ich kann ja nichts thun, Mutter, wenn ich eine Wunde bekomme. — Du weißt, daß ich meine Arme eben sehr nöthig brauchen werde, und ich fühle den Schlag noch, den mir Martial gab —"

Die Wittwe zuckte verächtlich die Achseln und that einen Schritt auf Franz zu.

„Komm mir nicht zu nahe, Mutter!" rief Franz wüthend aus, „oder Du mußt für alle Schläge büßen, die Du mir und Amandinen gegeben hast —

„Bruder, laß Dich lieber einsperren. — Ach Gott! schlage die Mutter nicht!“ rief Amandine entsetzt aus.

Nicolaus erblickte in diesem Augenblicke auf einem Stuhle eine große wollene Decke; diese nahm er, schlug sie halb auseinander und warf sie geschickt Franz über den Kopf, so daß der Knabe von seiner Waffe keinen Gebrauch machen konnte.

Nun fiel Nicolaus über ihn her und trug ihn mit Hilfe seiner Mutter in den Keller.

Amandine war mitten in der Küche auf ihren Knien liegen geblieben. Sobald sie das Schicksal ihres Bruders sah, stand sie rasch auf und eilte freiwillig, trotz ihrer Furcht, zu ihm in den finstern Keller hinein.

Die Thüre wurde hinter ihnen verschlossen.

„Der Martial ist Schuld, daß die Kinder jetzt ganz des Teufels sind,“ sagte Nicolaus.

„Man hört seit heute früh in seiner Stube nichts mehr,“ sagte die Wittwe und sie schauderte, „gar nichts —“

„Das beweist, Mutter, daß Du ganz recht thatest, als Du zu dem alten Ferot in Asnières sagtest, Martial liege seit zwei Tagen todtkrank im Bette. — Wenn es vorbei ist, wird man sich nicht wundern.“

Nach einer kurzen Pause sagte die Wittwe, gleichsam als hätte sie einem peinlichen Gedanken entgehen wollen:

„Ist die Eule hier gewesen, während ich in Asnières war?“

„Ja, Mutter.“

„Warum blieb sie nicht, um uns zu Roth=Arm zu begleiten? Ich traue ihr nicht.“

„Du trauest Niemandem, Mutter; heute ist Dir die Eule nicht recht, gestern hattest Du gegen Roth=Arm Einwendungen.“

„Roth=Arm ist frei und mein Sohn in Toulon; dennoch hatten sie den Diebstahl zusammen gemacht.“

„Das wiederholst Du fortwährend. — Roth=Arm ist davon gekommen, weil er schlau ist. Es ist ja ganz einfach.

— Die Eule blieb nicht hier, weil sie um zwei Uhr bei dem Observatorium eine Zusammenkunft mit dem großen Manne in Trauer hat, für dessen Rechnung sie mit Hilfe des Schulmeisters und des kleinen Lahmen das junge Landmädchen entführt hat. Warum sollte die Eule uns verrathen, da sie uns Alles sagt, was sie anspinnt, wir aber ihr nichts sagen? Sie weiß nichts von der Badegeschichte, die wir jetzt vornehmen wollen. — Die Wölfe fressen einander nicht, Mutter. — Es giebt heute einen guten Tag; denke Dir, die Mäklerin hat oft für 20 bis 30,000 Frcs. Diamanten in ihrem Strickbeutel — und ehe zwei Stunden vergehen, haben wir sie in dem Keller Roth-Arms. Dreißigtausend Francs! Bedenke!"

„Roth-Arm soll draußen vor seinem Wirthshause bleiben, während wir die Mäklerin halten?" fragte die Wittwe argwöhnisch.

„Wo soll er sonst sein? Wenn Jemand zu ihm kommt, muß er doch da sein und die Leute abhalten, dahin zu kommen, wo wir unsere Sache abmachen."

„Nicolaus! — Nicolaus!" rief jetzt dessen Schwester draußen; „es kommen zwei Frauenzimmer —"

„Schnell, Mutter, Deinen Shawl, ich will Dich gleich mit hinübernehmen," sagte Nicolaus.

Die Wittwe hatte statt ihrer gewöhnlichen Mütze ein schwarzes Tüllhäubchen aufgesetzt. Jetzt nahm sie einen grau und weiß carrirten großen Shawl um, schloß die Küchenthüre zu, legte den Schlüssel hinter einen der Laden im Erdgeschosse und folgte ihrem Sohne an den Landungsplatz.

Fast unwillkürlich warf sie, ehe sie die Insel verließ, noch einen Blick auf das Fenster Martial's; sie kniff dabei die Augenbrauen zusammen, biß sich auf die Lippe und murmelte, während sie schauderte: „es ist seine Schuld! — es ist seine Schuld."

„Nicolaus, siehst Du sie — da unten? Eine Frau aus der Stadt und eine vom Dorfe," sagte die Schwester, in-

dem sie auf das Ufer hinüber auf Madame Seraphin und Marien-Blume zeigte, die auf einem Fußwege herabkamen.

„Wir wollen das Signal abwarten, damit nicht etwa eine Verwechselung passirt," sagte Nicolaus.

„Bist Du blind? Erkennst Du die alte dicke Frau nicht, die gestern hier war? Sieh doch ihren orange Shawl! Wie schnell das Bauermädchen läuft! O, — die ist noch unerfahren! Man sieht es, daß sie nicht weiß, was sie erwartet —"

„Ja, ich erkenne die dicke Frau... Wir müssen nun einig werden, Schwester, wie wir uns benehmen. Ich werde die Alte und die Junge in das Boot mit der Klappe nehmen, Du folgst mir in dem andern und ruderst so, daß ich mit einem Sprunge in Deinem Boote sein kann, sobald ich die Klappe in dem meinigen aufgestoßen habe."

„Fürchte nichts; rudere ich denn das erste Mal?"

„Ich fürchte nicht zu ertrinken, Du weißt ja, wie ich schwimme, aber — wenn ich nicht zu rechter Zeit in das andere Brot spränge, könnten sich die Frauenzimmer in der Angst an mich anklammern und — ich habe keine Lust, mit ihnen zu gehen."

„Die Alte winkt mit ihrem Tuche," sagte das Mädchen; „sie sind jetzt am Ufer."

„Komm, komm, Mutter," sagte Nicolaus, indem er sein Boot losband; „komm her in mein Boot. — Die Beiden drüben werden dann nichts argwöhnen. Du, Schwester, springe in das andere und rudere tüchtig. — Da, nimm meinen Haken — lege ihn neben Dich und nun vorwärts!" sagte der Bandit, indem er in das Boot seiner Schwester eine lange Stange mit einer scharfen Spitze legte.

Nach wenigen Augenblicken erreichten die beiden Böte das Ufer, wo Madame Seraphin und Marien-Blume warteten.

Während Nicolaus sein Boot an einem Pfahle am Ufer anband, trat Madame Seraphin zu ihm und sagte leise und

schnell zu ihm: „Sagen Sie, Madame Georges warte auf uns;" dann fuhr die Haushälterin des Notars fort:

„Wir haben uns etwas verspätiget —"

„Ja, Madame Georges hat schon mehrmals gefragt."

„Sehen Sie, liebes Kind, Madame Georges wartet auf uns," sagte Madame Seraphin, indem sie sich nach Marien=Blume umdrehete, der es trotz ihrem Vertrauen bei dem Anblicke der Wittwe und der beiden Kinder derselben etwas unheimlich zu Muthe wurde. Aber der Name der Madame Georges beruhigte sie wieder, und sie antwortete:

„Ich sehne mich eben so sehr, Madame Georges zu sehen; zum Glück dauert die Ueberfahrt nicht lange —"

„Die liebe Dame wird sich freuen!" fuhr Madame Seraphin fort. Dann wendete sie sich an Nicolaus und sagte: „Ziehen Sie Ihr Boot noch etwas näher heran, damit wir einsteigen können." — Leise setzte sie hinzu: „Die Kleine muß durchaus ertrinken; kommt sie empor, so stoßen Sie sie nur wieder hinein."

„Ja, ja; ganz unbesorgt! Wenn ich Ihnen winke, geben Sie mir Ihre Hand. — Sie sinkt dann ganz allein, Alles ist vorbereitet, und Sie brauchen nicht ängstlich zu sein," antwortete Nicolaus leise. Ohne von der Schönheit und Jugend der Schallerin gerührt zu werden, reichte er dieser die Hand.

Das Mädchen stützte sich leicht darauf, und trat in das Boot.

„Nun Sie, Madame," sagte Nicolaus zu Madame Seraphin.

Und er bot ihr ebenfalls die Hand.

War es Ahnung, Mißtrauen oder blos die Besorgniß, nicht schnell genug aus dem Boote herausspringen zu können, wenn es Nicolaus sinken lassen würde, genug die Haushälterin des Notars sagte zu Nicolaus:

„Ich werde doch lieber in dem andern Boote überfahren —"

Und sie nahm ihren Platz bei der Schwester des Nicolaus.

„Wie Sie wollen,“ antwortete Nicolaus mit einem ausdrucksvollen Blicke auf seine Schwester, worauf er sein Boot abstieß.

Die Schwester folgte ihm, als Madame Seraphin neben ihr war.

Die Wittwe stand unterdeß unbeweglich am Ufer, gleichgiltig bei diesem Anblicke, und sah, in Gedanken vertieft, nach dem Fenster Martial's hinüber, das durch die Pappeln hindurch zu erkennen war.

Die beiden Böte, deren erstes Marien-Blume und Nicolaus, das zweite Madame Seraphin und die Tochter der Wittwe trug, entfernten sich langsam vom Ufer.

III.

Des Wiedersehens Glück.

Ehe wir dem Leser die Entwicklung des Drama's in dem Boote mit der Klappe berichten, müssen wir einmal umkehren.

Wenige Augenblicke nachdem Marien-Blume mit Madame Seraphin St. Lazarus verlassen hatte, war auch die Wölfin aus dem Gefängnisse entlassen worden.

In Folge der Empfehlungen der Madame Armand und des Directors, welche sie für die gute That für die Mont-Saint-Jean belohnen wollten, hatte man der Geliebten Martial's die wenigen Tage erlassen, die sie eigentlich noch in dem Gefängniß zubringen sollte.

In dem Geiste dieses verdorbenen unbändigen Mädchens war übrigens eine vollständige Umwandlung vorgegangen.

Die Wölfin hatte ihr früheres Leben verabscheuen lernen, da ihr fortwährend das Bild des stillen, arbeitsamen Lebens vorschwebte, das Marien=Blume ihr geschildert hatte.

Ihr einziges Ziel, ihr steter Gedanke, gegen welchen sich alle ihre frühern schlechten Neigungen vergebens gesträubt hatten, war jetzt, mit Martial allein und verborgen im tiefen Walde zu leben.

Um diese schnelle und aufrichtige Bekehrung zu bewirken, hatte Marien=Blume nach ihrem gesunden Verstande so bei sich gedacht:

Die Wölfin, ein heftiges und entschlossenes Mädchen, liebte ihren Martial leidenschaftlich, und muß also mit Freuden die Möglichkeit ergreifen, aus dem schmachvollen Leben herauszukommen, dessen sie sich zum ersten Male schämt, und sich ganz jenem rauhen Manne zu widmen, dessen Neigungen sie sämmtlich in sich aufgenommen hat, jenem Manne, welcher die Eimsamkeit aufsucht aus Neigung, und um der Schande zu entgehen, welche auf seiner verbrecherischen Familie lastet.

Mit Hilfe blos dieser Elemente, die sie aus ihrem Gespräche mit der Wölfin geschöpft, hatte Marien=Blume, indem sie der ungestümen Liebe und dem kühnen Charakter des Mädchens eine gute Richtung gab, eine Ehrlose in eine brave Frau umgewandelt. Denn ist es nicht der Wunsch einer braven Frau, nur an die Heirath mit Martial zu denken, um sich mit ihm in den Wald zurückzuziehen und da arbeitend, vielleicht unter Entbehrungen zu leben?

Nachdem die Wölfin freigelassen war, dachte sie an nichts, als ihren M a n n, wie sie sich ausdrückte, wiederzusehen. Seit mehrern Tagen hatte sie keine Nachricht von ihm erhalten. In der Hoffnung also, ihn auf der Insel des Aussuchers zu treffen, und entschlossen, dort zu warten, wenn er nicht da sein sollte, stieg sie in ein Cabriolet, und ließ sich an die Brücke von Asnières bringen, über welche sie etwa eine Viertelstunde vorher gegangen war, als

Madame Seraphin und Marien-Blume an dem Seineufer in der Nähe des Gypsofens erschienen.

Da Martial nicht kam, um die Wölfin in seinem Boote auf die Insel hinüber zu holen, so wendete sie sich an einen Fischer, den alten Ferot, der in der Nähe der Brücke wohnte.

Um vier Uhr Nachmittags hielt also ein Cabriolet am Eingange eines Gäßchens von Asnières. Die Wölfin gab dem Kutscher hundert Sous, war mit einem Sprunge heraus und eilte nach der Wohnung des Fischers Ferot zu.

Die Wölfin, welche ebenfalls ihre Gefängnißkleidung abgelegt hatte, trug ein dunkelgrünes Merinoskleid, einen rothen Shawl mit Palmenmustern und ein Tüllhäubchen mit Band; ihr dichtes krauses Haar war kaum glatt gestrichen, denn in der Ungeduld, Martial zu sehen, hatte sie sich mit mehr Eile als Sorgfalt angekleidet.

Jedes andere Mädchen hätte sich nach einer so langen Trennung ohne Zweifel die Zeit genommen, um sich für dieses erste Wiedersehen zu putzen; die Wölfin kümmerte sich darum wenig. Sie wollte vor allen Dingen ihren Mann so bald als möglich sehen, erstlich aus heftiger Sehnsucht, wie sie die leidenschaftliche Liebe kennt, welche solche Menschen bisweilen bis zum Wahnsinn aufregt, dann aber auch, um Martial den heilsamen Entschluß mitzutheilen, den sie nach dem Gespräche mit Marien-Blume gefaßt hatte.

Die Wölfin kam bei dem Hause des Fischers bald an.

Der alte Ferot, ein Mann mit weißem Haar, saß vor seiner Thüre und besserte seine Netze aus.

Schon von weitem, sobald sie ihn erblickte, rief ihm die Wölfin zu:

„Ihr Boot, Vater Ferot! Schnell! Schnell!“

„Ach, Sie sind es, Mamsell; guten Tag. — Habe ich Sie doch lange nicht hier gesehen.“

„Ja, — aber Ihr Boot! Schnell, — auf die Insel hinüber.“

„Heute ist es nicht möglich, Mamsell.“

„Warum nicht möglich?“

„Mein Junge hat das Boot genommen und ist mit den Andern zum Wettrudern nach St. Ouen gefahren. Es ist an dem ganzen Ufer kein einziges Boot zu haben —“

„Donnerwetter!“ rief die Wölfin aus und sie stampfte mit dem Fuße.

„Es thut mir wirklich leid, Sie nicht auf die Insel hinüberbringen zu können, — denn wahrscheinlich geht es noch schlechter mit ihm.“

„Schlechter? — mit wem?“

„Nun mit dem Martial.“

„Martial!“ rief die Wölfin aus, indem sie den alten Ferot am Kragen faßte; „mein Mann ist krank?“

„Das wissen Sie nicht?“

„Martial?!“

„Ja, ja, — aber Sie zerreißen mir ja meine Blouse. Stehen Sie doch ruhig.“

„Er ist krank? Und seit wann?“

„Seit zwei oder drei Tagen.“

„Das ist nicht wahr; er hätte mir es sonst geschrieben.“

„Er ist so krank, daß er nicht schreiben kann.“

„So krank, daß er nicht schreiben kann? Aber auf der Insel ist er? — Das wissen Sie gewiß?“

„Ich will Ihnen erzählen, was ich weiß. — Heute früh begegnete ich der Wittwe Martial. — Gewöhnlich gehe ich, wenn ich sie auf der einen Seite sehe, auf die andere, — Sie verstehen mich schon, — denn ich liebe ihre Gesellschaft nicht —“

„Aber mein Mann? wo ist er?“

„So warten Sie doch. — Diesmal konnte ich seiner Mutter nicht ausweichen und hielt es also für gut, auch mit ihr zu reden; sie sieht so bös aus, daß ich mich vor ihr fürchte, und übrigens ist sie auch stärker als ich. — Ich habe seit zwei Tagen Ihren Martial nicht gesehen, sagte ich also zu ihr; ist er in die Stadt gegangen? Darauf sah

sie mich mit großen schrecklichen Augen an, die mich umgebracht hätten, wenn es Pistolen gewesen wären, wie man zu sagen pflegt —"

„Ich sterbe vor Ungeduld. — Nun? — nachher?"

Der alte Ferot schwieg einen Augenblick. Dann fuhr er fort:

„Sehen Sie, Sie sind ein gutes Mädchen, — versprechen Sie mir, nichts zu verrathen, und ich will Ihnen Alles sagen, was ich weiß —"

„Von meinem Manne?"

„Ja, denn sehen Sie, Martial ist gut, ob er gleich ein Hitzkopf ist, und es wäre Schade, wenn ihn durch die böse Alte, seine Mutter, oder durch seinen schlechten Bruder ein Unglück betreffen sollte . . ."

„Aber was geht vor? — Was haben ihm seine Mutter und sein Bruder gethan? — wo ist er? he? So reden Sie doch, reden Sie, Vater Ferot!"

„Lassen Sie meine Blouse los! — Wenn Sie mich immer unterbrechen und mir meinen Kittel vom Leibe reißen, so werde ich nie fertig und Sie erfahren nichts —"

„Ach, Geduld, steh' mir bei!" rief die Wölfin aus und sie stampfte von neuem mit dem Fuße.

„Sie wollen also gegen Niemanden verrathen, was ich Ihnen erzähle?"

„Nein! Nein! Nein!"

„Auf's Ehrenwort?"

„Vater Ferot, — mich rührt der Schlag —"

„Ist das ein Mädchen! So gedulden Sie sich doch nur. — Also erstens muß ich Ihnen sagen, daß Martial mit seiner Familie schlechter steht als je, so daß ich mich nicht wundern würde, wenn sie ihm eins versetzten. — Deswegen thut mir es auch so leid, daß ich mein Boot nicht da habe, — denn wenn Sie glauben, die auf der Insel würden Sie hinüber holen, so verrechnen Sie sich —"

„Das weiß ich. — Aber was sagte die Mutter meines Mannes? Auf der Insel also ist er krank geworden?"

„Stören Sie mich nicht in meiner Erzählung. — Diesen Morgen also sagte ich zu der Wittwe: Ich habe seit zwei Tagen den Martial nicht gesehen, — sein Boot liegt drüben angebunden; — ist er in der Stadt? Die Wittwe sah mich groß an und sagte: er liegt krank auf der Insel, so krank, daß er nicht wieder aufstehen wird. Da dachte ich bei mir: wie geht das zu? Vor drei Tagen noch — Nun — Was —?“ unterbrach sich der alte Fischer, . . . „Wohin wollen Sie? — Wohin zum Teufel läuft sie?“

Die Wölfin, welche das Leben Martial's durch die Bewohner der Insel gefährdet hielt, hörte in ihrer großen Angst und Wuth nicht länger auf den Fischer und lief an der Seine hin.

Einige topographische Details sind zum Verständniß der nachfolgenden Scenen unumgänglich nothwendig.

Die Insel des Aussuchers lag dem linken Flußufer näher als dem rechten, von dem aus Madame Seraphin und Marien-Blume in den Böten abgeholt worden waren.

Die Wölfin befand sich auf dem linken Ufer.

Die Insel war nun zwar nicht so sehr hoch, dennoch verhinderte sie in ihrer ganzen Länge das Hinübersehen an das andere Ufer. So hatte die Geliebte Martial's das Einsteigen und das Ueberfahren der Schallerin nicht sehen können, wie die Familie des Aussuchers die Wölfin nicht erblicken konnte, welche in diesem Augenblicke an dem entgegengesetzten Ufer hinlief.

Auch müssen wir den Leser daran erinnern, daß das Landhaus des Doctor Griffon, in welchem vor der Hand der Graf von St. Remy wohnte, an dem linken Ufer dicht am Wasser und an der Stelle stand, wo die Wölfin sich jetzt befand.

Sie ging, ohne sie zu sehen, an zwei Personen vorüber, denen das verstörte Aussehen des Mädchens auffiel und die ihr deshalb nachblickten. Die beiden Personen waren der Graf von St. Remy und der Doctor Griffon.

Die Wölfin hatte, sobald sie von der Gefahr ihres Geliebten gehört hatte, den Entschluß gefaßt, dahin zu eilen, wo er sich befand. Je näher sie aber der Insel kam, um so deutlicher erkannte sie die Schwierigkeit, an dieselbe hinüber zu gelangen. Sie durfte, wie es der alte Fischer ihr gesagt, auf kein fremdes Boot rechnen und von der Familie Martial holte sie sicherlich Niemand hinüber.

Athemlos, hochgeröthet, mit funkelnden Augen blieb sie also der Spitze der Insel gegenüber stehen, welche an dieser Stelle eine Krümmung machte und so dem Ufer ziemlich nahe kam.

Die Wölfin konnte durch die blätterlosen Zweige der Weiden und Pappeln hindurch das Dach des Hauses sehen, in welchem Martial vielleicht im Sterben lag.

Bei diesem Anblicke stieß sie ein lautes Ach! aus, warf ihren Shawl und ihr Häubchen ab, ließ ihr Kleid herunterfallen, behielt nur ihren Unterrock an, sprang unverzagt in den Fluß, ging, so lange sie Grund fand, und fing, als sie denselben verlor, muthig an nach der Insel hinzuschwimmen.

Bei jeder ihrer kräftigen Armbewegungen zitterte das lange Haar der Wölfin, das sich aufgelöst hatte, um ihren Kopf wie eine braune Mähne.

Ohne die glühenden stieren Augen, die unabläßig auf das Haus Martial's gerichtet waren, ohne ihre durch entsetzliche Angst verzerrten Züge hätte man glauben können, die Geliebte des Wilddiebes spiele mit den Wellen, so frei, so sicher schwamm das Mädchen. Ihre weißen männlichkräftigen Arme, die zur Erinnerung an ihren Geliebten tättowirt waren, theilten das Wasser, das in feuchten Perlen über ihre breiten Schultern und über die feste starke Brust spritzte, die einem Marmorbilde glich.

Mit einem Male ertönte von der andern Seite der Insel ein Angstschrei, — ein entsetzlicher, verzweiflungsvoller Angstschrei.

Die Wölfin erschrak und hielt an.

Dann schlug sie mit der einen Hand ihr dichtes Haar zurück und horchte.

Ein neuer Schrei erklang, — aber er war schwächer, gleichsam bittend, — krampfhaft, wie aus sterbender Brust.

Dann war Alles wieder todtenstill.

„Mein Mann!!" rief die Wölfin aus und fing an, angestrengt weiter zu schwimmen.

Sie hatte in ihrer Angst die Stimme Martial's zu erkennen geglaubt.

Der Graf und der Doctor, an denen die Wölfin vorbeigelaufen war, hatten ihr nicht folgen können, um sie an ihrem tollkühnen Unternehmen zu hindern.

Sie kamen eben der Insel gegenüber an, als sich die beiden Angstrufe hören ließen.

Sie blieben eben so erschrocken stehen als die Wölfin.

Als sie diese unerschrocken gegen die Strömung kämpfen sahen, sagten sie zu einander:

„Die Unglückliche wird ertrinken."

Ihre Besorgnisse waren ungegründet.

Die Geliebte Martial's schwamm wie eine Fischotter, — noch einige Ruderschläge mit den Armen und das muthige Mädchen gelangte an das Ufer.

Sie hatte bereits wieder Grund unter den Füßen und hielt sich, um hinaus zu steigen, an einem der Pfähle an, welche am Ende der Insel eine Art Stacket bildeten, als plötzlich, von dem Strome getragen, an diese Pfahlreihe langsam der Körper eines jungen Bauernmädchens herangeschwommen kam. Sich mit einer Hand an einen der Pfähle anklammern, mit der andern rasch das Mädchen am Kleide fassen, war bei der Wölfin das Werk eines Augenblicks.

Nur zog sie die Unglückliche, welche sie zu retten versuchte, so ungestüm an sich, daß sie einen Augenblick unter dem Wasser verschwand.

Da raffte die Wölfin ihre ganze Kraft zusammen, hob die Schallerin (denn diese war es), die sie noch nicht erkannt hatte, empor, nahm sie wie ein Kind auf ihre Arme,

that noch einige Schritte in dem Flusse hin und legte sie endlich an dem rasigen Ufer der Insel nieder.

„Muth! Muth!" rief ihr der Graf von St. Remy zu, welcher wie der Doctor Griffon Zeuge dieser muthigen Rettung gewesen war. „Wir gehen über die Brücke von Asnières und kommen Ihnen in einem Boote zu Hilfe."

Beide schritten schnell nach der Brücke zu.

Die Wölfin hörte diese Worte nicht.

Wir wiederholen, daß man von dem rechten Ufer der Seine aus, wo sich Nicolaus, dessen Schwester und Mutter nach ihrem schändlichen Verbrechen noch befanden, durchaus nicht sehen konnte, was an der andern Seite der Insel vorging.

Marien-Blume, jetzt von der Wölfin an das Ufer der Insel gebracht, war gesunken, um vor den Augen ihrer Mörder nicht wieder zum Vorscheine zu kommen, — diese mußten also glauben, daß ihr Opfer ertrunken sei.

Einige Minuten nachher führte der Strom einen andern Leichnam fort, ohne daß die Wölfin ihn bemerkte.

Es war der Leichnam der Haushälterin des Notars, — denn diese war völlig todt.

Nicolaus und dessen Schwester hatten ein eben so großes Interesse als Jacob Ferrand, diesen Zeugen, diese Mitwisserin ihres neuen Verbrechens verschwinden zu lassen. Sobald also das Boot mit der Klappe mit Marien-Blume gesunken war, sprang Nicolaus in das andere Boot, welches seine Schwester ruderte und in dem sich Madame Seraphin befand. Bei seinem Hineinspringen wankte das Boot stark, die Haushälterin schwankte, und Nicolaus benutzte diesen Augenblick, um sie in den Fluß hineinzustoßen und ihr durch einen Stoß mit der Ruderstange vollends den Tod zu geben.

— — — — — — — — — — — —

Die Wölfin kniete erschöpft auf dem Rasen neben Marien-Blume, erholte sich und betrachtete das Gesicht derjenigen, welche sie dem Tode entrissen hatte.

Man denke sich ihr Erstaunen, als sie ihre Gefängniß-genossin erkannte, die Gefährtin, die einen so wohlthuenden, so unerwarteten Einfluß auf ihr Schicksal gehabt hatte.

Die Wölfin vergaß sogar einen Augenblick Martial.

„Die Schallerin!“ rief sie aus.

Mit vorgebeugtem Leibe, auf ihre Kniee und Hände gestützt, mit aufgelöstem Haar, mit triefenden Kleidern betrachtete sie das unglückliche Kind, das sterbend auf dem Grase lag, bleich, bewegungslos, mit halboffenen glanzlosen Augen, das schöne blonde Haar an die Schläfe gedrückt, mit bläulichen Lippen, schon erstarrten, eiskalten Händen —

„Die Schallerin!“ wiederholte die Wölfin; „welcher Zufall! — und ich wollte eben meinem Manne alles das Gute und Böse erzählen, das sie mir mit ihren Worten und Versprechungen gethan hat. — Die arme Kleine! — und ich finde sie hier todt! Aber nein — nein!“ rief die Wölfin aus, indem sie sich noch näher über Marien-Blume beugte und einen kaum bemerklichen Athem an derselben zu fühlen glaubte, — „nein, Gott! Gott! — sie athmet noch, — ich habe sie vom Tode gerettet! Das ist mir noch nicht passirt, daß ich Jemand gerettet hätte. — Das ist eine gute That, — das wird mir angerechnet werden. — Aber meinen Mann, meinen Mann muß ich auch retten. — Vielleicht liegt er eben jetzt im Sterben. — Seine Mutter und sein Bruder sind im Stande, ihn zu ermorden. — Freilich, — ich kann die arme Kleine hier nicht liegen lassen, — ich werde sie mit zu der Wittwe nehmen. — Sie muß ihr beistehen und mir Martial zeigen, — oder ich zerschlage Alles, ich schlage Alles todt. Ich kümmere mich weder um Mutter noch um Bruder, noch um Schwester, — wenn mein Mann da ist —“

Sie stand alsbald auf und nahm Marien-Blume wieder auf die Arme.

So eilte sie auf das Haus zu, denn sie zweifelte nicht, daß die Wittwe und deren Tochter trotz ihrer Schlechtigkeit sich der Geretteten annehmen würden.

Als die Geliebte Martial's auf dem höchsten Punkte der Insel angekommen war, wo von aus sie die beiden Ufer der Seine erblicken konnte, hatten sich Nicolaus, dessen Mutter und Schwester bereits entfernt.

Sie waren überzeugt, den doppelten Mord vollbracht zu haben, und eilten nun zu Roth-Arm.

In diesem Augenblicke verschwand auch ein Mann, der, am Ufer hinter dem Gypsofen versteckt, ungesehen dieser schrecklichen Scene beigewohnt hatte und ebenfalls das Verbrechen für vollbracht hielt.

Dieser Mann war Jacob Ferrand.

Das Boot des Nicolaus war an einem Pfahle am Ufer, an der Stelle angebunden, wo die Schallerin und Madame Seraphin eingestiegen waren.

Kaum verließ Jacob Ferrand den Gypsofen, um nach Paris zurückzukehren, als der Graf von St. Remy und der Doctor Griffon eilig über die Brücke von Asnières schritten, um auf dem Boote des Nicolaus, das sie von weitem gesehen hatten, auf die Insel hinüber zu fahren.

Die Wölfin fand zu ihrer großen Verwunderung, als sie am Hause der Aussucher ankam, die Thüre verschlossen.

Sie legte die noch immer ohnmächtige Marien-Blume in der Laube nieder und trat an das Haus. Sie kannte das Fenster der Stube Martial's; wie erschrak sie also, als sie den Laden vor diesem Fenster mit Blech beschlagen und durch zwei eiserne Stangen zugehalten sah!

Sie errieth einen Theil der Wahrheit und rief mit aller Kraft:

„Martial! Mein Mann!“

Niemand antwortete.

Erschreckt durch diese Stille, lief die Wölfin an dem Hause hin und her wie ein wildes Thier, das brüllend den

Eingang der Höhle sucht, in welcher sein Männchen eingeschlossen ist.

Von Zeit zu Zeit rief sie:

„Mein Mann — bist Du da?"

In ihrer Wuth rüttelte sie an den Eisenstangen vor dem Küchenfenster, schlug an die Mauer, klopfte an die Thüre. — Mit einem Male antwortete ihr ein dumpfes Geräusch im Innern des Hauses.

Die Wölfin zuckte zusammen und horchte.

Das Geräusch hörte wieder auf.

„Mein Mann hat mich gehört, — ich muß hinein, — und sollte ich die Thüre mit meinen Zähnen zernagen."

Sie rief und schrie von neuem.

Ein wiederholtes, aber schwaches Klopfen von innen an dem Fensterladen Martial's antwortete ihr.

„Er ist da!" rief sie aus, indem sie unter dem Fenster ihrer Geliebten stehen blieb. „Er ist da. — Wenn es nicht anders geht, reiße ich das Blech mit meinen Nägeln ab, — der Laden muß geöffnet werden."

Während sie dies bei sich dachte, erblickte sie eine große Leiter, die hinter einem Laden des unteren Saales halb versteckt war. Sie zog heftig an diesem Laden, dabei fiel der Hausschlüssel hervor, welchen die Wittwe da versteckt hatte.

„Wenn er schließt," dachte die Wölfin, während sie mit dem Schlüssel zur Thüre eilte, „kann ich in seine Stube hinaufgehen. — Die Thüre geht auf!" rief sie freudig; „mein Mann ist gerettet."

Als sie in die Küche trat, hörte sie das Rufen der beiden Kinder, die in dem Keller eingeschlossen waren und, als sie ein ungewöhnliches Geräusch vernahmen, um Hilfe riefen.

Die Wittwe hatte nicht geglaubt, daß in ihrer Abwesenheit Jemand auf die Insel oder in das Haus kommen würde, und sich deshalb damit begnügt, Franz und Amandine einzuschließen, den Schlüssel aber in dem Schlosse zu lassen.

Bruder und Schwester sprangen aus dem Keller heraus, sobald die Wölfin aufgeschlossen hatte.

„Ach, Wölfin, retten Sie den Bruder Martial, — er soll sterben,“ rief Franz. — „Seit zwei Tagen haben sie ihn in seine Stube eingesperrt.“

„Verwundet haben sie ihn nicht?“

„Nein, — ich glaube es nicht.“

„So komme ich zu rechter Zeit,“ sprach die Wölfin, indem sie zur Treppe eilte; aber nachdem sie einige Stufen hinauf war, kehrte sie um und sagte:

„Und die Schallerin vergesse ich! Amandine . . . mach' sogleich Feuer an — und trage mit Deinem Bruder an das Kamin ein armes Mädchen, das beinahe ertrunken wäre und das ich gerettet habe. — Sie liegt in der Laube. — Franz — ein Brecheisen — ein Beil, — einen Eisenstab, damit ich die Thüre meines Mannes aufbrechen kann —“

„Die Holzart ist da, aber die ist für Sie zu schwer,“ sagte der Knabe, indem er eine ungeheuere Art herbeischleppte.

„Zu schwer!“ antwortete die Wölfin, indem sie ohne Mühe die schwere Art hob, die sie unter andern Umständen vielleicht kaum hätte heben können.

Dann eilte sie die Treppe hinauf und rief den Kindern nochmals zu:

„Lauft und holt das Mädchen herein und tragt sie an das Feuer —“

Mit zwei Sätzen war die Wölfin am Ende des Ganges an der Thüre Martial's —

„Muth, Mann, Deine Wölfin ist da!“ rief sie, erhob dann die Art und erschütterte mit einem fürchterlichen Schlage die Thüre.

„Sie ist von draußen zugenagelt — Ziehe die Nägel heraus,“ sagte Martial mit schwacher Stimme.

Sie kniete sogleich nieder, brauchte die Art und die

Hände, die bald bluteten, und so gelang es ihr, mehrere starke, lange Nägel herauszuziehen.

Endlich konnte die Thüre geöffnet werden.

Martial sank bleich, mit blutigen Händen, fast bewegungslos in die Arme der Wölfin.

IV.

Die Wölfin und Martial.

„Endlich sehe ich Dich — endlich h a b e ich Dich," rief die Wölfin aus, indem sie Martial in die Arme schloß. Dann stützte sie ihn, trug sie ihn fast und half ihm sich auf eine Bank auf dem Gange setzen.

Einige Minuten lang saß Martial da schwach, mit verstörten Zügen und suchte sich von der heftigen Aufregung zu erholen, die seine geschwächten Kräfte erschüttert hatte.

Die Wölfin rettete ihren Geliebten, als er vor Ermattung und Verzweiflung den Tod kommen fühlte, weniger aus Mangel an Nahrung, als aus Mangel an Luft, die in einem Stübchen ohne Kamin, das überdies überall dicht verschlossen, selbst in den Ritzen der Thüre und Laden verstopft war, sich nicht erneuern konnte.

Die Wölfin lag zitternd vor Freude und Angst, mit Thränen in den Augen, auf ihren Knien und beobachtete alle Bewegungen in dem Gesichte Martial's.

Dieser schien sich allmälig zu erholen und sog in gewaltigen Zügen die reine Luft ein.

Nach einiger Zeit richtete er den Kopf empor, der ihm centnerschwer war, seufzte tief und schlug die Augen auf.

„Martial! — ich bin es. — Deine Wölfin! Wie geht es?"

„Besser —,“ antwortete er mit schwacher Stimme.

„Ach Gott! Was willst Du? — Wasser — Weinessig?“

„Nein, — nein,“ entgegnete Martial, der sich freier und freier fühlte, — „Luft — ach Luft, — neue Luft!“

Die Wölfin zerschlug, auf die Gefahr hin, sich die Hände zu verwunden, die vier Scheiben eines Fensters, das sie nicht hatte öffnen können, ohne vorher einen schweren Tisch bei Seite zu schieben.

„Jetzt — athme ich, ich athme. — Mein Kopf wird freier! —“ sagte Martial, der nun ganz zu sich kam.

Dann rief er, als erkenne er jetzt erst den Dienst, welchen ihm die Wölfin geleistet hatte, im Tone unaussprechlichen Dankes aus:

„Ohne Dich hätte ich sterben müssen, meine gute Wölfin.“

„Schon gut . . . Wie fühlst Du Dich jetzt?“

„Besser, — besser.“

„Hast Du Hunger?“

„Nein, — ich bin zu matt. — Am meisten litt ich von Luftmangel. — Ich würde erstickt sein, — es wäre schrecklich gewesen.“

„Und jetzt?“

„Ich lebe wieder auf, — ich stehe aus dem Grabe auf — und habe Dir es zu verdanken —“

„Aber Deine Hände — Deine armen Hände! Diese Wunden! Mein Gott, was haben sie Dir gethan?“

Nicolaus und die Schwester, die mich nicht zum zweiten Mal geradezu anzugreifen wagten, hatten mich eingesperrt, um mich verhungern zu lassen. — Ich wollte sie hindern, den Fensterladen zuzunageln — und die Schwester hieb mich mit dem Beile darauf —“

„Die Unmenschen! Man sollte glauben, Du wärest krank geworden und gestorben. — Deine Mutter hatte schon erzählt, Du wärst so krank, daß Du nicht wieder aufstehen würdest. — Deine Mutter — Mann — Deine Mutter!“

„Sprich nicht von ihr —,“ sagte Martial bitter. — Dann erst bemerkte er die nassen Kleidungsstücke und das seltsame Aussehen der Wölfin und fragte: „was ist Dir geschehen? Dein Haar ist ganz naß? — Du bist im Unterrock? Und der ist auch ganz naß?“

„Was liegt daran? Genug, ich habe Dich gerettet!“

„Aber erkläre mir, warum Du so durchnäßt bist.“

„Ich wußte, daß Du in Gefahr warst, — fand kein Boot —“

„Und Du bist herüber geschwommen?“

„Ja. — Aber Deine Hände! Laß sie mich küssen! Sie schmerzen! Die Unmenschen! Und ich war nicht da!“

„Meine gute Wölfin!“ rief Martial begeistert aus, „brav und muthig unter den Braven!“

„Hast Du nicht hierher geschrieben: „Tod den Feigen?“

Und die Wölfin zeigte auf ihren tättowirten Arm, auf dem jene Worte in unverlöschlichen Buchstaben zu lesen waren.

„Aber — Du frierst, — Du zitterst.“

„Nicht vor Frost —“

„Gleichviel. — Tritt da herein, — nimm den Mantel meiner Schwester und hülle Dich ein.“

„Aber —“

„Ich verlange es —“

In der nächsten Secunde hatte sich die Wölfin in einen carrirten Mantel gehüllt und kam wieder.

„Meinetwegen das zu wagen! Du konntest ertrinken!“ sagte Martial, indem er sie hocherfreut ansah —

„Im Gegentheil. — Ein armes Mädchen ertrank, — die habe ich gerettet, als ich an die Insel trat —“

„Du hast sie gerettet? Wo ist sie?“

„Unten — bei den Kindern —“

„Wer ist das Mädchen?“

„Ach halt! Wenn Du wüßtest, welcher Zufall, — welcher glückliche Zufall! Sie ist eine meiner Gefähr-

tinnen aus St. Lazarus, ein ganz ungewöhnliches Mädchen —"

„Wie so?"

„Denke Dir, ich liebte und ich haßte sie, weil sie mir den Tod und die Seligkeit zugleich in das Herz gesetzt hatte —"

„Sie?"

„Ja — Deinetwegen —"

„Meinetwegen?"

„Höre mich an, Martial —." Dann unterbrach sich die Wölfin und setzte hinzu: „nein, nein, ich werde nie den Muth haben —"

„Wozu denn?"

„Ich wollte Dich um etwas bitten. — Ich war deshalb, und um Dich zu sehen, hierher gekommen; als ich von Paris fortging, wußte ich nicht, daß Du in Gefahr warst."

„Nun, so rede —"

„Ich habe den Muth nicht mehr —"

„Du hast den Muth nicht mehr, — nach dem, was Du für mich gethan hast?"

„Eben deshalb. — Es würde herauskommen, als wollte ich es gerade dafür haben —"

„Und was wäre ich Dir nicht schuldig? Hast Du mich nicht schon bei meiner Krankheit im vorigen Jahre Tag und Nacht gepflegt?"

„Bist Du nicht mein Mann?"

„Weil ich Dein Mann bin und immer sein werde, mußt Du frei von der Leber weg reden."

„Immer willst Du es sein, Martial?"

„Immer, so wahr ich Martial heiße. — Für mich wird es in der Welt kein anderes Mädchen geben als Dich, Wölfin. — Magst Du dies oder das sein, — schlimm ist es, — aber es ist meine Sache; ich liebe Dich, Du liebst mich, und ich verdanke Dir das Leben. — Ich bin freilich nicht mehr derselbe, seit Du im Gefängniß gewesen bist. — Ich

habe viel darüber nachgedacht, — Du darfst nicht mehr sein, was Du warst —"

„Was meinst Du damit?"

„Jetzt will ich nicht mehr sagen, aber das muß ich noch hinzusetzen: ich verlasse Amandine und Franz nicht mehr."

„Deinen kleinen Bruder und Deine kleine Schwester?"

„Ja; ich muß Vaterstelle bei ihnen vertreten und Du wirst einsehen, daß das mir Pflichten auferlegt; ich muß für sie sorgen. — Man möchte sie zu Spitzbuben machen, und um sie zu retten, werde ich mit ihnen fortgehen —"

„Wohin?"

„Das weiß ich noch nicht, aber weit fort von Paris—"

„Und ich?"

„Dich nehme ich auch mit —"

„Du willst mich mitnehmen?" rief die Wölfin in freudigem Erstaunen aus. Sie konnte an ein so großes Glück nicht glauben. „Ich soll Dich nicht mehr verlassen?"

„Nein, meine gute Wölfin, nie. — Du hilfst mir die Kinder erziehen. — Ich kenne Dich; wenn ich zu Dir sage: meine arme kleine Amandine soll ein braves Mädchen werden, sprich mit ihr in diesem Tone, so wirst Du eine gute Mutter für sie sein, ich weiß es —"

„Ach — ich danke Dir, Martial, ich danke Dir —"

„Wir leben als rechtschaffene Leute; wir finden Arbeit, verlaß Dich darauf, und wir arbeiten wie Sclaven. — Die Kinder sollen wenigstens nicht werden wie ihr Vater und ihre Mutter, ich werde mich nicht mehr den Sohn und Bruder eines Geköpften nennen hören, und nicht mehr durch Straßen kommen, wo man Dich kennt. — Aber was ist Dir? was hast Du?"

„Martial, ich fürchte, ich schnappe über —"

„Warum?"

„Aus Freude —"

„Worüber?"

„Weil, — siehst Du, es ist zu viel!"

„Was?"

„Was Du da von mir verlangst. — Ach nein, — es ist zu viel. — Es muß mir Glück gebracht haben, weil ich die Schallerin rettete.“

„Noch einmal, was ist Dir?“

„Was Du mir da sagst, Martial, — ach, Martial!“

„Nun?“

„Das wollte ich eben Dir sagen —“

„Du wolltest Paris verlassen?“

„Ja,“ entgegnete sie rasch, — „und mit Dir in den Wald ziehen, wo wir ein reinliches Häuschen und Kinder hätten, die ich ach! so sehr lieben wollte! Wie wollte ich, wie wollte die Wölfin die Kinder ihres Mannes lieben, — meines Ehemanns, wenn ich so sagen darf, denn sonst würden wir keine Stelle bekommen,“ setzte sie hinzu.

Martial sah nun seinerseits die Wölfin mit Verwunderung an, denn er verstand nichts von ihren Reden.

„Welche Stelle meinst Du?“

„Eine Stelle als Waldhüter, als Jäger —“

„Die ich bekommen sollte?“

„Ja —“

„Wer sollte sie mir geben?“

„Die Gönner des jungen Mädchens, das ich gerette habe —“

„Sie kennen mich ja nicht —“

„Aber ich, ich habe von Dir mit ihr gesprochen, und sie wird uns ihren Gönnern empfehlen —“

„Und weshalb hast Du mit ihr von mir gesprochen?“

„Weshalb sollte ich mit ihr sprechen!“

„Gute Wölfin —!“

„Im Gefängniß wird man auch leicht mit einander vertraut und das Mädchen war so freundlich, so sanft, daß ich mich, gegen meinen Willen, zu ihr hingezogen fühlte. Gleich im Anfange habe ich errathen, daß sie keine von unserer Art sei —“

„Wer ist sie sonst?“

„Ich weiß es nicht und kann es nicht begreifen, aber ich

habe in meinem ganzen Leben nichts Aehnliches gesehen oder gehört; sie lieset einem wie eine Fee im Herzen und sie interessirte sich für uns, als ich ihr weiter nichts gesagt hatte, als wie sehr ich Dich liebe. Sie brachte es dahin, daß ich mich meines frühern Lebens schämte, nicht indem sie mir harte Worte darüber sagte, das würde ich nicht geduldet haben, sondern indem sie mir von einem arbeitsvollen mühevollen Leben bei Dir nach Deinem Geschmacke mitten im Walde vorerzählte. Ihrer Meinung nach solltest Du aber nicht Wilddieb, sondern Jagdaufseher, ich sollte nicht Deine Geliebte, sondern Deine ordentliche Frau sein, und wir sollten Kinder haben, die Dir entgegenliefen, wenn Du Abends mit den Hunden, das Gewehr auf der Achsel, nach Hause kämst; dann äßen wir in der Abendkühle vor der Thüre unsres Häuschens unter großen Bäumen und endlich legten wir uns glücklich und zufrieden nieder. — Ich hörte, sage ich Dir, gegen meinen Willen zu und war wie bezaubert. — Wenn Du wüßtest, — sie sprach so hübsch, so hübsch, daß ich Alles, was sie erwähnte, vor meinen Augen zu sehen glaubte und gleichsam im Wachen träumte.“

„Ach ja, das wäre ein schönes, ein himmlisches Leben,“ entgegnete Martial seufzend. „Der arme Franz ist zwar noch nicht ganz verdorben, aber so lange bei seinen andern Geschwistern gewesen, daß es ihm im Walde besser gefällt, als in der Stadt. — Amandine würde Dir in der Wirthschaft zur Hand gehen und ich wäre gewiß ein so guter Jäger wie irgend einer, da ich ein famoser Wilddieb war. — Du wärst meine Hausfrau, gute Wölfin, und dann — hätten wir Kinder, was fehlte uns noch? Hat man sich einmal an den Wald gewöhnt, so fühlt man sich in ihm wie zu Hause; man könnte hundert Jahre da leben, ohne daß man Langeweile fühlte. Aber bin ich nicht ein Narr! — Du hättest von einem so schönen Leben nichts sagen sollen — es erregt Sehnsucht und nützt doch nichts —“

„Ich ließ Dich reden, weil Du da sagst, was ich zu der Schallerin sagte —“

„Du?"

„Ja, als ich dieses Feenmährchen hörte, sagte ich zu ihr: Schade, daß diese Luftschlösser, wie Sie es nennen, Schallerin, keine Wirklichkeit sind! Und was antwortete sie mir, Martial?" fuhr die Wölfin mit freudig blitzenden Augen fort.

„Das weiß ich nicht —"

„Wenn Martial Sie heirathet und Ihr Beide versprecht, als ehrliche Leute rechtschaffen zu leben, so werde ich ihm die Stelle, die Ihnen so wohl gefällt, verschaffen, sobald ich aus dem Gefängnisse entlassen bin," antwortete sie.

„Mir eine Jägerstelle?"

„Ja, Dir —"

„Du hast Recht, es ist ein Traum. — Wenn ich Dich nur zu heirathen brauchte, meine gute Wölfin, um jene Stelle zu erhalten, so sollte es morgen geschehen; von heute an, siehst Du, bist Du meine Frau, meine wahre Frau!"

„Martial, ich bin Deine wahre Frau?"

„Meine wahre, meine einzige, und Du sollst mich Deinen Mann, aber Deinen Ehemann nennen. Es ist so gut, als wären wir mit einander in der Mairie gewesen —"

„Die Schallerin hatte Recht, — es klingt so schön: „mein Mann!" Martial, Du sollst sehen, wie Deine Wölfin wirthschaftet und arbeitet —"

„Aber glaubst Du, daß diese Stelle —?"

„Wenn die arme kleine Schallerin sich täuscht, — so liegt es an den Andern, denn sie sah ganz aus, als glaubte sie, was sie sagte. — Uebrigens sagte mir die Aufseherin, als ich das Gefängniß verließ, die Gönner der Schallerin, die sehr vornehme Leute wären, hätten auch ihre Freilassung bewirkt, — es ist das also ein Beweis, daß sie einflußreiche Gönner hat und daß sie halten kann, was sie mir versprochen hat —"

„Ich weiß aber nicht," sagte Martial, indem er rasch aufstand, „ich weiß nicht, was wir denken —"

„Was meinst Du?"

„Das junge Mädchen liegt unten, vielleicht im Sterben, und statt ihr beizustehen, sitzen wir da und schwatzen —"

„Beruhige Dich, Franz und Amandine sind bei ihr und sie würden heraufgekommen sein, wenn es gefährlicher geworden wäre. Aber Du hast Recht, wir wollen zu ihr gehen; Du mußt sie sehen, der wir vielleicht unser Glück verdanken."

Martial stützte sich auf den Arm der Wölfin und ging die Treppe hinunter.

Ehe wir sie in die Küche begleiten, müssen wir erzählen, was geschehen war, seit die Wölfin Marien-Blume den beiden Kindern übergeben hatte.

V.

Der Doctor Griffon.

Franz und Amandine hatten Marien-Blume neben das Feuer in der Küche getragen, als der Graf von St. Remy und der Doctor Griffon, welche auf dem Boote des Nicolaus übergefahren waren, in das Haus eintraten.

Während die Kinder das Feuer anschürten und Holzstücke darauf warfen, die bald in Brand geriethen und eine helle Flamme verbreiteten, beschäftigte sich der Doctor Griffon mit der Verunglückten.

„Ein unglückliches Kind von kaum siebzehn Jahren!" rief der Graf theilnehmend aus. Dann wendete er sich an den Arzt und fragte:

„Nun, Freund?"

„Man fühlt den Puls kaum, merkwürdiger Weise ist aber die Haut im Gesicht bei diesem Subjecte nicht blau gefärbt, wie es doch bei Ertrunknen der Fall zu sein pflegt," antwortete der Arzt mit unerschütterlicher Ruhe, indem er Marien-Blume in tiefem Nachdenken betrachtete.

Der Doctor Griffon war ein langer, hagerer, blasser Mann mit einem ganz kahlen Kopfe bis auf zwei schwarze Haarbüschelchen, die sorgfältig von dem Hinterkopfe vor an die Schläfe gestrichen waren; sein eingefallenes Gesicht verrieth Kälte, aber auch einen nicht ganz gewöhnlichen Verstand.

Der Doctor Griffon, ein Mann von ungeheuren Kenntnissen und vielen Erfahrungen, ein berühmter und geschickter practischer Arzt, Vorsteher eines Hospitals (in welchem wir ihn später wiederfinden werden), hätte nur einen Fehler, den nämlich, daß er, wenn man sich so ausdrücken darf, von dem Kranken ganz abstrahirte und sich nur mit der Krankheit beschäftigte. Es war ihm gleichgiltig, ob er einen jungen oder alten Kranken, einen Mann oder eine Frau, einen Reichen oder Armen vor sich hatte; er dachte stets nur an das mehr oder minder merkwürdige oder interessante medicinische Factum, welches ihm das Subject darbot.

Es gab für ihn nur Subjecte.

„Welch' allerliebstes Gesicht! Wie schön ist es noch trotz der entsetzlichen Bläße!" sagte der Graf von St. Remy, indem er traurig Marien-Blume betrachtete. — „Haben Sie jemals sanftere, lieblichere Züge gesehen, lieber Doctor? Und so jung, — so jung!"

„Das Alter thut nichts zur Sache," antwortete der Arzt rauh, „eben so wenig als das Wasser in den Lungen, das man sonst für tödtlich hielt. — Man irrte sich gewaltig, die bewundernswürdigen Versuche Godwin's, des berühmten Godwin, haben es über allen Zweifel erhoben."

„Aber, Doctor —"

„Es ist eine Thatsache," entgegnete Griffon, ganz mit seiner Kunst beschäftigt. „Um sich von der Wirkung einer fremden Flüssigkeit in der Lunge zu überzeugen, tauchte Godwin mehrmals einige Secunden lang Katzen und Hunde in Eimer mit Dinte, zog sie lebendig wieder heraus und secirte die Thiere einige Zeit darauf. Durch diese Section überzeugte er sich, daß die Dinte allerdings in die Lungen

eingedrungen war, daß aber die Anwesenheit dieser Flüssigkeit in den Athmungsorganen keineswegs den Tod verursacht hatte."

Der Graf kannte den Arzt, der von Herzen ein vortrefflicher Mensch war, den aber seine unbegrenzte Leidenschaft für die Wissenschaft oft hart, fast grausam erscheinen ließ.

„Haben Sie wenigstens einige Hoffnung?" fragte ihn der Graf von St. Remy ungeduldig.

„Die Extremitäten des Subjectes sind kalt," antwortete der Arzt; „es ist wenig Hoffnung —"

„In diesem Alter zu sterben — unglückliches Kind! — Das ist schrecklich —"

„Unbewegliche, erweiterte Pupille," fuhr der Arzt unverändert fort, indem er mit der Fingerspitze das kalte Augenlid des Mädchens emporhob —

„Seltsamer Mann!" rief der Graf fast unwillig; „man könnte Sie für mitleidslos halten und doch haben Sie ganze Nächte an meinem Bette gewacht. Sie hätten sich nicht aufopfernder zeigen können, wenn ich Ihr Bruder gewesen wäre."

Der Doctor antwortete, während er sich mit Marien-Blume beschäftigte, mit unerschütterlichem Phlegma und ohne den Grafen anzusehen:

„Glauben Sie denn, man finde ein so wundervoll complicirtes ataktisches Fieber, wie Sie eins hatten, dessen Beobachtung so lehrreich ist, alle Tage? Es war wunderbar, alter Freund, wunderbar! Stupor, Delirium, Flockenlesen, Ohnmacht, — die verschiedenartigsten Symptome vereinigten sich bei Ihrem interessanten Fieber; es kam sogar, was sehr selten und höchst interessant ist, eine partielle und momentane Lähmung vor. Aus diesem Grunde hatte Ihre Krankheit einen Anspruch auf meine ganze Aufmerksamkeit; Sie waren ein kostbarer Gegenstand des Studiums für mich, und, offen gestanden, werther Freund, ich habe keinen größern Wunsch, als ein so schönes Fieber noch ein

Mal beobachten zu können, — aber ein solches Glück hat man nicht zwei Mal."

Der Graf zuckte ungeduldig die Achseln.

In diesem Augenblicke kam Martial, auf den Arm der Wölfin gestützt, welche, wie man weiß, den carrirten Mantel der Schwester ihres Geliebten übergeworfen hatte.

Als der Graf die Bläffe Martial's und dessen blutbefleckte Hände erblickte, fragte er:

„Wer ist der Mann?"

„Mein Mann," antwortete die Wölfin, indem sie Martial mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Stolz und Seligkeit anblickte.

„Sie haben eine gute, muthige Frau," sagte der Graf zu ihm; „ich sah, wie sie das unglückliche Mädchen mit seltener Unerschrockenheit rettete —"

„Ja, Herr, sie ist gut und unerschrocken, meine Frau," antwortete Martial, der die letzten Worte besonders betonte und seinerseits die Wölfin mit inniger Liebe anblickte; „ja, unerschrocken, — denn sie hat eben auch mir das Leben gerettet —"

„Ihnen?" fragte der Graf erstaunt.

„Sehen Sie seine Hände, — seine armen Hände!" fiel die Wölfin ein, indem sie die Thränen abwischte, welche den feurigen Glanz ihrer Augen milderten.

„Schrecklich!" rief der Graf aus; „die Hände des Unglücklichen sind ja zerhackt! — Sehen Sie, Doctor —"

Der Doctor Griffon sah sich um, betrachtete die zahlreichen Wunden, welche Martial durch seine Schwester an den Händen erhalten hatte, und sagte zu ihm:

„Machen Sie einmal die Hände auf und zu."

Martial führte diese Bewegung mit Mühe aus.

Der Doctor zuckte die Achseln, beschäftigte sich weiter mit Marien-Blume und sagte verächtlich, gleichsam bedauernd:

„Diese Wunden haben durchaus nichts Gefährliches; es ist keine Sehne verletzt; nach acht Tagen wird sich das

Subject der Hände vollkommen wieder bedienen können —"

„Mein Mann wird also nicht verstümmelt bleiben?" fragte die Wölfin den Doctor.

Der Doctor schüttelte den Kopf.

„Und die Schallerin? Sie wird leben, nicht wahr?" fragte die Wölfin weiter. „Sie muß leben, ich und mein Mann verdanken ihr so viel!" Dann wendete sie sich an Martial und sagte: „Da liegt die arme Kleine, von der ich mit Dir sprach; sie ist vielleicht die Ursache unseres Glückes; sie hat mich auf die Idee gebracht, zu Dir zu kommen und Dir Alles zu sagen, was ich Dir gesagt habe. — Und zufällig mußte ich sie retten — hier!"

„Sie ist unsere Vorsehung," sagte Martial, auf den die Schönheit der Schallerin einen tiefen Eindruck machte. „Welches Engelsgesicht! Sie wird nicht sterben, nicht wahr, Herr Doctor?"

„Ich weiß es nicht," antwortete der Arzt. „Vor allen Dingen, kann sie hier bleiben? Kann sie hier die nöthige Pflege finden?"

„Hier?" rief die Wölfin aus; „hier, wo man mordet?"

„Schweige!" fiel Martial ein.

Der Graf und der Arzt sahen die Wölfin verwundert an.

„Das Haus auf der Insel steht in der Umgegend in schlechtem Rufe, — und ich würde mich nicht wundern —", sagte der Arzt halblaut zu dem Grafen von St. Remy.

„Sie sind das Opfer von Gewaltthätigkeiten gewesen?" fragte der Graf Martial. „Wer hat Ihnen diese Wunden beigebracht?"

„Es ist nichts, ich hatte einen Streit, — es kam zur Schlägerei und ich wurde verwundet. — Aber das Mädchen kann nicht hier bleiben," setzte er hinzu; „ich selbst bleibe nicht hier, auch meine Frau da, mein Bruder und meine Schwester hier nicht. Wir verlassen die Insel auf immer —"

„Ach, welches Glück!" riefen die beiden Kinder aus.

„Was soll dann geschehen?" sagte der Doctor mit

einem Blicke auf Marien-Blume. — „Nach Paris kann das Subject in diesem Zustande nicht gebracht werden. — Indeß, mein Haus liegt ganz in der Nähe; meine Gärtnerin und ihre Tochter werden treffliche Krankenwärterinnen abgeben. — Da die Verunglückte Sie interessirt, so werden Sie die Pflege derselben beaufsichtigen, werther St. Remy, und ich besuche sie jeden Tag —"

„Und Sie spielen den harten Mann, Unbarmherziger!" entgegnete der Graf, „haben aber doch das edelste Herz, wie es dieser Vorschlag wieder beweiset —"

„Wenn das Subject stirbt, was möglich ist, so läßt sich eine interessante Section machen, die mir Gelegenheit geben wird, die Beobachtungen Godwin's zu bestätigen —"

„Was Sie da sagen, ist schrecklich," sprach der Graf.

„Für Jeden, der darin zu lesen versteht, ist der Cadaver ein Buch, in welchem man lernt, Kranken das Leben zu retten," entgegnete stoisch der Doctor Griffon.

„Die Hauptsache ist, Sie thun Gutes," sagte der Graf von St. Remy bitter. „Was liegt an der Ursache, wenn nur die Wohlthat geschieht? Das arme Kind! Je länger ich es ansehe, um so innigeren Antheil nehme ich —"

„Und sie verdient es," entgegnete die Wölfin, indem sie näher trat —

„Sie kennen sie?" fragte der Graf —

„Ob ich sie kenne! Ihr werde ich mein Lebensglück zu verdanken haben; als ich sie rettete, that ich nicht so viel für sie, als sie für mich gethan hat." Und die Wölfin sah liebevoll ihren Mann an.

„Wer ist sie?" fragte der Graf.

„Ein Engel, Herr, das Beste, was es in der Welt giebt. Ja, und wenn sie auch wie ein Landmädchen gekleidet ist, so spricht doch keine vornehme Dame so wie sie mit ihrer lieblichen Stimme, die wie Musik klingt. Sie ist ein braves, ein muthiges und gutes Mädchen —"

„Durch welches Unglück fiel sie in das Wasser?"

„Das weiß ich nicht —"

„Sie ist also kein Landmädchen?“ fragte der Graf weiter —

„Ein Landmädchen? Sehen Sie doch ihre kleinen weißen Hände an!“

„Sie haben Recht,“ antwortete der Graf. „Aber ihr Name, ihre Familie?“

„Das Subject muß in das Boot gebracht werden,“ unterbrach der Arzt das Gespräch.

Eine halbe Stunde später war Marien-Blume, die noch nicht zu sich gekommen, in das Haus des Arztes gebracht, lag in einem guten Bette, und wurde von der Gärtnerin des Doctor Griffon und der Wölfin gewartet.

Der Doctor versprach dem Grafen, der mehr und mehr Antheil an dem Mädchen nahm, Abends noch einmal zu kommen.

Martial begab sich mit Franz und Amandine nach Paris, da die Wölfin Marien-Blume nicht verlassen wollte, bevor sie außer Gefahr wäre.

Auf der Insel des Aussuchers befand sich Niemand mehr.

Wir werden die Bewohner derselben bei Roth-Arm wiederfinden, wo sie mit der Eule wegen der Ermordung der Diamantenmäklerin zusammentreffen sollten.

Ehe wir davon sprechen, wollen wir den Leser zu der Zusammenkunft führen, welche Tom, der Bruder Sarah's, mit der schrecklichen Gefährtin und Mitschuldigen des Schulmeisters verabredet hatte.

VI.

Das Portrait.

Thomas Seyton, der Bruder der Gräfin Sarah Mac Gregor, ging ungeduldig auf einem der Boulevards in der Nähe des Observatoriums hin und her, als er die Eule ankommen sah.

Die schreckliche Alte trug ein weißes Häubchen und ihren großen rothcarrirten Shawl. Die Spitze eines sehr spitzen, runden Dolches von der Dicke einer Federspuhle war durch den Boden des großen Strohkobers, welcher an ihrem Arme hing, hindurchgedrungen, und man sah diese mörderische Waffe hervorragen, welche dem Schulmeister gehört hatte.

Thomas Seyton bemerkte nicht, daß die Eule bewaffnet war.

„Es schlägt zwölf Uhr," sagte die Alte, „und ich komme also pünktlich."

„Kommen Sie," antwortete ihr Tomas Seyton.

Er ging vor ihr her, gelangte in ein ödes Gäßchen bei der Straße Cassini, blieb in der Mitte desselben an einem Drehkreuze stehen, öffnete eine kleine Thüre, winkte der Eule, ihm zu folgen, ging darauf noch einige Schritte in einer grünen dichten Baumallee hin, und sagte dann:

„Warten Sie hier."

Darauf verschwand er.

„Wenn er mich nur nicht zu lange hier stehen läßt," sprach die Alte mit sich selbst; „ich muß mit den Martial's bei Roth-Arm sein, um die Mäklerin abzufertigen. — Ich habe da meinen Dolch. — Ah, der Spitzbube guckt sich um," setzte die Alte hinzu, als sie die Spitze des Dolches durch den Boden ihres Kobers herausragen sah, — „das

hab' ich davon, daß ich ihn nicht in der Scheide gelassen —"

Sie zog den Dolch zurück, der einen hölzernen Griff hatte, und legte ihn so, daß er nicht mehr gesehen werden konnte.

„Es ist das Werkzeug des Schulmeisters," fuhr sie fort. „Er verlangte ihn von mir, um die Ratten todt zu machen, die ihm in seinem Keller Besuche abstatten. Die armen Thierchen! Sie haben nur den armen Blinden, mit dem sie sich unterhalten können. Er darf ihnen nichts zu Leide thun, und deshalb behalte ich den Dolch. — Uebrigens brauche ich ihn vielleicht bald für die Mäklerin. — Dreißigtausend Francs! Welch' ein Fang! Das giebt einen guten Tag, — besser wie letzthin bei dem spitzbübischen Notar, dem ich etwas abzwacken wollte. Ich mochte drohen wie ich wollte, wenn er kein Geld gäbe, würde ich anzeigen, daß seine Haushälterin mir die Schallerin übergeben ließ, als sie noch ein ganz kleines Kind war; er fürchtete sich nicht, nannte mich eine alte Lügnerin und schlug mir die Thüre vor der Nase zu. Gut! Gut! Ich werde einen anonymen Brief an die Leute in Bouqueval schreiben lassen, um ihnen anzuzeigen, daß der Notar das Mädchen in die Welt hinausstieß. Sie kennen vielleicht ihre Familie, und wenn sie aus St. Lazarus entlassen wird, geht man dem alten Jacob Ferrand vielleicht zu Leibe. Aber still, man kommt, — es ist die blasse Dame, die als Mann verkleidet mit dem Langen in dem „weißen Kaninchen" war," setzte die Alte hinzu, als sie Sarah am Ende der Allee erscheinen sah. — „Es wird wieder eine Bestellung geben, und wir haben gewiß auch auf Rechnung der Dame die Schallerin auf dem Landgute entführt. Wenn sie gut bezahlt, stehe ich ihr immer zu Diensten."

Das Gesicht Sarah's drückte, als sie sich der Eule näherte, welche sie seit dem Auftritt in der Benne zum ersten Male wiedersah, jene Verachtung, jenen Widerwillen aus, welche Leute von gewissem Stande fühlen, wenn sie mit den

Elenden in Berührung kommen müssen, die sie als Werkzeuge oder Mitschuldige brauchen.

Thomas Seyton, welcher bis dahin die verbrecherischen Pläne seiner Schwester thätig befördert hatte, ob er sie gleich für ziemlich vergeblich hielt, hatte sich geweigert, diese Rolle weiter zu spielen, und nur noch eingewilligt, zum ersten und letzten Male seine Schwester mit der Eule zusammenzubringen, ohne aber sich in ihre neuen Pläne mischen zu wollen.

Da es der Gräfin nicht gelungen war, Rudolph dadurch weiter an sich zu ziehen, daß sie die Bande zerriß, die ihm ihrer Meinung nach theuer waren, so hoffte sie, wie wir bereits erwähnt haben, ihn auf unwürdige Weise zu täuschen und so vielleicht ihren grausamen, ehrgeizigen Traum zu verwirklichen.

Rudolph sollte überredet werden, die Tochter, welche ihm Sarah geboren, sei nicht todt, und um dies zu bewirken, wollte die Gräfin eine Waise für ihr Kind ausgeben.

Man weiß, daß Jacob Ferrand, der sich bestimmt geweigert, trotz den Drohungen Sarah's, in diesen Vorschlag einzugehen, den Vorsatz gefaßt hatte, Marien-Blume verschwinden zu lassen, sowohl aus Furcht vor der Aussage der Eule, als aus Besorgniß vor dem Ansinnen der Gräfin. Diese gab indessen ihren Plan keineswegs auf, da sie die Ueberzeugung festhielt, den Notar bestechen oder einschüchtern zu können, sobald sie ein junges Mädchen gefunden habe, das die Rolle übernehmen könnte, die sie ihr zugedacht.

Nach einer kurzen Pause sagte Sarah zu der Eule:

„Sie sind gewandt, verschwiegen und entschlossen?"

„Gewandt wie ein Affe, entschlossen wie eine englische Dogge, stumm wie ein Fisch; so ist die Eule, wie sie der Teufel geschaffen hat, Ihnen zu dienen, wenn sie es im Stande wäre, und sie ist es," antwortete die Alte wohlgemuth. „Das Landmädchen haben wir, denke ich, gut ge-

faßt, und sie ist jetzt auf zwei Monate in St. Lazarus eingesperrt —"

„Von dem Mädchen handelt es sich nicht mehr, — sondern von etwas Anderm."

„Ganz, wie Sie wünschen, schöne Dame. — Wenn Geld bei dem, was Sie mir vorschlagen wollen, zu verdienen ist, sind wir Beide wie zwei Finger einer Hand —"

Sarah konnte ein Gefühl des Abscheues nicht unterdrücken.

„Sie müssen," — fuhr sie fort, „Leute aus dem Volke, — recht unglückliche Leute kennen."

„Deren giebt es mehr als Millionäre, — man kann, Gott sei Dank, unter ihnen wählen. — An Armuth ist Paris sehr reich."

„Ich möchte ein verwaistes armes Mädchen haben, das seine Eltern verlor, als es noch ein kleines Kind war. Diese Waise muß ein hübsches Gesicht und einen sanften Charakter besitzen und darf nicht über siebzehn Jahre alt sein —"

Die Eule sah Sarah mit Verwunderung an.

„Eine solche Waise kann nicht schwer zu finden sein," fuhr die Gräfin fort; „es giebt ja so viele Findelkinder."

„Vergessen Sie denn die Schallerin, meine schöne Dame? Die würde gerade passen."

„Wer ist die Schallerin?"

„Das Mädchen, das wir von Bouqueval entführt haben."

„Von dieser ist nicht mehr die Rede, habe ich schon gesagt."

„Hören Sie mich nur an, und vor allen Dingen vergelten Sie mir meinen guten Rath. Sie verlangen eine lammfromme Waise, die schön ist wie der Tag, und nur siebzehn Jahre zählt, nicht wahr?"

„Allerdings —"

„Nun, so nehmen Sie die Schallerin, sobald sie aus St. Lazarus entlassen wird; sie paßt für Sie, als wäre sie

bestellt, da sie etwa sechs Jahr alt war, als der schlechte Jacob Ferrand (vor zehn Jahren) sie mir nebst 1000 Frcs. übergeben ließ, um sie los zu werden. Tournemine, der jetzt auf den Galeeren in Rochefort ist und der sie zu mir brachte, sagte mir ausdrücklich, es sei ohne Zweifel ein Kind, das man beseitigen und für todt ausgeben wolle —"

„Jacob Ferrand, sagen Sie?" rief Sarah mit so bewegter Stimme aus, daß die Eule erschrocken zurückwich. — „Der Notar Jacob Ferrand," fuhr sie fort, „hat Ihnen dieses Kind übergeben und —"

Sie vermochte nicht weiter zu sprechen.

Ihre Aufregung war zu gewaltig; ihre beiden Hände, die sie nach der Eule ausstreckte, zitterten krampfhaft; die Ueberraschung, die Freude veränderten ihre Züge ganz und gar.

„Ich weiß nicht, was Sie so ergreift, meine werthe Dame," sprach die Alte. — „Die Sache ist ganz einfach. Vor zehn Jahren kam Tournemine, ein alter Bekannter, zu mir und sagte: Willst Du ein kleines Mädchen aufnehmen, das man verschwinden lassen will? Sie mag sterben oder leben, das ist gleichgiltig; es sind tausend Francs dabei zu verdienen, und mit dem Kinde kannst Du thun, was Du willst —"

„Vor zehn Jahren!" rief Sarah aus.

„Vor zehn Jahren."

„Ein kleines blondes Mädchen?"

„Ein kleines blondes Mädchen."

„Mit blauen Augen?"

„Mit schönen blauen Augen."

„Und es ist die, welche auf dem Landgute —"

„Von uns weggeholt und nach St. Lazarus gebracht worden ist. — Ich erwartete sie freilich nicht da zu finden —"

„Mein Gott! Mein Gott!" rief Sarah aus, indem sie auf ihre Knie sank und die Augen und Hände gen Himmel erhob, „Deine Wege sind unerforschlich, und ich beuge

mich vor Deiner Weisheit. — Ach, wenn ein solches Glück möglich wäre, — Aber nein, ich kann es noch nicht glauben, — es wäre zu schön!"

Dann erhob sie sich rasch und sagte zu der Eule, die sie staunend ansah: „Kommen Sie!"

Sarah ging raschen Schrittes vor derselben her.

Am Ende der Allee zeigte sie auf einige Stufen, welche zu der Glasthüre eines prachtvoll meublirten Arbeitszimmers führten.

In dem Augenblicke, als die Eule hineintreten wollte, winkte ihr Sarah, draußen zu bleiben.

Die Gräfin schellte stark, und es erschien ein Diener.

„Ich bin für Niemanden zu sprechen — und Niemand darf hier eintreten, — verstanden? — durchaus Niemand."

Der Diener entfernte sich wieder.

Der größern Sicherheit wegen schob Sarah noch einen Riegel an der Thüre vor.

Die Eule hatte den Auftrag an den Diener gehört, und gesehen, daß Sarah den Riegel vorschob.

Die Gräfin wendete sich jetzt um und sagte:

„Treten Sie schnell ein und machen Sie die Thüre zu."

Die Eule trat ein.

Sarah öffnete eilig einen Secretair, nahm ein Kästchen von Ebenholz heraus, trug dies auf einen mitten im Zimmer stehenden Schreibtisch und winkte der Eule, zu ihr zu treten.

Das Kästchen enthielt mehrere Boden über einander und war mit prachtvollen Juwelen gefüllt.

Sarah war so ungeduldig, auf den Boden des Kästchens zu gelangen, daß sie rücksichtslos die Halsbänder, die Armbänder und Diademe, an denen die Smaragden, Diamanten und Rubine in tausend Farben spielten, auf den Tisch warf.

Die Eule war wie geblendet.

Sie war bewaffnet, und allein mit der Gräfin eingeschlossen. — Die Flucht war leicht und sicher.

Ein teuflischer Gedanke schoß durch den Kopf dieser Frau.

Aber um diese neue Schandthat vollführen zu können, mußte sie den Dolch aus ihrem Körbchen herausnehmen und nahe an Sarah treten, ohne Argwohn zu erregen.

Mit der Schlauheit einer Tigerkatze, die sich hinterlistig an ihre Beute schleicht, benutzte die Alte den Zustand Sarah's, deren Gedanken sich ausschließlich mit einem Gegenstande beschäftigten, um unmerklich um den Tisch herumzugehen, welcher sie von ihrem Opfer trennte.

Die Eule hatte dieses Manöver bereits begonnen, als sie plötzlich stehen bleiben mußte.

Sarah nahm ein Medaillon aus dem Kästchen heraus, hielt es mit zitternder Hand hin und sagte:

„Sehen Sie dies Bild an.“

„Es ist die Schallerin!“ rief die Eule aus, überrascht von der außerordentlichen Aehnlichkeit; „es ist das kleine Mädchen, das man mir übergab; ich sehe es noch vor mir, wie es Tournemine zu mir brachte. — Es sind die langen, blonden Locken, die ich sogleich abschnitt und gut verkaufte —“

„Sie erkennen sie, — sie war es? Ach, ich beschwöre Sie, täuschen Sie mich nicht, — täuschen Sie mich nicht —“

„Ich sage Ihnen, meine werthe Dame, es ist das Mädchen —“, antwortete die Eule, die unbemerkt Sarah näher zu kommen suchte, „sie gleicht noch heute dem Bilde da; wenn Sie das Mädchen sähen, so würde es Ihnen selbst auffallen.“

Sarah hatte keinen Schrei des Schmerzes und des Entsetzens, als sie erfuhr, daß ihre Tochter zehn Jahre lang elend und verlassen gelebt; sie fühlte keine Gewissenspein, als sie bedachte, daß sie selbst das Kind von da hatte wegbringen lassen, wo es Rudolph untergebracht. Die unnatürliche Mutter fragte die Eule nicht vor allen Dingen mit schrecklicher Angst über die Vergangenheit ihres Kindes. Nein, bei Sarah hatte längst schon der Ehrgeiz die Mut-

terliebe erstickt. Sie zitterte nicht aus Freude, ihre Tochter wiederzufinden, sondern in der gewissen Hoffnung, endlich den stolzen Traum ihres ganzen Lebens verwirklicht zu sehen.

Rudolph hatte sich für das unglückliche Kind interessirt, hatte es aufgenommen, ohne es zu kennen; was würde er erst thun, wenn er wüßte, daß es seine Tochter sei!!

Er war frei, die Gräfin Wittwe.

Sarah sah bereits vor ihren Augen die Fürstenkrone glänzen.

Die Eule, welche immer näher schlich, war endlich an das eine Ende des Tisches gelangt und hatte ihren Dolch perpendiculär in ihr Körbchen gestellt, — so daß sie ihn nur zu fassen brauchte.

Sie befand sich nur noch einige Schritte von der Gräfin.

„Können Sie schreiben?" sagte diese plötzlich, indem sie das Kästchen und die Juwelen zurückschob und ein Schreibzeug näher rückte.

„Nein, meine werthe Dame, schreiben kann ich nicht," antwortete die Eule —

„So will ich schreiben, was Sie mir vorsagen. Erzählen Sie mir alle Umstände, unter welchen Ihnen jenes Kind übergeben wurde — "

Sarah setzte sich auf einen Sessel vor dem Schreibtische, nahm eine Feder und winkte der Eule, näher an sie zu treten.

Das Auge der Alten funkelte.

Endlich — stand sie dicht neben dem Sitze Sarah's.

Diese beugte sich über den Tisch und machte sich zum Schreiben bereit.

„Ich werde laut und langsam lesen," sagte die Gräfin; „Sie berichtigen, wo ich mich irrte."

„Ja, Madame," entgegnete die Eule, welche jede Bewegung Sarah's beobachtete.

Dann griff sie mit der rechten Hand in ihr Körbchen, um den Dolch fassen zu können, ohne gesehen zu werden.

Die Gräfin fing an zu schreiben:

„Ich erkläre, daß — "

Sie unterbrach sich jedoch, drehte sich nach der Eule um, welche bereits den Griff ihres Dolches gefaßt hatte, und setzte hinzu:

„Zu welcher Zeit wurde Ihnen das Kind übergeben?"

„Im Februar 1827."

„Und durch wen?" fragte Sarah weiter, welche die Eule dabei unverwandt ansah.

„Durch Peter Tournemine, der sich jetzt im Bagno zu Rochefort befindet. — Ihm hatte das Kind Mad. Seraphin, die Haushälterin des Notars, übergeben — "

Die Gräfin fing nun wieder an zu schreiben und las laut:

„Ich erkläre, daß im Monat Februar 1827 der — "

Die Eule hatte ihren Dolch gezogen.

Schon richtete sie sich empor, um ihr Opfer zwischen die Schultern zu stoßen.

Da drehte sich Sarah von neuem um.

Um nicht überrascht zu werden, stützte die Eule rasch die mit dem Dolche bewaffnete rechte Hand auf die Lehne des Stuhles Sarah's und bückte sich zu ihr hin, um die neue Frage zu beantworten.

„Ich vergaß den Namen des Mannes, der Ihnen das Kind übergeben hat," sagte die Gräfin.

„Peter Tournemine," antwortete die Eule.

„Peter Tournemine," wiederholte Sarah, indem sie weiter schrieb, „der sich gegenwärtig im Bagno zu Rochefort befindet, mir ein Kind übergeben hat, das ihm von der Haushälterin — "

Weiter konnte die Gräfin nicht schreiben.

Die Eule war, nachdem sie ihr Körbchen langsam auf den Boden hatte gleiten lassen, eben so rasch als wüthend über die Gräfin hergefallen, hatte sie mit der linken Hand am Nacken gefaßt, ihr das Gesicht auf den Tisch niedergedrückt und mit der rechten Hand den Dolch zwischen den Schultern hineingestoßen —

Dieser entsetzliche Mord geschah so schnell, daß die Gräfin keinen Schrei ausstieß, nicht einmal einen Laut von sich gab.

Sie blieb sitzen, den Oberleib und den Kopf auf den Tisch gebeugt. — Die Feder entfiel ihrer Hand.

„Gerade so ein Stoß, wie ihn der Schulmeister dem kleinen Alten versetzte," sprach die fürchterliche Alte bei sich. — „Noch Eine, die nichts mehr sagt; — ihre Rechnung ist abgeschlossen — "

Die Eule bemächtigte sich eilig der Edelsteine, warf sie in ihren Kober und bemerkte nicht, daß ihr Opfer noch lebte.

Nach Vollendung des Mordes und Raubes öffnete die Alte die Glasthüre, ging rasch in der Baumallee hin und durch die Thüre hinaus.

Bei der Sternwarte nahm sie einen Fiacre, der sie nach den elysäischen Feldern zu Roth-Arm brachte.

Die Wittwe Martial, Nicolaus, dessen Schwester und Barbillon hatten, wie man weiß, dort eine Zusammenkunft mit der Eule verabredet, um die Diamantenmäklerin zu berauben und zu ermorden.

VII.

Der Sicherheitsdiener.

Der Leser kennt bereits das Wirthshaus „zum blutenden Herzen," das in den elysäischen Feldern in einem der breiten Gräben lag, welche sich noch vor einigen Jahren an dieser Promenade hinzogen.

Die Bewohner der Insel des Aussuchers waren noch nicht erschienen.

Seit der Abreise Bradamanti's, der, wie man weiß, die Stiefmutter der Frau von Harville in die Normandie

begleitet hatte, war der „kleine Lahme" zu seinem Vater zurückgekehrt.

Dieser kleine Lahme stand Wache oben an der Treppe und sollte durch einen gewissen Ton die Ankunft der Martials anzeigen, da Roth=Arm eben eine geheime Unterredung mit dem Sicherheitsdiener Narciß Borel hatte, den die Leser bereits in dem „weißen Kaninchen" gesehen haben, als er daselbst zwei des Mords beschuldigte Taugenichtse verhaftete.

Dieser Polizeidiener, ein kräftiger untersetzter Mann von etwa vierzig Jahren, hatte eine lebhafte Gesichtsfarbe, ein pfiffiges scharfblickendes Auge und war ganz glatt rasirt, um die bei seinen gefährlichen Unternehmungen nöthigen verschiedenen Verkleidungen annehmen zu können, denn er mußte oft die geschickte Verstellungs= und Verkleidungskunst des Schauspielers mit dem Muthe und der Energie des Soldaten verbinden, um sich gewisser Banditen zu bemächtigen. Narciß Borel war mit einem Worte eines der nützlichsten und thätigsten Werkzeuge jener Vorsehung in kleinem Maßstabe, welche bescheiden die Polizei genannt wird.

— — — — — — — — — — —

Die Unterredung zwischen Narciß Borel und Roth=Arm schien sehr lebhaft zu sein.

„Ja," sagte der Sicherheitsdiener, „man beschuldigt Sie, Sie benutzten Ihre doppelte Stellung, um ungestraft an den Diebstählen einer Bande sehr gefährlicher Uebelthäter Antheil zu nehmen und der Sicherheitspolizei falsche Nachweise über dieselben zu geben. Nehmen Sie sich in Acht, Roth=Arm, wenn dies herauskommt, haben Sie keine Schonung zu erwarten."

„Ich weiß wohl, daß man mir dies schuldgiebt, und es betrübt mich sehr, mein guter Herr Borel," antwortete Roth=Arm, indem er seinem pfiffigen Gesichte einen heuchlerischen Ausdruck gab; „aber ich hoffe, daß man mir heute endlich wird Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß man meine Rechtlichkeit anerkennt — "

„Wir werden ja sehen.“

„Wie kann man Mißtrauen gegen mich hegen? Habe ich nicht meine Proben abgelegt? Habe ich Sie nicht in den Stand gesetzt, den Ambrosius Martial, einen der gefährlichsten Uebelthäter in Paris, auf der That zu ertappen? Diese Familie Martial stammt aus der Hölle und dahin wird sie zurückkehren müssen, wenn der gute Gott gerecht ist — “

„Das Alles ist recht schön und gut, aber Ambrosius war gewarnt, daß man ihn verhaften würde; wäre ich nicht eine Stunde früher gekommen, als Sie mir angegeben hatten, so entkam er.“

„Halten Sie mich für fähig, Herr Borel, ihn insgeheim auf Ihre Ankunft aufmerksam gemacht zu haben?“

„Ich weiß weiter nichts, als daß ich von diesem Räuber einen Schuß erhielt, der zum Glück nur durch den Arm ging.“

„Nun freilich, bei Ihrem Geschäfte ist man solchen Irrthümern ausgesetzt — “

„Das nennen Sie Irrthum?“

„Gewiß, denn der Bösewicht wollte Sie ohne Zweifel nicht in den Arm treffen.“

„Es bleibt sich so ziemlich gleich, ob ich am Arm, am Leibe oder am Halse getroffen wurde, — ich klage darüber nicht, denn jeder Stand hat seine Unannehmlichkeiten.“

„Wie seine Annehmlichkeiten, Herr Borel, seine Annehmlichkeiten! Wenn z. B. ein so schöner, so gewandter, so muthiger Mann wie Sie lange einer Spitzbubenbande auf der Fährte ist, sie von Straße zu Straße, von Herberge zu Herberge mit einem so guten Spürhunde wie Ihr Diener Roth-Arm verfolgt, sie endlich auswittert und umstellt in einer Falle, aus welcher keiner entwischen kann, so ist das, gestehen Sie mir, Herr Borel, ein großes Vergnügen, eine Jagdlust, — ungerechnet den Dienst, welchen man der Justiz leistet,“ setzte der Wirth vom blutenden Herzen ernsthaft hinzu.

„Ich würde so ziemlich Ihrer Meinung sein, wenn der Spürhund treu wäre; aber ich fürchte, er ist es nicht.“

„Ach, Herr Borel, Sie glauben — “

„Ich glaube, daß Sie uns ganz irre leiten, statt uns auf die rechte Fährte zu bringen, und daß Sie das Vertrauen mißbrauchen, das man in Sie setzt. Jeden Tag versprechen Sie uns behilflich zu sein, die Bande zu ergreifen, und — dieser Tag kommt nie.“

„Und wenn dieser Tag heute kommt, Herr Borel, wie ich überzeugt bin, und wenn ich es Ihnen möglich mache, Barbillon, Nicolaus Martial, die Wittwe, deren Tochter und die Eule zu fassen, wäre das nicht ein schöner Fang? Würden Sie mir auch dann noch mißtrauen?“

„Nein, und Sie würden einen wirklichen Dienst geleistet haben, denn man hat gegen diese Bande starke Vermuthungen, fast Gewißheit, aber leider keine Beweise.“

„Ihr Spiel würde gefährlich werden, wenn man sie an ein Verbrechen gehen ließe, nicht wahr, Herr Borel?“

„Ohne Zweifel, und Sie geben mir die Versicherung, daß Sie keine Anleitung zu dem Unternehmen gegeben haben, welches die Bande versuchen will?“

„Auf Ehre nicht, — die Eule kam zu mir und machte mir den Antrag, ich möchte die Mäklerin hieher zu mir locken, weil die teuflische Einäugige durch meinen Sohn erfahren hatte, Morel, der Steinschneider in der Rue du Temple, arbeite in ächten, nicht in unächten Steinen, und die Mutter Mathieu habe oft Diamanten von bedeutendem Werth bei sich. Ich ging in die Sache ein, machte aber der Eule den Vorschlag, auch die Martials und Barbillon beizuziehen, um Ihnen das ganze Nest in die Hände zu spielen.“

„Und der Schulmeister, jener so gefährliche, so starke und so wüthende Mensch, der die Eule immer begleitete, einer der Stammgäste des „weißen Kaninchen“?“

„Der Schulmeister?“ fragte Roth-Arm mit erheucheltem Erstaunen.

„Ja, ein Sträfling, der aus dem Bagno in Rochefort entflohen ist, ein gewisser Anselm Duresnel, der auf Zeitlebens verurtheilt war. Man weiß jetzt, daß er sich entstellt hat, um sich unkenntlich zu machen. — Haben Sie von ihm keine Spur?"

„Nein," antwortete Roth-Arm unerschrocken, der seine Gründe zu dieser Lüge hatte, denn der Schulmeister war damals in einem Keller des Wirthshauses eingesperrt.

„Man hat allen Grund, zu glauben, daß der Schulmeister neue Mordthaten begangen hat. Es wäre ein sehr wichtiger Fang, wenn — "

„Man weiß seit sechs Wochen nicht, was aus ihm geworden ist — "

„Man macht Ihnen auch zum Vorwurfe, daß Sie seine Spur verloren haben — "

„Immer Vorwürfe! immer Vorwürfe, — Herr Borel!"

„Es fehlt nicht an Gründen dazu. — Und die Schmuggelei?"

„Muß ich nicht von allen Arten Menschen einige kennen? — Schmuggler wie andre, um Sie auf die Fährte zu leiten — Ich habe Ihnen jene Röhre verrathen, durch welche Branntwein herbeigeleitet wurde in das Haus — "

„Das Alles weiß ich," unterbrach Borel den Roth-Arm, „aber für den Einen, den Sie anzeigen, lassen Sie vielleicht Zehn entschlüpfen und Sie treiben unverschämt Ihr Gewerbe fort. — Ich bin überzeugt, daß Sie auf beiden Achseln tragen, wie man zu sagen pflegt — "

„Einer solchen Belastung bin ich nicht fähig, Herr Borel."

„Das ist noch nicht Alles; in der Rue du Temple Nr. 17. wohnt eine Frau Burette, die auf Pfänder leiht und die Ihre Privat-Hehlerin sein soll — "

„Was soll ich aber thun, Herr Borel? — man sagt so vielerlei, — die Welt ist so böse. — Ich wiederhole, ich muß mit der größtmöglichen Anzahl von Spitzbuben umgehen, muß mich als ihresgleichen stellen, noch schlimmer,

damit sie kein Mißtrauen fassen; — aber sie nachzuahmen, pfui! das schneidet mir in's Herz. Ich muß gewiß sehr dienstfertig sein, um mich zu diesem Gewerbe zu verstehen —"

„Armer lieber Mann, — ich beklage Sie von ganzem Herzen!"

„Sie lachen, Herr Borel, — aber wenn man das glaubt, was Sie eben sagten, warum hat man denn keine Haussuchung bei der Mutter Burette und bei mir angestellt?"

„Sie wissen es recht wohl, — um jene Banditen nicht zu verscheuchen, deren Auslieferung Sie uns schon so lange versprochen haben."

„Ich werde sie Ihnen ausliefern, Herr Borel; ehe eine Stunde vergeht, sind Alle gebunden, — und ohne viele Mühe, denn es sind drei Frauenzimmer dabei. Nicolaus Martial und Barbillon sind zwar blutdürstig wie Tiger, aber feig wie Hasen."

„Tiger oder Hasen," sagte Borel, indem er seinen langen Ueberrock auseinanderschlug und auf zwei Pistolen zeigte, welche aus den Taschen seiner Beinkleider hervorragten, — „ich werde sie bedienen."

„Sie werden doch wohl thun, wenn Sie zwei Ihrer Leute mitnehmen, Herr Borel; denn die Muthlosesten werden bisweilen wie toll, wenn sie sich ergriffen sehen."

„Ich werde zwei meiner Leute in den kleinen niedrigen Saal neben der Stube bringen, in welche Sie die Mäklerin führen; auf den ersten Schrei erscheine ich an der einen Thüre, während meine beiden Leute sich an der andern zeigen."

„Sie müssen sich aber beeilen, denn die Gesellschaft kann jeden Augenblick ankommen, Herr Borel."

„Nun wohl, ich will meine Leute aufstellen, vorausgesetzt, daß es nicht noch einmal vergeblich geschieht."

Die Unterredung wurde durch ein eigenthümliches Pfeifen unterbrochen, welches als Signal diente.

Roth-Arm trat an ein Fenster, um zu sehen, wen der kleine Lahme anmeldete.

„Sehen Sie, da kommt die Eule schon. — Glauben Sie mir nun, Herr Borel?"

„Es ist allerdings etwas, aber nicht Alles. Doch, wir werden sehen; ich eile, um meine Leute unterzubringen."

Der Sicherheitsdiener verschwand durch eine Seitenthüre.

VIII.

Die Eule.

Das schnelle Gehen, die Raub- und Mordsucht, welche noch wie ein Fieber in ihr glüheten, hatten das häßliche Gesicht der Eule geröthet; ihr grünes Auge funkelte.

Der kleine Lahme folgte ihr hüpfend.

In dem Augenblicke, als sie die letzten Stufen der Treppe hinunterstieg, trat der Sohn Roth-Arms in boshaftem Muthwillen hinten auf das Kleid der Eule.

Die Alte wankte in Folge dieses plötzlichen Haltes, und da sie sich an der Lehne nicht anhalten konnte, fiel sie mit vorgehaltenen Händen auf die Knie, wobei sie ihr kostbares Körbchen loslassen mußte, aus welchem ein mit Smaragden und ächten Perlen besetztes Armband herausfiel.

Die Eule hatte sich bei dem Falle die Haut von einigen Fingern abgestoßen, hob aber rasch das Armband wieder auf, welches dem scharfen Blicke des Knaben nicht entgangen war, der heuchlerisch zu ihr trat und sagte:

„Ach Gott, traten Sie fehl?"

Die Eule nahm aber, ohne ihm zu antworten, den kleinen Lahmen an den Haaren, bückte sich zu ihm hinab und biß ihn in den Backen, daß es blutete.

Merkwürdiger Weise ließ der Sohn Roth-Arms trotz dem heftigen Schmerze und trotz seiner Boshaftigkeit keinen Schrei, keinen Laut hören."

Er wischte sein blutbeflecktes Gesicht ab und sagte mit erzwungenem Lächeln:

„Wenn Sie mich ein anderes Mal nicht so stark küssen wollten, würde mir es doch lieber sein, Eule —"

„Boshafter kleiner Affe, warum tratest Du mir absichtlich auf das Kleid? — Damit ich fallen sollte?"

„Ich? Ich schwöre es, daß ich es nicht absichtlich gethan habe, gute Eule. Der kleine Lahme liebt Sie viel zu sehr; wenn Sie ihn auch schlagen und beißen, er bleibt bei Ihnen wie der Hund bei seinem Herrn," sagte der Knabe mit süßlicher Stimme.

Die Eule ließ sich durch die Heuchelei täuschen und antwortete:

„Habe ich Dich unverdienter Weise diesmal gebissen, so hast Du es ein anderes Mal gut, kleiner Taugenichts. — Heute bin ich guter Laune und kann mit Niemand böse sein. — Wo ist Dein Vater?"

„Im Hause. Soll ich ihn holen?"

„Nein. — Sind die Martials da?"

„Noch nicht."

„So habe ich Zeit, zu meinem Manne hinunterzugehen; ich muß mit dem alten Blinden reden —"

„Sie gehen in den Keller des Schulmeisters?" fragte der Knabe, der eine teuflische Freude kaum bergen konnte.

„Was geht das Dich an?"

„Mich?"

„Ja, Du fragst mich in einem so närrischen Tone?"

„Weil ich an etwas Närrisches denke."

„An was?"

„Sie sollten ihm wenigstens ein Spiel Karten zum Zeitvertreib geben," sagte der kleine Lahme. „Jetzt hat er es nur mit den Ratten zu thun und mit der Zeit möchte ihm das doch langweilig vorkommen."

Die Eule lachte laut und sagte zu dem kleinen Lahmen:

„Ein lieber Affe! Ich kenne keinen Buben, der in seinem Alter schon ein solcher Bösewicht wäre. Geh, hole mir ein Licht, und leuchte mir hinunter zu dem Alten; auch magst Du mir die Thüre aufmachen helfen —"

„Nein, nein, — es ist zu finster in dem Keller," antwortete der kleine Lahme achselzuckend.

„Wie? Du bist boshaft wie ein Teufel und fürchtest Dich? Das möchte ich sehen. — Geh geschwind und sage Deinem Vater, ich würde gleich wiederkommen, ich sei unten bei meinem Alten und rede mit ihm über unser Aufgebot, hä! hä! hä!" setzte sie lachend hinzu. „Mach' geschwind, — Du sollst auch zur Hochzeit kommen."

Der kleine Lahme ging verdrießlich fort, um ein Licht zu holen.

Während seiner Abwesenheit griff die Eule, wie trunken von dem Gelingen ihres Raubes, mit der rechten Hand in ihren Strohkober, um den kostbaren Schmuck darin zu betasten.

Um auf kurze Zeit diesen Schatz zu verbergen, wollte sie jetzt in den Keller des Schulmeisters hinuntergehen, nicht um, wie gewöhnlich, sich an den Leiden ihres neuen Opfers zu weiden.

Wir werden sogleich erzählen, warum die Eule, mit Einwilligung Roth-Arms, den Schulmeister in denselben Keller eingesperrt hatte, in welchen früher Rudolph durch den Räuber gestürzt worden war.

Der kleine Lahme erschien mit einem Lichte in der Thüre des Wirthshauses.

Die Eule folgte ihm in den niedrigen Saal, in welchem eine Fallthüre, die wir schon kennen, in den Keller hinunterführte.

Der Sohn Roth-Arms, der die hohle Hand vor das Licht hielt und vor der Alten vorausging, stieg langsam auf den steinernen Stufen hinab, die steil an die dicke Thüre des Kellers führten, welcher beinahe das Grab Rudolph's geworden wäre.

An dieser Thüre schien der kleine Lahme zu zögern, der Eule wieder zu folgen.

„Nur vorwärts! vorwärts!“ sagte sie zu ihm.

„Es ist so finster — und dann gehen Sie so schnell, Eule — Ich will lieber umkehren und Ihnen das Licht lassen —“

„Und die Thüre unten, Schwachkopf? Kann ich die allein aufmachen? Willst Du weiter gehen?“

„Nein, — ich fürchte mich zu sehr —“

„Wenn ich Dich erwische, — so nimm Dich in Acht.“

Der Knabe wich einige Schritte zurück.

„Nun,“ sagte endlich die Eule, die ihren Zorn niederkämpfte, „wenn Du hübsch folgsam bist, werde ich Dir auch etwas geben —“

„Ach,“ antwortete der kleine Lahme, der wieder näher kam, „wenn Sie so reden, können Sie aus mir machen, was Sie wollen, Mutter Eule.“

„So gehe schnell, — die Zeit drängt.“

„Ja, aber versprechen Sie mir, daß Sie mich den Schulmeister necken lassen wollen?“

„Ein anderes Mal, heute habe ich keine Zeit.“

„Nur ein klein wenig —“

„Ein anderes Mål. — Ich sage Dir, ich muß sogleich wieder hinauf.“

„Warum wollen Sie denn die Thüre seines Zimmers aufmachen?“

„Das geht Dich nichts an. — Rasch! rasch! Die Martials sind vielleicht schon oben, — ich muß mit ihnen sprechen. — Sei artig und Du wirst es nicht bereuen —“

„Nun, ich bin Ihnen einmal gut, Eule, Sie wickeln mich um Ihren kleinen Finger, wenn Sie wollen,“ sagte der kleine Lahme, indem er langsam weiter ging.

Der bleiche flackernde Schein des Lichtes, der schwach den dunkeln Gang beleuchtete, warf das schwarze Schattenbild des häßlichen Knaben auf die grünliche feuchte gesprungene Wand.

Weiter unten, im Halbdunkel, sah man das niedrige Thürgewölbe, die starke mit Eisen beschlagene Thüre des Kellers und den rothcarrirten Shawl wie das weiße Häubchen der Eule.

Unter den Anstrengungen der Alten und des Knaben bewegte sich die Thüre endlich knarrend in ihren Angeln.

Ein feuchter Dampf drang aus der finstern Tiefe heraus.

Das Licht, welches am Fußboden niedergesetzt wurde, beleuchtete die ersten Stufen der steinernen Treppe, deren letzte sich in völligem Dunkel verloren.

Aus der Tiefe des Kellers drang ein Schrei oder vielmehr ein wildes Gebrüll herauf.

„Ah, mein Männchen sagt mir guten Tag!“ sprach die Eule ironisch.

Sie ging noch einige Stufen hinunter, um ihren Kober in irgend einer Ecke zu verstecken.

„Mich hungert,“ rief der Schulmeister und seine Stimme zitterte vor Wuth. „Soll ich hier sterben wie ein tolles Vieh?“

„Du hast Hunger?“ wiederholte die Eule lachend, „nun, steck' Dir den Daumen in das Maul —“

Man hörte das Klirren einer Kette, die mit Gewalt straff angezogen wurde, — dann einen Seufzer verhaltener Wuth.

„Nimm Dich in Acht! Nimm Dich in Acht! Du wirst Dich wieder an das Bein stoßen wie in Bouqueval. Armes Väterchen!“ fiel der kleine Lahme ein.

„Das Kind hat Recht; bleibe doch ruhig, Alterchen,“ sagte die Eule; „der Ring und die Kette sind fest, Blinder, sie sind von dem Vater Micou, der nur Gutes verkauft. Es ist wieder Deine Schuld; warum ließest Du Dich im Schlafe binden? Man brauchte Dich dann nur an die Kette zu legen und herunter — in's Kühle zu bringen, — um Dich besser zu conserviren.“

„Es ist aber Schade um ihn, er wird hier unten schimmelig werden," fiel der Knabe ein.

Man hörte von neuem die Kette klirren.

„Alterchen springt wie ein Maikäfer, der an einem Beine festgebunden ist," sagte die Eule weiter. — „Es ist mir, als sähe ich ihn —"

„„Maikäfer flieg,

„„Dein Vater ist im Krieg"" — sang der kleine Lahme, und die Eule lachte von neuem.

Nachdem die Eule ihren Kober in einem Loch in der Wand versteckt hatte, sagte sie:

„Siehst Du, Alterchen?"

„Er sieht ja nicht," antwortete der Knabe.

„Der Junge hat Recht. Nun, hörst Du, Alter? Du hättest nicht so dumm, nicht so gutmüthig sein und mich hindern sollen, der Schallerin das Lärvchen mit meinem Vitriol zu waschen. — Dann sprachst Du auch von Deinem Gewissen und ich sah, daß mit Dir nichts mehr zu machen ist, daß Du rechtschaffen werden willst. — Du könntest uns am Ende gar verrathen, alter Blinder, und dann —"

„Wenn Dich der alte Blinde nur erst hätte, Eule!" rief der Lahme, indem er mit einem Male und mit aller Kraft die Alte von hinten stieß.

Die Eule fiel unter einem gräßlichen Fluche und man hörte sie die Stufen hinunter rollen.

„Beiß! beiß! Die Eule kommt, — packe sie, Alter!" rief der kleine Lahme.

Da nahm er den Kober aus dem Mauerloche, in welches er ihn durch die Eule hatte verstecken sehen, stieg rasch die Stiegen hinauf und rief unter lautem Lachen:

„Der Stoß war besser wie der letzte, nicht wahr, Eule? Und diesmal wirst Du mich nicht wieder bis auf's Blut beißen. Du dachtest, ich würde es vergessen, — prosit! — ich blute noch."

„Ich hab' sie, ich hab' sie!" rief der Schulmeister unten im Keller.

„Ich gratulire!" entgegnete der Knabe lachend, und blieb auf der letzten Treppenstufe stehen.

„Hilfe! Hilfe!" rief die Eule mit fast erstickter Stimme.

„Ich danke Dir, Lahmer," sprach der Schulmeister, „ich danke Dir und verzeihe Dir alles Böse, das Du mir gethan hast. — Zur Belohnung sollst Du sie singen hören, — die Eule — paß' auf! — der Todtenvogel!"

„Bravo! Ich sitze hier auf der ersten Galerie," antwortete der Lahme, indem er sich oben auf der Treppe niedersetzte.

IX.

Der Keller.

Der kleine Lahme, der so auf der ersten Treppenstufe saß, hob das Licht empor, um die schreckliche Scene zu beleuchten, welche in der Tiefe des Kellers vorgehen sollte; aber das Dunkel war zu dicht, — ein so schwacher Schein vermochte es nicht zu verscheuchen.

Der Sohn Roth-Arms erkannte nichts.

Der Kampf des Schulmeisters und der Eule geschah mit entsetzlicher Erbitterung, aber ohne einen Schrei, ohne ein Wort.

Man hörte nur von Zeit zu Zeit das laute Athmen oder den erstickten Hauch, welcher immer die gewaltsamen Anstrengungen begleitet.

Der kleine Lahme stampfte im Takt mit den Füßen, wie es die ungeduldigen Zuschauer im Theater zu thun pflegen,

um den Beginn der Vorstellung zu beschleunigen; endlich rief er gar:

„Vorhang auf! Das Stück! Musik!“

„O, ich halte Dich, wie ich will,“ murmelte der Schulmeister unten, „und Du sollst —“

Eine verzweifelte Anstrengung der Eule unterbrach ihn. Sie wehrte sich mit der Kraft, welche die Todesfurcht giebt.

„Lauter! Man versteht nichts!“ fiel der Lahme ein.

„Wenn Du mir auch die Hand zerbeißest, ich halte Dich doch, wie ich will,“ sagte der Schulmeister.

Dann setzte er hinzu, als es ihm ohne Zweifel gelungen war, die Eule festzuhalten: „So! Jetzt höre —“

„Lahmer, rufe Deinen Vater!“ rief die Eule mit keuchender Stimme. „Hilfe! Hilfe!“

„Fort mit der Alten! Man hört ihretwegen nichts,“ antwortete der kleine Lahme laut lachend.

Der Hilferuf der Eule konnte aus der Tiefe nicht hinauf in das Haus dringen.

Als die Elende sah, daß sie von dem Sohne Roth-Arms keine Hilfe zu erwarten habe, wollte sie ein letztes Mittel versuchen.

„Lahmer, geh' und hole Hilfe und ich gebe Dir meinen Kober; er ist voll Juwelen und steht da in der Mauer —“

„Ueber die Freigebigkeit! Ich danke, Madame. Ich habe Deinen Kober schon. Hörst Du, wie es drinnen klingt?“ sagte der Knabe, indem er den Kober schüttelte. ... „Wenn Du mir sogleich für zwei Sous Kuchen giebst, will ich meinen Vater rufen.“

„Erbarme Dich meiner und ich —“

Die Eule konnte nicht weiter sprechen.

Es folgte eine neue Pause.

Der kleine Lahme trommelte von neuem mit den Füßen auf die steinerne Stufe und rief fortwährend:

„Warum geht es nicht los? Den Vorhang auf! Musik! Musik!“

„So, Eule, wirst Du mich nicht mehr durch Dein

Schreien betäuben können," sagte der Schulmeister nach einigen Minuten, in denen es ihm ohne Zweifel gelungen war, der Alten einen Knebel in den Mund zu stopfen.

„Du siehst wohl ein," fuhr er langsam mit hohler Stimme fort, „daß ich es nicht sogleich ausmachen will. Folter gegen Folter! Du hast mich genug leiden lassen. — Ich muß lange mit Dir reden, ehe ich Dich umbringe, ja — lange. Das wird schrecklich für Dich sein. He?"

„Keine Dummheiten, Alter!" rief der kleine Lahme, der halb aufstand; „züchtige sie, aber spiel' ihr nicht zu arg mit. — Du willst sie umbringen, – das ist eine Finte, nicht wahr? Ich halte auf meine Eule, — ich habe sie Dir geliehen, aber Du mußt sie mir wiedergeben; mach' sie nicht todt, — mach' meine Eule nicht todt oder ich rufe den Vater —"

„Sei ruhig, sie bekommt nur, was sie verdient, — eine Lehre, die ihr nützlich sein wird," sagte der Schulmeister, um den kleinen Lahmen zu beruhigen, damit dieser nicht etwa Hilfe hole.

„Das ist recht! Bravo! Nun geht das Stück los!" sagte der Sohn Roth-Arms, welcher keineswegs glaubte, daß der Schulmeister das Leben der schrecklichen Alten ernstlich bedrohe.

„Nun wollen wir mit einander reden, Eule," fuhr der Schulmeister mit ruhiger Stimme fort. „Zuerst, siehst Du, ist seit jenem Traume in Bouqueval, der mir alle unsere Verbrechen wieder vorführte, seit jenem Traume, der mich beinahe wahnsinnig machte und mich noch wahnsinnig machen wird, — denn in der Einsamkeit und Abgeschiedenheit, in welcher ich lebe, wenden sich unwillkürlich alle meine Gedanken immer wieder auf jenen Traum, — seit jenem Traume ist in mir eine seltsame Veränderung vorgegangen —

„Ich — habe vor meiner frühern Bosheit geschaudert.

„Zuerst ließ ich Dich die Schallerin nicht mißhandeln, — das war noch nichts —

„Als Du mich hier in diesem Keller an die Kette legtest,

mich Kälte und Hunger leiden ließest, — mich aber auch von Deiner Gegenwart befreitest, — übergabst Du mich ganz dem Grauen vor meinen Gedanken.

„Du weißt nicht, was es heißt, allein, immer allein zu sein, — mit einem schwarzen Schleier vor den Augen, wie der schreckliche Mann sagte, welcher mich gestraft hat —

„Das ist grauenhaft!

„In diesen Keller hatte ich ihn gestürzt, um ihn zu tödten, und dieser Keller ist der Ort meiner Pein, wird vielleicht mein Grab.

„Ich wiederhole Dir, daß dies grauenhaft ist.

„Er sagte zu mir: Du hast Deine Kraft gemißbraucht, Du wirst das Spielzeug der Schwächsten werden.

„Er hatte Recht.

„Er sagte zu mir: Von der Außenwelt getrennt, mit der ewigen Erinnerung an Deine Verbrechen allein, wirst Du eines Tages Deine Verbrechen bereuen —

„Dieser Tag ist gekommen, — die Absonderung hat mich gereiniget —

„Ich hätte es nicht für möglich gehalten.

„Ein anderer Beweis, daß ich vielleicht minder schlecht bin als sonst, ist die unsägliche Freude, die ich empfinde, Dich hier festzuhalten, – nicht um mich zu rächen, sondern um unsere Opfer zu rächen. Ja, ich werde eine Pflicht erfüllen, wenn ich mit eigener Hand meine Mitschuldige strafe.

„Eine Stimme sagt mir, daß viel Blut, viel Blut nicht geflossen sein würde, wenn Du mir früher in die Hände gefallen wärest.

„Ich verabscheue jetzt meine frühern Mordthaten und doch, — findest Du das nicht seltsam? — werde ich ohne Furcht, mit völliger Ruhe an Dir einen schrecklichen Mord begehen. — Sag', sag', begreifst Du das?"

— „Bravo! Gut gespielt, alter Blinder!" rief der kleine Lahme mit Händeklatschen. „Das ist Alles zum Lachen?"

„Alles zum Lachen," entgegnete der Schulmeister mit

einer hohlen Stimme. „Halt' still, Eule, ich muß Dir vollends erklären, wie ich allmälig zur Reue gekommen bin.

„Diese Erzählung wird Dir, verstocktes Herz, widerwärtig sein, sie wird Dir beweisen, wie unbarmherzig ich in der Rache sein werde, die ich im Namen unserer Opfer an Dir üben will.

„Aber ich muß mich beeilen —

„Mein Blut hüpft vor Freude, Dich hier zu halten, — die Adern an meinen Schläfen klopfen, wie wenn nach vielem Nachdenken über den Traum mein Verstand sich verwirrt, — vielleicht geschieht mir etwas, — aber ich werde doch Zeit haben, Dir die Nähe des Todes schrecklich zu machen, wenn ich Dich zwinge, mich anzuhören —"

— „Nun, Eule," rief der kleine Lahme, „heraus mit der Sprache! — Hast Du Deine Rolle nicht gelernt? Sag' doch dem Teufel, daß er Dir soufflire, Alte —"

„Wenn Du auch zappelst, um Dich schlägst und beißest," fuhr der Schulmeister nach einer neuen Pause fort, — „Du entgehst mir nicht, — Du hast mir die Finger zerbissen bis auf die Knochen, aber ich reiße Dir die Zunge aus, wenn Du Dich rührst —

„Laß uns weiter reden.

„Als ich so allein war, immer allein in der Stille und im Dunkel, wandelte mich eine tolle — ohnmächtige Wuth an und ich verlor zum ersten Male den Kopf. — Ja, ob ich gleich wachte, so sah ich doch den Traum wieder, — weißt Du? — den Traum —

„Den kleinen Alten in der Rue du Roule, — die ersäufte Frau, — den Viehhändler und Dich, Eule, die Du über diesen Gespenstern schwebtest.

„Ich sage Dir, es ist grauenhaft.

„Ich bin blind, und meine Gedanken nehmen eine Gestalt, einen Körper an, um mir unablässig sichtbar, fast greifbar, die Züge meiner Opfer vorzustellen.

„Wenn ich auch jenen schrecklichen Traum nicht geträumt hätte, mein Geist würde, fortwährend mit der Erinnerung

an meine frühern Verbrechen beschäftigt, durch dieselben Visionen gequält worden sein.

„Bisweilen, wenn ich diese Gespenster lange mit Ergebung und Grauen betrachtet habe, kommt es mir vor, als hätten sie Mitleiden mit mir, — sie erbleichen, sie verschwimmen und verschwinden. Dann glaube ich aus einem schrecklichen Traume zu erwachen, aber ich fühle mich schwach, niedergedrückt, zermalmt und — wirst Du es glauben? Oh, wie wirst Du lachen, Eule, — ich weine, hörst Du? ich weine. — Du lachst nicht? So lache doch — lache doch!"

Die Eule ächzte dumpf.

— „Lauter!" rief der kleine Lahme, — „man versteht nichts —"

„Ja," fuhr der Schulmeister fort, „ich weine, denn ich leide und meine Wuth ist vergeblich. Ich sage zu mir: morgen, übermorgen, immer wird mich dieser Wahnsinn, diese grauenhafte Verzweiflung martern —

„Welches Leben! Ach, welches Leben!

„Und ich habe nicht lieber den Tod gewählt, statt mich lebendig in dieser Tiefe begraben zu lassen!

„Blind, — einsam, — gefangen, was könnte mich vor der Reue retten? Nichts — nichts —

„Wenn die Gespenster einen Augenblick aufhören, auf dem schwarzen Schleier, den ich vor den Augen habe, hin und her zu ziehen, foltern mich andere Qualen, — vernichtende Vergleiche. Ich sage zu mir: Wenn ich ein ehrlicher Mann geblieben wäre, würde ich jetzt frei, ruhig, glücklich, von den Meinigen geliebt und geehrt, statt nun blind und in diesem Kerker gefesselt und meinen Mitschuldigen überlassen zu sein.

„Ach, die Sehnsucht nach dem Glücke, das man durch ein Verbrechen verlor, ist der erste Schritt zur Reue.

„Und wenn sich mit der Reue eine entsetzlich harte Buße verbindet, eine Buße, welche das Leben in eine lange schlaflose Nacht mit verzweiflungsvollen Gedanken und rächenden

Visionen verwandelt, — dann folgt vielleicht der Reue und der Buße die Verzeihung der Menschen.“

— „Nimm Dich in Acht!“ rief der kleine Lahme, — „Du kommst in eine andere Rolle! Bekannt! bekannt!“

Der Schulmeister hörte nicht auf den Sohn Roth-Arms.

„Du wunderst Dich, Eule, mich so sprechen zu hören? Wenn ich mich fortwährend durch andere blutige Schandthaten, oder durch die wüste Trunkenheit des Bagno-Lebens fort und fort betäubt hätte, würde diese heilsame Umwandlung in mir nicht erfolgt sein, ich weiß es wohl —

„Aber woran soll ich denken, da ich allein bin, blind und gefoltert von der Gewissenspein, die ich s e h e?

„An neue Verbrechen?

„Wie könnte ich sie begehen?

„An eine Flucht?

„Wie wäre sie möglich?

„Und wenn ich entflöhe, — wohin sollte ich mich wenden, was mit meiner Freiheit beginnen?

„Nein, ich muß von nun an in einer ewigen Nacht leben, zwischen der Qual der Reue und dem Grauen vor den fürchterlichen Erscheinungen, die mich verfolgen —

„Bisweilen freilich glänzt — ein schwacher Strahl der Hoffnung in meine Nacht, bisweilen folgt ein Augenblick der Ruhe auf meine Leiden, — ja bisweilen gelingt es mir, die Gespenster, die mich quälen, zu beschwören, wenn ich ihnen die Erinnerung an eine ehrliche, friedliche Vergangenheit vorhalte, wenn ich mich in Gedanken in die Zeit meiner ersten Jugend, meiner Kindheit zurückversetze —

„Zum Glück haben selbst die größten Bösewichter wenigstens einige Jahre des Friedens und der Unschuld — ihren verbrecherischen blutigen Jahren entgegenzusetzen.

„Man wird nicht schlecht geboren.

„Die Verdorbensten haben die liebenswürdige Unschuld der Kindheit gehabt, die sanften Freuden jenes lieblichen Alters gekannt. Und, ich wiederhole es Dir, bisweilen giebt es mir einen bittern Trost, wenn ich zu mir sage: jetzt

flucht mir die ganze Welt, aber es gab eine Zeit, da man mich liebte, mich schätzte, weil ich schuldlos und gut war —

„Ach! — ich muß mich wohl in die Vergangenheit flüchten, wenn ich es kann, denn nur dort finde ich einige Ruhe —"

Der Ton des Schulmeisters hatte bei diesen letztern Worten die Rauhheit verloren; der unbändige Mann schien tief ergriffen zu sein und setzte hinzu:

„Siehst Du, diese Gedanken haben einen so heilsamen Einfluß, daß meine Wuth nachläßt, daß es mir an Muth, an Kraft und an dem Willen gebricht, Dich zu strafen. — Nein, es steht mir nicht zu, Dein Blut zu vergießen —"

— „Bravo, Alter! Siehst Du, Eule, es war eine Finte," rief der kleine Lahme mit Händeklatschen.

„Nein, es steht mir nicht zu, Dein Blut zu vergießen," fuhr der Schulmeister fort; — „es wäre das ein Mord, — ein zu entschuldigender vielleicht, aber doch immer ein Mord, — und ich habe an den drei Gespenstern schon genug. — Und, wer weiß? vielleicht fühlst Du auch einst noch Reue."

Der Schulmeister hatte, während er so sprach, der Eule unwillkürlich größere Freiheit in der Bewegung gelassen.

Sie benutzte dies, um den Dolch zu ergreifen, den sie nach der Ermordung Sarah's in ihr Corset gesteckt hatte, und dem Banditen einen gewaltigen Stoß zu versetzen, um sich ganz von ihm frei zu machen.

Er stieß einen gellenden Schmerzensschrei aus.

Die Glut seines Hasses, seines Rachedurstes, seiner Wuth, seines Blutdurstes, die durch diesen Angriff plötzlich geweckt und zum Aeußersten gesteigert wurde, brach gräßlich aus und sein bereits erschütterter Verstand verließ ihn ganz und gar.

„Ah, Schlange, — ich habe Deinen Zahn gefühlt!" rief er mit einer Stimme, die vor Wuth zitterte, und faßte mit Kraft die Eule, die ihm entschlüpfen wollte; — „Du krochst in dem Keller — he? Aber ich werde Dich zermal-

men, Schlange oder Eule — Du warteteſt wohl auf das Erſcheinen der Geſpenſter, — ja, denn das Blut pocht an meinen Schläfen – es ſummt mir in den Ohren — Alles dreht ſich im Kreiſe — als wenn ſie kommen wollten. — Ja, — ich irre mich nicht — Da ſind ſie. — Dort aus dem Dunkel kommen ſie hervor! — Wie ſie blaß ausſehen — und wie ihr Blut fließt — roth und rauchend! — Du fürchteſt Dich – Du ſträubſt Dich — Sei ruhig. — Du wirſt die Geſpenſter — nicht ſehen, wie — Du wirſt ſie nicht ſehen, — ich habe Erbarmen mit Dir, — ich werde Dich blind machen — Du ſollſt wie ich — ohne Augen ſein —"

Der Schulmeiſter machte eine Pauſe.

Die Eule ſtieß einen ſo gräßlichen Schrei aus, daß der kleine Lahme entſetzt auf der ſteinernen Stufe aufſprang.

Das entſetzliche Geſchrei der Eule ſchien die wahnſinnige Wuth des Schulmeiſters auf den höchſten Grad zu ſteigern.

„Singe nur —", ſagte er leiſe, — „ſinge nur, Eule, — ſinge ... Dein Todtenlied. — Du biſt glücklich, — Du ſiehſt die drei Geſpenſter — unſerer Ermordeten nicht mehr, — den kleinen Alten in der Rue du Roule, — die erſäufte Frau, — den Viehhändler. — Aber ich, ich ſehe ſie, — ſie kommen heran, — ſie greifen mich an! O — wie kalt ſie ſind!"

Der letzte Schein der Vernunft des Böſewichts erloſch in dieſem Schrei des Entſetzens.

Von nun an ſprach der Schulmeiſter nicht mehr; er rannte umher, er brüllte wie ein wildes Thier und gehorchte nur noch dem Inſtincte der Vernichtung.

In dem Dunkel des Kellers geſchah etwas Entſetzliches.

Man hörte ein raſches Stampfen mit den Füßen, das häufig durch ein dumpfes Geräuſch wie von einem Knochenkaſten unterbrochen wurde, der von einem Steine zurückprallt, auf dem man ihn zerſchmettern will.

Gellende, krampfhafte Klagetöne und ein teufliſches Lachen begleiteten jeden dieſer Schläge.

Dann folgte ein — Todesröcheln.

Und endlich hörte man gar nichts mehr, — nichts als das wüthende Stampfen, als die dumpfen Schläge, die noch immer fortgesetzt wurden.

Bald gelangte ein fernes Geräusch von Tritten und Stimmen bis in die Tiefe des Kellers. Helles Licht glänzte am Ende der Treppe, welche herabführte.

Der kleine Lahme war vor Grauen über den Auftritt, dem er beigewohnt hatte, ohne ihn zu sehen, wie erstarrt und sah mehrere Personen mit Lichtern rasch die Stufen herunterkommen. — Im nächsten Augenblicke war der Keller mit Sicherheitsdienern, Narciß Borel an der Spitze, und mit Municipalgardisten angefüllt.

Der kleine Lahme wurde auf den ersten Stufen des Kellers ergriffen, wo er noch mit dem Körbchen der Eule in der Hand stand.

Narciß Borel stieg mit einigen der Seinigen in den Keller des Schulmeisters hinunter.

Alle wichen vor einem gräßlichen Anblicke zurück.

Der Schulmeister, der mit dem Fuße an einen großen Stein mitten in seinem Keller gefesselt war, lief, grauenvoll anzusehen, mit starrendem Haar, mit langem Barte, mit schäumendem Munde, mit blutbefleckten Lumpen bekleidet, wie ein wildes Thier in seinem Kerker umher und schleppte an beiden Füßen den Leichnam der Eule nach, deren Kopf entsetzlich verstümmelt, zerschmettert, zermalmt war.

Die blutigen Ueberreste seiner Mitschuldigen konnten ihm nur nach einem heftigen Kampf entrissen werden und man mußte alle Kraft aufbieten, um ihn zu binden.

Nach einem kräftigen Widerstande gelang es, ihn in den niedrigen Saal des Wirthshauses Roth-Arms zu bringen.

Hier befanden sich, an den Händen gefesselt und bewacht, Barbillon, Nicolaus Martial, dessen Mutter und Schwester.

Sie waren in dem Augenblicke ergriffen worden, als sie die Diamantenmäklerin fortschleppten, um sie zu ermorden.

Diese erholte sich allmälig in einem Nebenzimmer.

Der Schulmeister, an dem Arme durch die Eule leicht verwundet, lag auf dem Boden, wurde mit Mühe durch zwei Polizeidiener gehalten und brüllte wie ein Stier, der erschlagen werden soll. Bisweilen schnellte er den ganzen Körper durch krampfhafte Anstrengung empor.

Barbillon saß mit gesenktem Kopfe, bleich, mit bläulichen Lippen und stierem Blicke auf einer Bank; sein langes schlichtes schwarzes Haar fiel auf den Kragen seiner im Kampf zerrissenen blauen Blouse; seine gefesselten Hände ruhten auf seinen Knien.

Das jugendliche Aussehen dieses Bösewichts (er zählte kaum achtzehn Jahr) und die Regelmäßigkeit seines unbärtigen Gesichtes machten den häßlichen Eindruck noch beklagenswerther, der aus seinen von Ausschweifung und Verbrechen gebrandmarkten Zügen sprach.

Er rührte sich nicht und sprach kein Wort.

Es ließ sich nicht erkennen, ob diese scheinbare Unempfindlichkeit die Folge des Entsetzens oder einer ruhigen Energie war; er athmete schnell und von Zeit zu Zeit wischte er mit den beiden zusammengefesselten Händen den Schweiß ab, der auf seiner bleichen Stirn stand.

Neben ihm sah man die Tochter der Wittwe; das Häubchen war ihr abgerissen; ihr röthliches im Nacken zusammengebundenes Haar hing in mehreren dünnen Flechten auf den Rücken hinab. Sie war ergrimmter als niedergeschlagen, ihre hagern etwas gebleichten Wangen hatten sich leicht geröthet und sie betrachtete mit Verachtung die Niedergeschlagenheit ihres Bruders Nicolaus, der auf einem Stuhle ihr gegenüber saß.

Dieser Bandit, der das Schicksal voraussah, welches ihn erwartete, war in sich selbst zusammengesunken und ließ den Kopf hängen; seine Knie zitterten und schlugen aneinander, seine Zähne klapperten und er ächzte dumpf.

Nur die Mutter Martial, die Wittwe des Gerichteten, die an der Wand lehnte, hatte von ihrer Keckheit nichts ver-

loren. Sie hielt den Kopf hoch und sah sich mit festem Blicke um; ihr ehernes Gesicht verrieth auch nicht die mindeste Unruhe.

Bei dem Anblicke Roth=Arms aber, den man in den niedrigen Saal zurückbrachte, nachdem er der sorgfältigsten Durchsuchung des Hauses durch den Polizeicommissar und dessen Secretär beigewohnt, verzerrten sich die Züge der Wittwe unwillkürlich; ihre kleinen gewöhnlich matten Augen fingen an zu leuchten und zu funkeln wie die einer wüthend gewordenen Schlange, ihre zusammengebissenen Lippen wurden bleich, und sie spannte die beiden gebundenen Arme an. Aber gleich als bedauerte sie diese stumme Aeußerung machtlosen Zornes und Hasses, kämpfte sie ihre Aufregung nieder und wurde wieder eiskalt.

Während der Commissar in Verbindung mit seinem Secretär das Protokoll aufnahm, warf Narciß Borel, indem er sich die Hände rieb, einen wohlgefälligen Blick auf den wichtigen Fang, den er gethan hatte, und der Paris von einer Bande gefährlicher Verbrecher befreite, gestand sich aber auch, wie nützlich ihm Roth=Arm dabei gewesen, und sah diesen deshalb dankend an.

Der Vater des kleinen Lahmen mußte bis nach der gerichtlichen Entscheidung das Gefängniß und das Schicksal derer theilen, welche er verrathen hatte; er trug wie Diese Handschellen, sah noch zitternder und bestürzter aus, verzerrte sein Gesicht nach Kräften, um ihm einen recht verzweiflungsvollen Ausdruck zu geben, und seufzte jämmerlich. Er küßte den kleinen Lahmen, als suchte er in diesen väterlichen Liebkosungen einigen Trost.

Der kleine Lahme zeigte sich nicht eben empfänglich für diese Beweise von Zärtlichkeit, denn er hatte erfahren, daß er bis auf Weiteres in das Gefängniß der jungen Verbrecher gebracht werden sollte.

„Welches Unglück, von meinem geliebten Sohne getrennt zu werden!“ rief Roth=Arm mit erheuchelter Rührung

aus: „Wir sind doch die beiden Unglücklichsten, Mutter Martial, denn man trennt uns von unsern Kindern.“

Die Wittwe konnte ihre Kaltblütigkeit nicht länger behaupten; sie zweifelte an dem Verrath Roth-Arms nicht, den sie geahnt hatte, und sagte:

„Ich wußte wohl, daß Du meinen Sohn in Toulon verkauft hattest. — Da, Judas!“ und sie spuckte ihm in das Gesicht. — „Du verkaufst uns, — nun meinetwegen! — Man wird sehen, wie ächte Martials sterben.“

„Ja, wir werden nicht zucken vor dem Henker,“ setzte die Tochter der Wittwe in wilder Aufregung hinzu.

Die Wittwe deutete dann mit einem Blicke der Verachtung auf Nicolaus und sagte zu ihrer Tochter:

„Dieser Feigling wird uns auf dem Schaffot noch Schande machen.“

Einige Augenblicke nachher stieg die Wittwe mit ihrer Tochter, begleitet von zwei Polizeidienern, in einen Fiacre, um sich nach St. Lazarus zu begeben.

Barbillon, Nicolaus und Roth-Arm wurden nach La Force gebracht, der Schulmeister dagegen in die Conciergerie, wo sich Zellen zur provisorischen Aufnahme von Wahnsinnigen befinden.

X.

Die Vorstellung.

Einige Tage nach der Ermordung der Mad. Seraphin, dem Tode der Eule und der Verhaftung der bei Roth-Arm überraschten Uebelthäterbande begab sich Rudolph in das Haus in der Rue du Temple.

Rudolph hatte, wie wir wissen, weil er der List des Jacob Ferrand List gegenübersetzen, die geheimen Verbrechen desselben entdecken, ihn zur Wiedergutmachung zwingen und

ihn schrecklich strafen wollte, wenn es durch Klugheit und Heuchelei dem Elenden gelingen sollte, sich der Rache der Gesetze zu entziehen, aus einem Gefängnisse in Deutschland eine Creolin, die unwürdige Frau des Negers David, kommen lassen.

Diese Frau, eben so schön als schlecht, eben so reizend als gefährlich, war am Tage vorher angekommen und hatte detaillirte Instructionen von dem Baron Graun erhalten.

Aus der letzten Besprechung Rudolph's mit der Frau Pipelet hat man gesehen, daß diese die Cecily der Mad. Seraphin als Nachfolgerin der Louise Morel, als Magd des Notars vorgeschlagen und die Haushälterin versprochen hatte, mit Jacob Ferrand darüber zu sprechen, was sie denn auch in der für Cecily günstigsten Weise an dem Morgen des Tages gethan hatte, an welchem sie (Mad. Seraphin) an der Insel des Aussuchers ersäuft worden war.

Rudolph kam also, um sich nach dem Resultate der Empfehlung zu erkundigen.

Zu seinem großen Erstaunen sah er bei seinem Eintritte in die Portierswohnung, ob es gleich bereits elf Uhr war, Herrn Pipelet im Bette liegen, Anastasia aber an demselben stehen und ihm einen Trank reichen.

Da Alfred, dessen Stirn und Augen unter einer großen Schlafmütze verschwanden, seiner Anastasia nicht antwortete, so schloß diese, daß er schlafe, und zog die Bettvorhänge zusammen. Als sie sich umkehrte, erblickte sie Rudolph und alsbald legte sie, wie ein Soldat, die linke Hand an ihre Perrücke.

„Ihre Dienerin, mein Miether-König! Sie sehen mich in der schrecklichsten Bestürzung und Verzweiflung. Es sind schreckliche Dinge vorgegangen und nun liegt auch Alfred seit gestern im Bett."

„Was fehlt ihm?"

„Kann das eine Frage sein?"

„Warum nicht?"

„Immer das alte Lied. Der Unmensch ereifert sich mehr

und mehr gegen Alfred und wird ihn noch unter die Erde bringen; ich weiß nicht mehr, was ich anfangen soll."

„Wieder Cabrion?"

„Wieder."

„Ist er des Teufels?"

„Ich glaube nun bald, daß er der Teufel selber ist, Herr Rudolph, denn er erräth immer die Zeit, wann ich ausgegangen bin. Kaum habe ich den Rücken gewendet, — so sitzt er meinem lieben Alten auf dem Nacken und der kann sich nicht mehr wehren wie ein Kind. Noch gestern, als ich zu dem Notar ging —"

Und Cecily?" fragte Rudolph begierig; „ich kam eben, um zu erfahren — "

„Sachte, mein bester Herr, verwirren Sie mich nicht, — ich habe Ihnen so vielerlei zu erzählen, daß ich in Confusion gerathe, wenn Sie mich irre machen —"

„Nun, — ich werde ganz ruhig zuhören —"

„Zuerst von dem Hause hier. Denken Sie sich, gestern hatte man die Mutter Burette verhaftet —"

„Die Frau im zweiten Stock, welche auf Pfänder lieh?"

„Mein Gott, ja; sie scheint außer dem Leihgeschäfte noch einige andere betrieben zu haben; sie war Hehlerin, Diebin, schmolz gestohlenes Gold und Silber ein, und was das Schlimmste ist, ihr alter Liebhaber, Herr Roth-Arm, der das Haus im Ganzen gemiethet und wieder vermiethet hat, ist ebenfalls verhaftet —"

„Roth-Arm auch verhaftet?"

„Ja, in seinem Wirthshause in den elysäischen Feldern, selbst seinen Sohn, den boshaften kleinen Lahmen, hat man mit eingesteckt. Es sollen bei ihm, wie man sagt, eine Menge Mordthaten vorgekommen sein; auch wäre bei ihm, wie man sagt, eine Bande Bösewichter zusammengekommen. Die Eule, eine Freundin der Mutter Burette, soll erwürgt sein, und wenn man nicht zu rechter Zeit gekommen wäre, würden sie Mad. Mathieu, die Diamantenmäklerin, ermor-

det haben, welche dem armen Morel Arbeit gab. Sind das nicht Neuigkeiten!"

„Roth-Arm verhaftet! Die Eule todt!" dachte Rudolph verwundert bei sich. „Die schreckliche Alte hat ihr Schicksal verdient; so ist wenigstens die arme Marien-Blume gerächt."

„Das war hier, — ungerechnet die neue Schändlichkeit Cabrion's. Sie sollen gleich erfahren, welche Frechheit dieser Mensch besitzt. Als man die Mutter Burette verhaftete und als wir erfuhren, daß auch Roth-Arm eingesteckt sei, sagte ich zu meinem Alten: Du mußt gleich zu dem Besitzer des Hauses laufen und ihm sagen, daß Roth-Arm eingesteckt ist. Alfred machte sich auf den Weg und nach zehn Minuten kam er zurück, aber in einem Zustande, — in einem Zustande, weiß wie ein Stück Wäsche und keuchend wie ein Ochs —"

„Was war geschehen?"

„Sie werden es gleich erfahren, Herr Rudolph. Denken Sie sich, zehn Schritte von hier ist eine große weiße Mauer; mein Alter sieht, wie er aus dem Hause tritt, zufällig auf diese Wand, und was sieht er da mit Kohle in großen Buchstaben angeschrieben? „Pipelet — Cabrion", diese beiden Namen durch einen dicken Bindestrich verbunden. Meinem Alten wird es schon schlimm; was sieht er aber zehn Schritte weiter auf dem großen Thore des Temple? Wieder „Pipelet—Cabrion" mit einem Bindestriche. Er geht weiter und bei jedem Schritte, Herr Rudolph, sieht er diese verwünschten Namen auf den Mauern der Häuser, auf den Thüren, überall „Pipelet — Cabrion". Meinem Alten fing es an grün und gelb vor den Augen zu werden; es war ihm, als sähen ihn alle Vorübergehenden an, und er drückte den Hut tiefer herein, so schämte er sich. Längs den Boulevards, an jedem Orte, wo etwas hingeschrieben werden konnte, stand „Pipelet — Cabrion"! Endlich kam der arme Mann so bestürzt bei dem Hausbesitzer an, daß dieser nicht verstand, was Alfred ihm vorsagte; er schickte ihn deshalb fort,

nannte ihn einen alten Dummkopf und trug ihm auf, mich zu ihm zu schicken. Gut! Alfred schlug einen andern Weg ein, um die Namen nicht zu sehen, die überall angeschrieben waren, aber —"

„Auch da „Pipelet — Cabrion"?"

„Wie Sie sagen, mein bester Herr, so daß mein Alter ganz außer sich nach Hause kam und auswandern wollte. Er erzählte mir die Geschichte, ich beruhigte ihn so gut ich konnte und ging mit Mlle. Cecily, um sie erst zu dem Notar zu bringen, ehe ich zu dem Hausbesitzer ginge. Sie glauben nun, das sei Alles? Gott behüte! Kaum hatte ich den Rücken gewendet, so hatte der Cabrion, der mein Fortgehen erlauert, die Frechheit, zwei Mädchen zu Alfred zu schicken. Sehen Sie, die Haare stehen mir zu Berge, — ich will Ihnen aber das später erzählen; erst von dem Notar.

„Ich fahre also mit Mademoiselle Cecily im Fiacre fort, wie Sie mir es anempfohlen hatten. — Sie trug ihren hübschen deutschen Landmädchen-Anzug, weil sie, wie ich Herrn Ferrand sagen sollte, eben angekommen sei und keine Zeit gehabt habe, sich einen andern machen zu lassen.

„Sie mögen mir glauben, wenn Sie wollen, bester Herr, ich habe viel und hübsche Mädchen gesehen, ich habe mich selbst in meiner Frühlingszeit gesehen, aber niemals ein Mädchen, das sich mit Cecily hätte messen können. — Sie hat besonders in ihren großen schwarzen Augen — ein Etwas, — ein Etwas, — man weiß nicht, was es ist, aber es ist etwas, das gleich auffällt. — Welche Augen!

„Sehen Sie, Alfred ist nicht von der Art, aber als er sie das erste Mal sah, wurde er roth wie ein gesottener Krebs und um Alles in der Welt hätte er das Mädchen nicht noch einmal ansehen mögen; eine Stunde lang rutschte er auf seinem Schemel hin und her, als säße er auf Brennnesseln. Später sagte er mir, er wisse nicht, wie es zugehe, aber der Blick Cecily's habe ihn an alle Geschichten des schamlosen Bradamanti von den Wildinnen erinnert, über die der keusche Alfred so oft roth geworden ist —"

„Und der Notar? der Notar?"

„Gleich, Herr Rudolph. Es war etwa sieben Uhr Abends, als wir bei Herrn Ferrand ankamen; ich sagte dem Portier, er möge seinem Herrn melden, Mad. Pipelet sei da mit dem Mädchen, von dem Mad. Seraphin schon mit ihm gesprochen. Der Portier stutzte und fragte mich, ob ich wisse, was der Mad. Seraphin widerfahren sei; ich antwortete, daß ich es nicht wüßte. Ach, Herr Rudolph, das ist wieder eine schreckliche Geschichte."

„Was?"

„Die Seraphin ist bei einer Landpartie ertrunken, die sie mit einer ihrer Verwandten machte —"

„Ertrunken! — Eine Landpartie im Winter!" sagte Rudolph verwundert.

„Mein Gott, ja, Herr Rudolph, ertrunken. — Mich wundert es mehr als es mich betrübt, denn seit dem Unglücke der armen Louise haßte ich die Seraphin, die sie angezeigt hatte."

„Und Ferrand?"

„Der Portier sagte zuerst, er glaube nicht, daß ich seinen Herrn würde sprechen können, und bat mich, in seiner Stube zu warten; sehr bald kam er aber wieder, um mich zu holen. Wir gingen über den Hof und traten in ein Zimmer im Parterre.

„Es brannte nur ein einziges schlechtes Talglicht. Der Notar saß an der Ecke des Kamins, in welchem ein Holzrest rauchte. — Ich hatte Herrn Ferrand nie gesehen. Guter Gott, wie häßlich! Das ist auch einer von denen, die mir den Thron von Arabien bieten könnten, meinem Alfred einen Streich zu spielen —"

„Schien die Schönheit Cecily's dem Notar aufzufallen?"

„Kann man ihm das bei seiner grünen Brille ansehen? Ein solcher frommer Betbruder kann sich auf Frauenzimmer nicht verstehen. Als wir beide eintraten, sprang er, wie erschrocken, von seinem Stuhle auf, wahrscheinlich vor Erstaunen über den elsässischen Anzug Cecily's, denn sie sah

neun hundert Milliarden mal besser, wie die Müllerinnen und Gärtnerinnen in den Ballets mit den kurzen Röckchen und den hübschen Beinen in den blauen Strümpfen mit rothen Zwickeln. Sapperment! Welche Waden! Und die Knöchel! Und die Füßchen! Kurz der Notar schien bei ihrem Anblicke ganz verblüfft zu sein."

„Wahrscheinlich fiel ihm die ungewöhnliche Tracht Cecily's auf."

„Man muß das glauben, — aber nun kam das Häkliche. Zum Glück erinnerte ich mich des Spruchs, den Sie mir gesagt hatten, Herr Rudolph, und das war mein Gruß —"

„Welches Spruchs?"

„Sie wissen schon: es gnügt, daß Einer will, damit der Andre nicht will, oder daß Einer nicht will, damit der Andre will. Ich dachte also bei mir: Ich muß meinem besten Miethsmann seine Deutsche vom Halse schaffen; nur keck zu! So sagte ich denn zu dem Notar, ohne ihm Zeit zum Nachdenken zu lassen:

„Verzeihen Sie, Herr, daß meine Nichte nach der Mode „ihrer Heimath gekleidet erscheint; aber sie ist eben erst an„gekommen, hat nur diesen Anzug und ich kann ihr keinen „andern machen lassen, auch würde es sich nicht der Mühe „lohnen, denn wir kommen blos, um Ihnen dafür zu dan„ken, daß Sie Mad. Seraphin sagten, Sie wollten, nach „den guten Zeugnissen, die ich ihr gegeben, die Cecily sehen, „aber ich glaube kaum, daß sie Ihnen gefallen wird —"

— „Sehr gut, Mad. Pipelet."

„Warum sollte mir Ihre Nichte nicht gefallen?" antwortete der Notar, der sich wieder gesetzt hatte und uns über seine Brillengläser hinweg anzusehen schien.

„Weil sich bei der Cecily schon das Heimweh einstellt. „Sie ist erst drei Tage hier und will schon wieder fort, „müßte sie auch unterwegs betteln und kleine Besen ver„kaufen wie ihre Landsmänninnen.

„Sie sind ihre Tante," sagte Ferrand zu mir, „und „wollten das zugeben?"

„Ich bin freilich ihre Tante, aber sie ist eine Waise, „zwanzig Jahre alt und kann thun was sie will."

„Bah! Thun, was sie will? In ihrem Alter muß man „den Verwandten gehorchen!" antwortete er barsch.

Cecily fing darüber an zu weinen und zu zittern und schmiegte sich an mich an; sie fürchtete sich gewiß vor dem Notar.

— „Und Jacob Ferrand?"

„Er brummte vor sich hin: „Ein Mädchen in diesem „Alter sich selbst überlassen, heißt sie in's Unglück stürzen. „Bettelnd nach Deutschland zurückkehren! Und Sie, ihre „Tante, wollen ein solches Benehmen zugeben?"

„Schon gut," dachte ich, „Du kommst schon allein, „alter Brummbär; ich schwatze Dir die Cecily auf, oder „will nicht Anastasia heißen."

„Freilich bin ich ihre Tante," sagte ich also, „aber es „ist eine unglückliche Verwandtschaft; es liegt mir so schon „genug auf dem Halse; ich lasse die Nichte also lieber gehn, „als ich sie hierbleiben sehe. Hol' der Guckuck die Verwand„ten, die Einem ein solches erwachsenes Mädchen so mir „nichts dir nichts zuschicken!"

„Cecily, die etwas sagen zu wollen schien, weinte laut, der Notar nahm einen Predigerton an und sagte: „Sie sind „Gott Rechenschaft schuldig für das Anvertraute, welches „die Vorsehung in Ihre Hände legte; es wäre ein Ver„brechen, dieses junge Mädchen dem Verderben auszusetzen. „— Ich will Sie also bei einer mildthätigen Handlung „unterstützen, wenn Ihre Nichte mir verspricht, arbeitsam, „brav und fromm zu sein, vor allen Dingen aber niemals, „niemals mein Haus zu verlassen; ich will Mitleid mit ihr „haben und sie in meinem Dienste behalten."

„Nein, ich will lieber wieder nach Hause gehen," antwortete Cecily zitternd.

„Das teuflische Weib hat, wie ich sehe," dachte Ru-

dolph, „die Befehle des Baron Graun vollkommen verstanden.“ Dann setzte der Fürst laut hinzu:

„Schien das Widerstreben Cecily's dem Notar unangenehm zu sein?“

„Ja, Herr Rudolph, er murmelte zwischen den Zähnen und sagte dann barsch zu ihr:

„Es kommt nicht darauf an, was Sie lieber wollten, „Mamsell, sondern auf das, was sich schickt und ziemt; der „Himmel wird Sie nicht verlassen, wenn Sie sich gut be„tragen und Ihre religiösen Pflichten erfüllen. Sie werden „hier in einem eben so sittenstrengen als frommen Hause „sein; liebt Ihre Tante Sie wirklich, so wird sie mein An„erbieten annehmen. — Im Anfange werden Sie keinen „hohen Lohn erhalten, durch Eifer und gutes Betragen aber „mehr verdienen, und später erhöhe ich ihn vielleicht.“

„Gut!“ dachte ich bei mir; „der ist breit geschlagen! Dir alten herzlosen Geizhals und Betbruder habe ich die Cecily aufgeschwatzt. - Die Seraphin war Jahrelang in Deinem Dienste und Du siehst mir gar nicht darnach aus, als dächtest Du daran, daß sie gestern ertrunken ist.“ Dann setzte ich laut hinzu:

„Die Stelle ist gewiß eine sehr vortheilhafte, aber wenn „das Mädchen das Heimweh hat —“

„Das wird vergehen,“ antwortete mir der Notar; „ent„schließen Sie sich, — ja oder nein? — Wenn Sie ein„willigen, so bringen Sie morgen Abend um dieselbe Zeit „Ihre Nichte zu mir, sie kann sogleich antreten; mein Por„tier wird ihr das Nöthige sagen. — Was das Lohn be„trifft, so gebe ich ihr für den Anfang zwanzig Francs mo„natlich und Kost —“

„Fünf Francs werden Sie aber gewiß noch zulegen, „Herr Notar.“

„Nein, später, — wenn ich mit ihr zufrieden bin, wer„den wir sehen — Aber ich muß wiederholen, daß Ihre „Nichte niemals ausgehen und daß sie keinen Besuch an„nehmen darf —“

„Du lieber Gott, wer soll sie denn besuchen? Sie kennt „außer mir keinen Menschen in Paris, und ich habe zu „Hause zu schaffen; es hat mich gestört genug, sie nur hier„her zu begleiten. — Sie werden mich nicht wiedersehen und „sie wird mir so fremd sein, als wäre sie nie aus ihrer Hei„math hergekommen. Wenn Sie wollen, daß sie nicht aus„gehen soll, da haben Sie ein sehr einfaches Mittel in der „Hand; lassen Sie ihr ihren jetzigen Anzug und sie wird „sich in demselben nicht auf die Straße wagen.“

„Sie haben Recht,“ sagte der Notar zu mir; „übrigens „ist es auch ehrenwerth, an der Tracht seines Vaterlandes „festzuhalten. — Sie wird also ihren jetzigen Anzug tragen.“

„Nun,“ sagte ich zu Cecily, die den Kopf hing und noch immer weinte, „entschließe Dich, meine Tochter; ein „guter Dienst in einem angesehenen Hause findet sich nicht „alle Tage; weigerst Du Dich, so mach' was Du willst, „ich kümmere mich um nichts mehr.“

„Cecily antwortete darauf seufzend und mit schwerem Herzen: „sie wolle bleiben, aber unter der Bedingung, daß sie gehen dürfe, wenn sie nach vierzehn Tagen das Heimweh gar zu sehr plage.“

„Mit Gewalt will ich Sie nicht halten,“ sagte der Notar, „und es wird mir nicht schwer, ein Dienstmädchen zu „finden. — Da ist das Miethgeld; Ihre Tante wird Sie „morgen Abend hierherbringen.“

„Cecily hatte nicht aufgehört zu weinen. — Ich nahm in ihrem Namen das lumpige Miethgeld des alten Knickers und wir gingen wieder.“

„Sehr gut, Mad. Pipelet; ich vergesse auch mein Versprechen nicht. Da ist, was ich Ihnen versprochen habe, wenn Sie das arme Mädchen, das mir zur Last ist, unterbringen würden.“

„Warten Sie bis morgen, mein bester Miethsmann,“ antwortete Mad. Pipelet, indem sie das Geld Rudolph's zurückwies; „denn Herr Ferrand kann sich anders besonnen haben, wenn ich heute Abend mit Cecily zu ihm komme.“

„Ich glaube nicht, daß er sich anders besinnt; aber wo ist sie?"

„In dem Zimmerchen neben der Wohnung des Commandanten; sie rührt sich nicht, wie Sie befohlen haben; sie sieht ergeben aus wie ein Lamm, ob sie gleich Augen hat wie... — Ach, welche Augen! — Aber bei dem Commandanten fällt mir ein, — als er selbst hier war, um bei dem Einpacken seiner Meubles die Aufsicht zu führen, sagte er, wenn Briefe an eine Mad. Vincent kamen, die wären für ihn und ich möchte sie Nr. 5 Straße Mondovi schicken. Der Zeisig läßt sich unter einem Frauennamen schreiben! Aber das ist nicht Alles; denken Sie sich, der Mensch hatte die Unverschämtheit, mich zu fragen, was aus seinem Holze geworden sei. — „Ihr Holz! — Warum nicht gleich lieber Ihr Wald?" antwortete ich ihm. „Zwei schlechte Klaftern, — eine Flößholz, nur die andere frisch. — Ihr Holz? Ihr Holz habe ich verbrannt," sagte ich, „damit Ihre Meubles nicht beschlagen möchten; es ist so feucht hier; es würden Pilze auf Ihrem gestickten Käppchen und in Ihrem Schlafrocke gewachsen sein, den Sie so oft vergebens anzogen, weil — das Dämchen Sie immer zum Narren hatte."

Ein dumpfes klägliches Aechzen Alfred's unterbrach die Frau Pipelet.

„Der Alte erwacht. — Erlauben Sie, mein bester Miethsmann?"

„Gewiß; — übrigens habe ich Sie noch über Einiges zu fragen."

„Nun, lieber Alter, wie geht Dir's?" fragte die Frau Pipelet ihren Mann, indem sie die Bettvorhänge auseinander schob. „Herr Rudolph ist da, er kennt die neue Schändlichkeit Cabrion's und beklagt Dich von ganzem Herzen."

„Ach, Herr," sagte Alfred, indem er matt das Gesicht gegen Rudolph richtete, — „diesmal werde ich nicht wieder aufstehen, — das Ungeheuer hat mich in's Herz getroffen. — Mein Name steht auf allen Wänden von Paris ver-

eint mit dem Namen jenes Elenden, Pipelet — Cabrion, mit einem ungeheuern Bindestriche; Herr, mit einem Bindestriche! Ach, verbunden in den Augen der Hauptstadt Europa's mit jenem Bösewichte!"

„Herr Rudolph weiß das, — aber noch weiß er Dein gestriges Abenteuer mit den Mädchen nicht."

„Ach, Herr Rudolph, seine schändlichste Niederträchtigkeit hatte er bis jetzt aufgespart, und diese überstieg alle Schranken," sprach Alfred mit klagender Stimme.

„Erzählen Sie mir dieses neue Unglück, werther Herr Pipelet."

„Alles, was er bis jetzt gethan hat, ist nichts gegen dies — und er hat sein Ziel erreicht — durch die schmachvollsten Mittel. — Ich weiß nicht, ob ich die Kraft zu dieser Erzählung haben werde, — die Verlegenheit, die Scham werden mich immer hindern."

Pipelet setzte sich mit Mühe und Anstrengung auf, knöpfte verschämt und züchtig sein wollenes Jäckchen zu und begann also:

„Meine Gattin war ausgegangen; in der tiefsten Trauer über die neue Prostitution meines Namens, der an allen Wänden der Hauptstadt zu lesen ist, suchte ich mich zu zerstreuen, indem ich mich bemühete, einen alten Stiefel zu besohlen, den ich schon zwanzig Mal in die Hand genommen und wieder weggelegt hatte. Ich saß da vor einem Tische, als ich die Thüre aufgehen und ein Frauenzimmer eintreten sah.

„Dieses Frauenzimmer war in einen Mantel mit Capuchon gehüllt. Ich stand höflich von meinem Schemel auf und legte die Hand an den Hut. In diesem Augenblicke trat ein zweites Frauenzimmer ebenfalls in einem Mantel mit Capuchon herein und riegelte die Thüre von innen zu.

„Ich wunderte mich freilich über dieses vertrauliche Wesen und über das hartnäckige Stillschweigen der beiden Frauenzimmer, stand aber doch noch einmal von meinem Stuhle auf und legte die Hand an den Hut. Da, Herr,

— aber nein, nein, ich werde es nicht über die Lippen bringen können, — mein Schamgefühl empört sich —"

„Nun, blöder Alter, wir sind ja unter uns, immer erzähle!"

„Da," fuhr Alfred fort und Schamröthe bedeckte sein Gesicht, — „da fielen die Mäntel und — was sah ich? Zwei Sirenen oder Nymphen ohne alle Bekleidung bis auf ein kurzes durchsichtiges Gewand. — Ich war wie versteinert. — Beide kamen auf mich zu, — streckten mir die Arme entgegen, als wollten sie mich auffordern, hineinzusinken *) —"

„Die Spitzbübinnen —"

„Diese Lockungen der Schamlosen empörten mich," fuhr Alfred in keuschem Unwillen fort, „und ich blieb nach meiner Gewohnheit, die mich auch in den kritischesten Augenblicken meines Lebens nicht verläßt, völlig unbeweglich auf meinem Schemel sitzen. — Die beiden Sirenen benutzten mein Staunen, kamen in einem gewissen Tacte näher heran und balancirten Arme und Beine. — Ich wurde immer unbeweglicher, — sie erreichten, sie umfaßten mich —"

„Einen verheiratheten Mann zu umarmen, die Frechen! Na, wäre ich nur dagewesen — mit meinem Besenstiele," fiel Anastasia ein, — „ich hätte ihnen aufspielen wollen zum Tanze!"

„Als ich mich umschlungen fühlte," fuhr Alfred fort, „war es mir, als müsse mich der Schlag rühren. Da neigte sich eine der Sirenen, die schamloseste, eine große Blondine, über meine Achsel, nahm mir meinen Hut, entblößte so mein Haupt, — immer im Tact, immer mit Beinschwenkungen. — Dann brachte ihre Begleiterin eine

---

*) Zwei Tänzerinnen, Freundinnen Cabrion's, in Tricot und Balletanzug.

Scheere zum Vorschein, nahm Alles, was mir von Haaren hinten am Kopfe geblieben war, in einen großen Büschel zusammen und schnitt mir Alles ab, Alles, — immer mit Beinschwenkungen, wobei sie sang: „Es ist für Cabrion," während das andre freche Mädchen wie im Chore wiederholte: „Es ist für Cabrion, — es ist für Cabrion!"

Nach einer Pause und einem schmerzlichen Seufzer fuhr Alfred fort:

„Während dieser unanständigen Beraubung schlug ich die Augen empor und erblickte an dem Fenster der Stube das teuflische Gesicht Cabrion's mit seinem Barte und dem spitzen Hute; er lachte, er lachte, — entsetzlich! Um diesem häßlichen Anblicke zu entgehen, schloß ich die Augen. Als ich sie wieder öffnete, war Alles verschwunden, — ich saß da auf meinem Schemel, mit kahlem Schädel, völlig beraubt. — Sie sehen, mein Herr, Cabrion hat durch List, Hartnäckigkeit und Kühnheit sein Ziel erreicht, — aber durch welche Mittel, du lieber Gott! — Er wollte mich für seinen Freund gelten lassen, und schlug zuerst hier an, daß wir eine freundschaftliche Verbindung geschlossen hätten. Damit war er aber nicht zufrieden, — in diesem Augenblicke ist mein Name auf allen Mauern der Hauptstadt neben dem seinigen, mit ihm durch einen ungeheuern Bindestrich verbunden, zu lesen! Kein Mensch in Paris zweifelt in diesem Augenblicke an meiner Freundschaft für diesen Elenden; er wollte mein Haar und — er hat es, er hat es ganz, durch die Verbindung mit den schamlosen Sirenen. Jetzt, das sehen Sie selbst ein, bleibt mir nichts übrig, als Frankreich, mein schönes Frankreich zu verlassen, wo ich leben und sterben zu können hoffte."

Und Alfred sank mit gefaltenen Händen auf sein Lager zurück.

„Im Gegentheil, lieber Alter, jetzt wird er Dich in Ruhe lassen, da er Dein Haar hat —"

„Mich in Ruhe lassen!" rief Herr Pipelet aus, indem er sich rasch wieder aufsetzte; „Du kennst ihn nicht, — er

ist unersättlich. Wer weiß, was er jetzt von mir verlangen wird?"

Lachtaube, die in der Thüre erschien, machte den Klagen des Herrn Pipelet ein Ende.

„Kommen Sie nicht herein, Mamsell," rief Pipelet, seinen Ansichten von Keuschheit treu; „ich liege im Bette."

Während er dies sagte, zog er die Bettdecke bis an das Kinn empor und Lachtaube blieb bescheiden in der Thüre stehen.

„Ich wollte eben zu Ihnen kommen, liebe Nachbarin," sagte Rudolph. „Warten Sie nur einen Augenblick." Dann wendete er sich an Anastasia und sagte: „Vergessen Sie nicht, Cecily heute Abend zu dem Herrn Ferrand zu bringen."

„Ganz ruhig, mein bester Abmiether, um sieben Uhr ist sie an Ort und Stelle. Da die Madame Morel jetzt gehen kann, werde ich sie bitten, hier in der Stube zu bleiben, da ich um keinen Preis Alfred allein lassen kann."

XI.

Nachbar und Nachbarin.

Die Rosen auf den Wangen der Nachbarin erbleichten mehr und mehr, ihr reizendes, sonst so frisches, so rundes Gesicht wurde allmälig länglich, der sonst so heitere, lebenslustige Ausdruck war noch ernster und trauriger geworden, wie bei dem letzten Zusammentreffen der Grisette und Marien-Blume vor dem Gefängnisse St. Lazarus.

„Wie freue ich mich, Sie zu sehen, Herr Nachbar!" sagte Lachtaube zu Rudolph, als dieser aus der Wohnung

Pipelet's herausgetreten war. — „Ich habe Ihnen Vieles zu erzählen; kommen Sie —"

„Zuerst, liebe Nachbarin, wie befinden Sie sich? — Ist das hübsche Gesichtchen noch immer so blühend und heiter? Ach, nein! ich finde Sie blaß — Sie arbeiten gewiß zu viel —"

„O nein, Herr Rudolph, ich versichere Sie, daß ich jetzt an die geringe Mehrarbeit schon ganz gewöhnt bin. — Mich verändert nichts als der Gram. — Du lieber Gott! Je öfterer ich den armen Germain sehe, um so trauriger werde ich."

„Er ist also sehr niedergeschlagen und muthlos?"

„Mehr als je, Herr Rudolph, und leider fällt Alles, was ich thue, um ihn zu trösten, gegen meinen Wunsch aus; ich habe großes Unglück darin," — und eine Thräne verschleierte die großen schwarzen Augen des Mädchens.

„Erklären Sie mir dies, Nachbarin."

„Gestern zum Beispiel besuchte ich ihn, um ihm ein Buch zu bringen, um das er mich gebeten hatte, weil es ein Roman war, den wir während unserer Nachbarschaft mit einander gelesen hatten. Bei dem Anblicke des Buches traten ihm die Thränen in die Augen; — ich wunderte mich nicht darüber, es war das natürlich, denn der Vergleich zwischen unsern so glücklichen Abenden im warmen Stübchen und seinem schrecklichen Gefängnißleben ist für den armen Germain sehr betrübend."

„Beruhigen Sie sich," sagte Rudolph zu dem Mädchen, „ist Germain aus seinem Gefängnisse entlassen, ist seine Unschuld anerkannt, so wird er seine Mutter und Freunde finden und bei diesen und bei Ihnen sehr bald seine schwere Prüfungszeit vergessen."

„Ja, aber bis dahin, Her Rudolph, wird er noch viel leiden. — Und dann ist auch das nicht Alles —"

„Was giebt es noch?"

„Da er der einzige rechtliche und gebildete Mensch unter allen den Bösewichtern ist, so hassen und peinigen sie ihn,

weil er nicht mit ihnen übereinstimmt. Der Aufseher, ein recht braver Mann, bat mich, Germain in dessen eigenem Interesse aufzufordern, minder stolz zu sein, sich so viel als möglich mit den schlechten Menschen auf gleichen Fuß zu stellen; — aber er kann es nicht, es geht über seine Kräfte und ich fürchte jeden Tag, daß ihm ein Unglück widerfahre." Dann unterbrach sie sich plötzlich, wischte ihre Thränen ab und fuhr fort: „Da denke ich aber schon wieder nur an mich und vergesse, mit Ihnen von der Schallerin zu sprechen —"

„Von der Schallerin?" fragte Rudolph verwundert.

„Ich sah sie vorgestern, als ich Louise in St. Lazarus besuchen wollte."

„Die Schallerin?"

„Ja, Herr Rudolph."

„In St. Lazarus?"

„Sie kam mit einer alten Frau heraus."

„Das ist nicht möglich!" rief Rudolph im höchsten Grade verwundert aus.

„Ich versichere Sie, Herr Nachbar, daß sie es war."

„Sie müssen sich geirrt haben."

„Nein, nein; ich erkannte sie sogleich, ob sie gleich als Bauermädchen gekleidet war; sie ist noch immer so hübsch, obgleich blaß, und sieht so sanft und traurig aus wie sonst."

„Sie in Paris — ich weiß nichts davon! Ich kann es nicht glauben. Was wollte sie in St. Lazarus?"

„Wahrscheinlich gleich mir eine Gefangene besuchen; ich hatte nicht Zeit, sie viel zu fragen, die Alte, die sie begleitete, sah so mürrisch aus und schien große Eile zu haben. — Sie kennen also die Schallerin auch, Herr Rudolph?"

„Allerdings."

„So ist es kein Zweifel, daß sie von Ihnen sprach."

„Von mir?"

„Ja, Herr Nachbar. — Ich erzählte ihr das Unglück

Louisens und Germain's, die beide so gut, so rechtschaffen wären und von dem abscheulichen Jacob Ferrand so arg verfolgt würden, hütete mich aber, da Sie mir es verboten hatten, zu erwähnen, daß Sie sich für beide interessirten. Da sagte die Schallerin, wenn ein edler Mann, den sie kenne, das unglückliche und unverdiente Schicksal meiner beiden armen Gefangenen kenne, würde er denselben gewiß beistehen; ich fragte natürlich nach dem Namen dieses Mannes und sie nannte Sie, Herr Rudolph —"

„Sie ist es, sie ist es —"

„Sie können sich denken, daß wir uns beide über diese Entdeckung oder Namensähnlichkeit sehr verwunderten, und so versprachen wir denn auch einander, eine der andern zu schreiben, ob unser Rudolph derselbe sei. — Nun, Sie scheinen allerdings derselbe zu sein, Herr Nachbar —"

„Ja, ich habe mich auch für dieses arme Kind interessirt. — Ihre Gegenwart in Paris aber, von der Sie mir erzählen, setzt mich in so große Verwunderung, daß ich bestimmt behauptet haben würde, Sie hätten sich geirrt, wenn Sie mir nicht so viele Einzelnheiten von Ihrem Zusammentreffen mit ihr erzählt hätten. — Leben Sie wohl, Nachbarin, das, was Sie mir von der Schallerin sagten, nöthigt mich, Sie zu verlassen. — Bleiben Sie immer gegen Louise und Germain so verschwiegen über den Schutz, den unbekannte Freunde ihnen gewähren, bis es Zeit sein wird, davon zu sprechen. — Jetzt ist das Geheimniß nothwendiger als je. — Wie geht es der Familie Morel?"

„Immer besser, Herr Rudolph, die Mutter ist wieder ganz auf den Beinen und die Kinder erholen sich zusehends. Die ganze Familie verdankt Ihnen das Leben, das Glück. — Sie sind so freigebig gegen sie! — Aber wie geht es dem armen Morel?"

„Auch besser. — Ich habe gestern Nachrichten über ihn erhalten; er scheint von Zeit zu Zeit lichte Augenblicke zu haben, und man darf daher wohl hoffen, ihn wieder hergestellt zu sehen. — Muth also, gute Nachbarin! Bedürfen

Sie nichts? Reicht das, was Sie verdienen, noch immer aus?"

„Ach ja, Herr Rudolph; ich arbeite in der Nacht etwas länger, und es schadet nichts, da ich so fast nicht schlafen kann."

„Arme kleine Nachbarin, ich fürchte, Ihre beiden Vögel singen nicht viel mehr, wenn sie warten müssen, bis Sie anfangen "

„Sie irren sich nicht, Herr Rudolph; ich und meine Vögel singen, leider! nicht mehr; aber Sie werden mich auslachen; sehen Sie, ich glaube, meine Vögel errathen, daß ich traurig bin, denn statt lustig zu zwitschern, wenn ich komme, singen sie so sanft, so klagend, als wollten sie mich trösten. — Ich bin recht albern, nicht wahr, daß ich das glaube, Herr Rudolph?"

„Keineswegs; ich bin vielmehr auch überzeugt, daß Ihre Vögel Sie so sehr lieben, daß sie Ihren Gram recht wohl bemerken."

„Ja, ja, die armen Thierchen sind so verständig," entgegnete Lachtaube, die sich sehr freute, in ihrer Ansicht von der Klugheit der Genossen ihrer Einsamkeit bestärkt zu werden.

„Nichts ist allerdings scharfblickender als die Dankbarkeit. — Leben Sie wohl, Nachbarin; binnen Kurzem, hoffe ich, werden Ihre schönen Augen wieder lebhaft, Ihre Wangen blühend sein, bald werden Sie wieder so lustig singen, daß Ihre Vögel Ihnen kaum zu folgen vermögen."

„Gott gebe, daß Sie die Wahrheit sprechen, Herr Rudolph," entgegnete die Lachtaube mit einem schweren Seufzer. „Leben Sie wohl, Herr Nachbar!"

„Leben Sie wohl, Nachbarin, auf baldiges Wiedersehen!"

— — — — — — — — — — —

Rudolph, der nicht begreifen konnte, wie Mad. Georges Marien-Blume nach Paris mitzunehmen oder dahin zu schicken gewagt, ohne ihn davon zu benachrichtigen, ging in

seine Wohnung, um sofort einen Boten nach Bouqueval zu schicken.

In dem Augenblicke, als er die Rue Plumet betrat, sah er einen Extrapostwagen vor seinem Hause halten; — Murph kam aus der Normandie zurück.

Der Squire war, wie erwähnt, dahin geeilt, um die Pläne der Stiefmutter der Frau von Harville und Bradamanti's, ihres Mitschuldigen, zu entlarven.

XII.

Murph und Polidori.

Das Gesicht Sir Walter Murph's strahlte vor Freude.

Als er aus dem Wagen stieg, übergab er einem Diener des Fürsten ein Paar Pistolen, zog seinen Reise-Ueberrock aus und folgte, ohne erst die Kleider zu wechseln, Rudolph, der ihm ungeduldig in sein Zimmer vorausgeeilt war.

„Gute Nachrichten, königl. Hoheit, gute Nachrichten!" sagte der Squire, als er sich mit Rudolph allein sah; „die Elenden sind entlarvt, der Herr von Orbigny ist gerettet, — aber Sie schickten mich gerade zu rechter Zeit fort, — eine Stunde später und ein neues Verbrechen war vollbracht."

„Und die Marquise von Harville?"

„Ist höchst erfreut über die Wiedererlangung der Liebe ihres Vaters, ganz glücklich, auf Ihren Rath zu rechter Zeit angekommen zu sein, um ihn einem gewissen Tode noch entreißen zu können."

„Also Polidori . . ."

„War auch diesmal der würdige Helfershelfer der Stiefmutter der Frau Marquise von Harville. — Welches Ungeheuer ist diese Stiefmutter! Welche Kaltblütigkeit,

welche Keckheit besitzt sie! Und dieser Polidori —, ach, königl. Hoheit, Sie wünschen wohl zuweilen, mir für das zu danken, was Sie meine Beweise von Anhänglichkeit nennen —"

„Ich habe immer Beweise Deiner Freundschaft gesagt, mein guter Murph "

„Nun wohl, — nie, nie ist diese Freundschaft auf eine härtere Probe gestellt worden, als in diesem Falle," sagte der Squire halb im Ernst, halb im Scherz.

„Wie so?"

„Die Verkleidung als Kohlenträger, die Wanderungen in der Cité und tutti quanti, Alles war nichts, durchaus nichts in Vergleich mit der Reise, welche ich mit diesem teuflischen Polidori gemacht habe —"

„Was sagst Du? Polidori . . ."

„Ich habe ihn mit zurückgebracht —"

„Du?"

„Ich. — Denken Sie – diese Gesellschaft! Zwölf Stunden neben dem Menschen zu sitzen, den ich mehr als irgend etwas in der Welt hasse und verachte. Es ist eben so schlimm, als reisete ich mit einer Schlange, dem mir widerwärtigsten Geschöpfe –"

„Und wo ist Polidori jetzt?"

„In dem Hause in der Wittwen-Allee, sicher bewacht —"

„Sträubte er sich nicht, Dir zu folgen?"

„Nein. — Ich ließ ihm die Wahl, entweder sofort durch die französischen Behörden verhaftet zu werden oder mein Gefangener in der Wittwen-Allee zu sein; — da bedachte er sich denn nicht lange."

„Du hattest Recht; es ist besser, daß wir ihn so bei der Hand haben. – Du bist ein Goldmann, alter Murph; aber erzähle mir Deine Reise; ich brenne vor Ungeduld, zu erfahren, wie die unwürdige Frau und ihr unwürdiger Helfershelfer entlarvt worden sind —"

„Das war sehr einfach; ich brauchte nur Ihren Anweisungen buchstäblich nachzukommen, um die Schändlichen zu erschrecken und zu vernichten. Sie haben hier, wie im-

mer, Gute gerettet und Böse bestraft. Sie sind die Vorsehung auf Erden!"

„Sir Walter! Sir Walter! Denken Sie an die Schmeicheleien des Barons von Graun," sagte Rudolph lächelnd.

„Mag sein, königl. Hoheit. — Ich werde also damit anfangen, — oder lesen Sie vielmehr zuerst diesen Brief da von der Frau Marquise von Harville, der Sie von Allem unterrichten wird, was geschah, bevor meine Ankunft Polidori in Verlegenheit brachte."

„Ein Brief? Gieb geschwind her."

Murph übergab Rudolph den Brief der Marquise und setzte hinzu:

„Ich war, wie verabredet, statt die Frau von Harville zu ihrem Vater zu begleiten, in dem Wirthshause ganz in der Nähe des Schlosses abgestiegen, um da zu warten, bis die Frau Marquise mich rufen lassen würde."

Rudolph las mit theilnehmender Hast:

„Königl. Hoheit!

„Ich werde Ihnen nach Allem, was ich Ihnen schon „schuldig bin, auch das Leben meines Vaters verdanken.

„Ich lasse die Thatsachen sprechen; sie werden Ihnen „besser, als ich es vermag, sagen, welche neue Schätze von „Dankbarkeit gegen Sie ich in meinem Herzen aufgehäuft „habe.

„Ich sah die ganze hohe Bedeutung des Rathes ein, „den Sie mir durch Sir Walter Murph geben ließen, der „mich in kurzer Entfernung von Paris auf der Straße nach „der Normandie einholte, und eilte in größter Hast nach „dem Schlosse Aubiers.

„Ich weiß nicht, warum mir die Gesichter der Leute, „die mich empfingen, unangenehm vorkamen; ich sah unter „ihnen keinen der ehemaligen Diener unseres Hauses; Nie„mand kannte mich; ich mußte meinen Namen nennen und „erfuhr, daß mein Vater seit mehreren Tagen sehr krank „sei, meine Stiefmutter aber einen Arzt aus Paris mitge„bracht habe.

„Ich konnte nicht zweifelhaft sein, daß sie Polidori
„meinten.

„Ich wollte mich sofort zu meinem Vater führen lassen,
„und fragte, wo ein alter Kammerdiener sei, an dem er sehr
„hing. Dieser Mann hatte vor einiger Zeit das Schloß
„verlassen. Alles dies erfuhr ich von einem Intendanten,
„der mich in meine Wohnung geleitet hatte und mir sagte,
„er wolle meine Ankunft meiner Stiefmutter melden.

„War es Täuschung, Vorurtheil? Es kam mir vor, als
„sei meine Ankunft selbst den Leuten meines Vaters unan=
„genehm. Alles in dem Schlosse kam mir düster und un=
„heimlich vor. In der Stimmung, in welcher ich mich be=
„fand, zieht man aus den geringsten Umständen Folgerun=
„gen. Ueberall bemerkte ich Spuren von Unordnung, von
„Sorglosigkeit, als hätte man es nicht für nöthig gefunden,
„ein Haus in gutem Zustande zu erhalten, das man doch
„einmal bald verlassen mußte.

„Meine Unruhe, meine Angst stiegen jeden Augenblick.
„— Nachdem ich meine Tochter und deren Gouvernante in
„meiner Wohnung untergebracht hatte, wollte ich eben fort=
„gehen, um meinen Vater zu besuchen, als meine Stief=
„mutter eintrat.

„Trotz ihrer Falschheit, trotz ihrer sonstigen Selbstbe=
„herschung schien meine plötzliche Ankunft sie gewaltig er=
„schreckt zu haben.

— „Der Herr von Orbigny erwartet Ihren Besuch
„nicht, Madame," sagte sie zu mir. — „Er ist so krank,
„daß eine solche Ueberraschung ihm sehr nachtheilig werden
„könnte. — Ich halte es deshalb für rathsam, ihm Ihre
„Ankunft zu verheimlichen; er würde sich nicht erklären
„können —"

„Ich ließ sie nicht ausreden.

—„ Es ist ein großes Unglück geschehen," sprach ich.
„— Mein Mann ist gestorben, — als Opfer einer trauri=
„gen Unvorsichtigkeit. — Nach einem so beklagenswerthen
„Ereignisse konnte ich unmöglich in Paris bleiben, und ich

„komme also, um meine erste Trauerzeit bei meinem Vater
„zu verbringen."

—„Sie sind Wittwe! Das ist ein übermäßiges Glück!"
„rief meine Stiefmutter wüthend aus.

„Nach dem, was Sie von der unglücklichen Ehe wis-
„sen, welche diese Frau gestiftet hatte, um sich an mir zu
„rächen, werden Sie sich ihren Ausruf leicht erklären
„können.

— „Ich komme eigentlich aber auch hierher," fuhr ich,
„vielleicht unklug, fort, „weil ich fürchte, daß Sie eben
„so übermäßig glücklich zu werden wünschen. Ich will
„meinen Vater sehen."

— „Das ist in diesem Augenblicke unmöglich," sagte
„sie erbleichend; „Ihr Anblick würde ihn zu heftig erschüt-
„tern."

— „Warum hat man mir keine Nachricht davon gege-
„ben, daß mein Vater so gefährlich krank ist?" fragte ich.

— „Der Herr von Orbigny wünschte es so," antwor-
„tete meine Stiefmutter.

— „Ich glaube Ihnen nicht, Madame, und will mich
„selbst von der Wahrheit überzeugen," entgegnete ich,
„während ich mich anschickte, aus dem Zimmer hinauszu-
„gehen.

— „Ich wiederhole es, daß Ihr unerwarteter Anblick
„für Ihren Vater von höchst nachtheiligen Folgen sein
„kann," sprach sie, während sie mir den Weg vertrat. „Ich
„werde nicht zugeben, daß Sie sich zu ihm begeben, bevor
„ich ihn mit der nöthigen Schonung von Ihrer Ankunft be-
„nachrichtiget habe."

„Ich befand mich in einer peinlichen Verlegenheit.
„Eine Ueberraschung konnte meinem Vater wirklich gefähr-
„lich werden; die sonst so kalte, so vollkommen sich beherr-
„schende Frau schien aber über meine Gegenwart so er-
„schrocken zu sein, und ich hatte so viele Gründe, an der
„Aufrichtigkeit ihrer Besorgniß für die Gesundheit dessen
„zu zweifeln, den sie aus Habsucht geheirathet hatte, die

8*

„Anwesenheit des Doctors Polidori endlich, des Mörders „meiner Mutter, versetzte mich in so große Angst, daß ich „das Leben meines Vaters für bedroht hielt, und zwischen „der Hoffnung, ihn zu retten, und der Besorgniß, ihn zu „sehr zu erschüttern, nicht länger schwankte.

— „Ich werde meinen Vater sogleich sehen,“ sagte ich „zu meiner Stiefmutter, und ich schritt hinaus, ob sie mich „gleich am Arme hielt.

„Die Frau verlor den Kopf ganz und gar, und wollte „mich zum zweiten Male, fast mit Gewalt, in dem Zimmer „zurückhalten. Dieser unglaubliche Widerstand steigerte „meine Angst nur noch mehr, — ich machte mich aus ihren „Händen frei, eilte nach dem Zimmer meines Vaters, und „trat hinein.

„Ach, königl. Hoheit, — ich werde, so lange ich lebe, „den Anblick nicht vergessen, der sich mir darbot.

„Mein Vater lag, fast unkenntlich, bleich, abgemagert, „mit dem Ausdruck des Leidens in allen Zügen, auf einem „großen Stuhle.

„An der Ecke des Kamins stand neben ihm der Doctor „Polidori und war eben beschäftiget, in eine Tasse, welche „ihm eine Krankenwärterin reichte, einige Tropfen aus ei= „nem Fläschchen zu gießen, das er in der Hand hielt.

„Sein langer rother Bart gab seinem Gesichte einen „noch unheimlichern Ausdruck. Ich trat so rasch ein, daß „er eine Bewegung der Ueberraschung machte, einen Blick „mit meiner Stiefmutter wechselte, die mir sogleich gefolgt „war, und das Fläschchen wieder auf den Kamin setzte, „statt meinem Vater den Trank zu reichen, den er bereitete.

„Ein Instinct, von dem ich mir jetzt noch keine Rechen= „schaft geben kann, trieb mich, das Fläschchen an mich zu „nehmen. Ich bemerkte recht wohl den Schrecken meiner „Stiefmutter und Polidori's, und wünschte mir deshalb „Glück. Mein Vater war höchlich erstaunt, und schien mich „ungern zu sehen; ich erwartete das. Polidori warf mir „einen wüthenden Blick zu, und ich fürchtete, der Elende

„möchte, trotz der Anwesenheit meines Vaters und der
„Wärterin, das Aeußerste gegen mich unternehmen, da er
„sein Verbrechen fast entdeckt sah.

„Ich fühlte in diesem Augenblicke das Bedürfniß einer
„Unterstützung und klingelte; es erschien ein Diener meines
„Vaters, und ich bat ihn, meinem Kammerdiener (der schon
„Anweisung erhalten hatte) zu sagen, er möchte die Sachen
„holen, die ich im Wirthshause gelassen. Sir Walter
„Murph wußte, daß ich für den Fall, im Beisein meiner
„Stiefmutter Befehle geben zu müssen, um ihren Argwohn
„nicht zu wecken, ihn auf diese Weise zu mir bescheiden
„würde.

„Die Verwunderung meines Vaters und meiner Stief-
„mutter war so groß, daß der Diener sich wieder entfernt
„hatte, bevor sie ein Wort sagen konnten. Ich meines
„Theils war beruhigt, nach einigen Minuten mußte Sir
„Walter bei mir sein.

— „Was soll das bedeuten?" fragte endlich mein Va-
„ter mit schwacher, aber strenger, gebieterischer Stimme.
„— „Du hier, Clemence, — ohne daß ich Dich habe rufen
„lassen? Und kaum bist Du da, so nimmst Du das Fläsch-
„chen weg, welches die Tropfen enthält, die der Doctor
„mir reichen wollte; wirst Du mir erklären —"

— „Geh hinaus," sagte meine Stiefmutter zu der
„Wärterin.

„Die Frau gehorchte.

— „Beruhige Dich, lieber Mann," sagte meine Stief-
„mutter zu meinem Vater; „Du weißt es, daß die geringste
„Erschütterung Dir nachtheilig sein könnte. Da Deine
„Tochter gegen Deinen Willen hier ist, und ihre Anwesen-
„heit Dir lästig wird, so gieb mir Deinen Arm, ich werde
„Dich in den kleinen Saal führen. — Unterdeß wird unser
„guter Doctor da der Frau von Harville begreiflich machen,
„wie unklug, um nicht mehr zu sagen, sie sich benommen
„hat —"

„Und sie warf ihrem Helfershelfer einen bedeutungs-
„vollen Blick zu.

„Ich errieth die Absicht meiner Stiefmutter. Sie wollte
„meinen Vater fortführen und mich mit Polidori allein
„lassen, der in diesem äußersten Falle wahrscheinlich Ge-
„walt gebraucht haben würde, um mir das Fläschchen zu
„entreißen, das als unwiderleglicher Beweis seiner verbre-
„cherischen Absichten dienen konnte.

— „Du hast Recht,“ sagte mein Vater zu meiner Stief-
„mutter. — „Da man mich selbst in meinem Hause ver-
„folgt, ohne auf meinen Willen zu achten, so will ich der
„Zudringlichen Platz machen —“

„Er erhob sich mit Anstrengung, nahm den Arm, den
„meine Stiefmutter ihm bot, und that einige Schritte nach
„dem kleinen Saale zu.

„In diesem Augenblicke trat Polidori zu mir, aber ich
„näherte mich meinem Vater wieder und sagte zu ihm:

— „Ich werde Ihnen das Unerwartete meines Besuchs
„und das Ungewöhnliche meines Benehmens erklären. —
„Ich bin seit gestern Wittwe, und seit gestern weiß ich auch,
„daß Ihr Leben bedroht ist —“

„Er ging mit Anstrengung, tief gebeugt. Bei meinen
„Worten blieb er stehen, richtete sich lebhaft empor, sah
„mich mit hoher Verwunderung an, und sagte:

— „Du bist Wittwe? Mein Leben ist bedroht? Was
„bedeutet das?“

— „Und wer wagt das Leben des Herrn von Orbigny
„zu bedrohen, Madame?“ fragte keck meine Stiefmutter.

— „Ja, wer bedroht es?“ setzte Polidori hinzu.

— „Sie, mein Herr, — Sie, Madame,“ antwortete
„ich.

— „Welche Abscheulichkeit!“ rief meine Stiefmutter
„aus, indem sie auf mich zu trat.

— „Was ich sage, werde ich beweisen, Madame,“
„antwortete ich.

— „Eine solche Anklage ist ja fürchterlich!“ sprach „mein Vater.

— „Ich verlasse augenblicklich dieses Haus, da ich so „schändlichen Verleumdungen ausgesetzt bin,“ sagte der „Doctor Polidori mit dem erheuchelten Unwillen eines an „seiner Ehre verletzten Mannes. Er wollte ohne Zweifel „fliehen, da er das Gefährliche seiner Lage zu fühlen be„gann.

„In dem Augenblicke, als er die Thüre öffnete, stand „er Sir Walter Murph gegenüber.

Rudolph unterbrach sich hier, reichte dem Squire die Hand und sagte:

— „Sehr gut, mein alter Freund; Deine Gegenwart mußte den Elenden niederschmettern wie ein Blitzstrahl.“

— „Sie haben Recht; er wurde todtenbleich und wich zwei Schritte zurück, während er mich anstarrte; er war wie vernichtet. — Mich tief in der Normandie, in einem solchen Augenblicke wiederzusehen! — er mußte glauben, von einem bösen Traume gepeiniget zu werden. — Aber lesen Sie nur weiter, Hoheit; Sie werden sehen, daß auch die teuflische Gräfin von Orbigny ihrerseits gleichsam niedergedonnert wurde, — da Sie mir ihren Besuch bei dem Charlatan Bradamanti-Polidori in dem Hause in der Rue du Temple erzählt hatten.“

Rudolph las in dem Briefe der Frau von Harville weiter:

„Bei dem Anblicke Sir Walter Murph's blieb Poli„dori wie versteinert stehen; meine Stiefmutter konnte sich „von ihrem Staunen nicht erholen; mein Vater, der durch „die Krankheit geschwächt und durch diesen Auftritt erschüt„tert war, mußte sich setzen. Sir Walter verschloß und ver„riegelte die Thüre, durch welche er eingetreten war, stellte „sich vor die, welche in ein anderes Zimmer führte, um die „Flucht des Doctor Polidori zu verhindern, und sagte dann „im Tone der höchsten Achtung zu meinem Vater:

— „Ich bitte ergebenst um Verzeihung, Herr Graf,

„wegen der Freiheit, die ich mir nehme, aber eine gebiete=
„rische Nothwendigkeit, welche die Theilnahme an Ihnen
„herbeigeführt hat (wie Sie sogleich erkennen werden),
„zwingt mich, so zu handeln. — Ich heiße Walter Murph,
„wie es Ihnen dieser erbärmliche Mensch bestätigen kann,
„der bei meinem Anblicke an allen Gliedern zittert; ich bin
„Geheimrath Sr. königl. Hoheit des regierenden Großher=
„zogs von Gerolstein —"

— „Es ist wahr," sagte der Doctor Polidori stot=
„ternd.

— „Aber, Herr, was wollen Sie hier?"

— „Sir Walter Murph," sagte ich zu meinem Vater,
„schließt sich mir an, um die Elenden zu entlarven, deren
„Opfer Sie beinahe geworden wären."

„Dann übergab ich Sir Walter das Fläschchen und
„setzte hinzu: „Ich hatte den glücklichen Gedanken, mich
„dieses Fläschchens in dem Augenblicke zu bemächtigen, als
„der Doctor Polidori einige Tropfen des Inhalts in einen
„Trank gießen und denselben meinem Vater bieten wollte."

— „Ein Sachverständiger wird in Ihrer Gegenwart
„den Inhalt dieses Fläschchens untersuchen, das ich Ihnen
„übergebe, Herr Graf, und wenn es bewiesen wird, daß es
„ein langsam, aber sicher wirkendes Gift enthält," sagte
„Sir Walter zu meinem Vater, „so werden Sie die Ge=
„fahr nicht länger bezweifeln, der Sie ausgesetzt waren,
„und die durch die Liebe Ihrer Tochter glücklich abgewen=
„det worden ist."

„Mein armer Vater sah bald seine Frau, bald den
„Doctor Polidori, bald mich, bald Sir Walter Murph be=
„stürzt an; seine Züge verriethen eine unbeschreibliche Angst.
„Ich las in seinem Gesichte den heftigen Kampf, der sein
„Herz zerriß. Ohne Zweifel widerstand er mit aller seiner
„Macht dem wachsenden und schrecklichen Argwohne, und
„fürchtete, die Schlechtigkeit meiner Stiefmutter anerken=
„nen zu müssen; endlich verbarg er sein Gesicht in den
„Händen und rief aus:

— „Ach, mein Gott! Mein Gott! — Das ist schreck-
„lich, — unmöglich. — Träume ich?"

— „Nein, es ist kein Traum," fiel meine Stiefmut-
„ter keck ein, „wir hören Alle die schändliche Verleum-
„dung, die voraus verabredet worden ist, um eine un-
„glückliche Frau zu verderben, deren einzige Schuld darin
„besteht, daß sie Dir ihr Leben widmete. Komm, komm,
„lieber Mann, laß uns nicht eine Secunde länger blei-
„ben," fuhr sie zu meinem Vater gewendet, fort; „viel-
„leicht treibt Deine Tochter die Frechheit nicht so weit,
„Dich gegen Deinen Willen hier zu halten —

— „Ja, ja, wir wollen fortgehen," sagte mein Va-
„ter außer sich; „es ist nicht wahr, es kann nicht wahr
„sein, ich will nicht mehr hören; — mein Verstand würde
„es nicht ertragen; es würde ein schrecklicher Argwohn
„in meinem Herzen entstehen und die wenigen Tage ver-
„giften, die ich noch zu leben habe, und nichts würde
„mich für eine solche schändliche Entdeckung entschädigen."

„Mein Vater sah so leidend, so verzweiflungsvoll
„aus, daß ich um jeden Preis dieser für ihn so peinigenden
„Scene hätte ein Ende machen mögen. Sir Walter errieth
„meine Gedanken; da er aber volle und ganze Gerechtig-
„keit üben wollte, so sagte er zu meinem Vater:

— „Nur noch einige Worte, Herr Graf; Sie werden
„den ohne Zweifel schmerzlichen Kummer haben, daß eine
„Frau, die Sie immer für dankbar und Ihnen zugethan
„gehalten haben, immer die böswilligste Heuchlerin gewe-
„sen ist; aber Sie werden auch einen sichern Trost in der
„Liebe Ihrer Tochter finden, die Ihnen nie gefehlt hat."

— „Dies übersteigt alle Grenzen," fiel meine Stief-
„mutter in höchstem Zorne ein; „mit welchem Rechte,
„Herr, und mit welchen Beweisen wagen Sie solche
„schändliche Verleumdungen zu begründen? Sie behaup-
„ten, jenes Fläschchen enthalte Gift? Ich läugne das und
„werde es läugnen, bis das Gegentheil bewiesen ist; sollte
„aber auch der Doctor Polidori aus Versehen eine Arznei

„mit der andern verwechselt haben, so ist dies kein Grund,
„mich zu beschuldigen, ich hätte in Verein mit ihm —
„Aber nein, ich werde es nicht aussprechen; ein so scheuß-
„licher Gedanke ist schon ein Verbrechen. Noch einmal,
„Herr, ich frage Sie, mit welchen Beweisen Sie und
„Madame da die entsetzliche Beschuldigung zu begründen
„versuchen?" sagte meine Stiefmutter mit unglaublicher
„Keckheit.

— „Ja, mit welchen Beweisen?" fragte mein un-
„glücklicher Vater. — „Die Folter, der man mich aus-
„setzt, muß ein Ende nehmen."

— „Ich bin nicht ohne Beweise gekommen, Herr
„Graf," sagte Sir Walter. „Und diese Beweise werden
„Ihnen sofort die Antworten dieses Elenden geben." Dann
„redete Sir Walter den Doctor Polidori deutsch an, der
„sich wieder etwas beruhigt zu haben schien, aber die Fas-
„sung sogleich wieder verlor."

„Was sagtest Du zu ihm?" fragte Rudolph, der sich
im Lesen unterbrach.

— „Einige bedeutungsvolle Worte, ungefähr fol-
gende: Du bist durch die Flucht der Verurtheilung entgan-
gen, welche die Justiz des Großherzogthums über Dich
ausgesprochen hatte; Du wohnst in der Rue du Temple
unter dem falschen Namen Bradamanti; man weiß, wel-
ches schändliche Handwerk Du treibst; Du hast die erste
Frau des Grafen vergiftet; vor drei Tagen war die Frau
von Orbigny bei Dir, um Dich hierher zu holen und ihren
Mann durch Dich vergiften zu lassen; Se. königl. Hoheit
ist in Paris und hat die Beweise von Allem, was ich da
sage, in den Händen. — Wenn Du die Wahrheit gestehst,
um diese abscheuliche Frau zu entlarven, so darfst Du, nicht
Deine Begnadigung, aber eine Milderung der Strafe
hoffen, die Du verdienst; Du wirst mir nach Paris folgen,
wo ich Dich an einem sichern Orte unterbringen werde, bis
Se. königl. Hoheit über Dich entschieden hat. Wenn nicht,
so hast Du zu wählen: entweder Se. königl. Hoheit ver-

langt Deine Auslieferung, die nicht verweigert werden wird, oder ich lasse selbst sofort aus der nächsten Stadt die Behörde kommen. — Dieses Fläschchen mit Gift überliefere ich, man wird Dich sofort verhaften und in Deiner Wohnung Haussuchung anstellen; wie sehr diese Dich compromittiren würde, weißt Du, und dann mag die französische Justiz ihren Lauf nehmen. Wähle also —

„Diese Enthüllungen, die Anklagen und Drohungen, die, wie er wohl wußte, vollkommen begründet waren und Schlag auf Schlag folgten, schmetterten den Elenden ganz nieder, der mich nicht für so genau unterrichtet gehalten haben mochte. In der Hoffnung, die zu erwartende Strafe zu mildern, zögerte er nicht, seine Mitschuldige zu opfern, und er antwortete also: „Fragen Sie mich und ich werde die Wahrheit sagen.“

— „Gut, gut, mein würdiger Murph; ich erwartete auch nicht weniger von Dir.“

— „Während meines Gesprächs mit Polidori änderten sich die Züge der Stiefmutter der Frau von Harville auf eine grauenhafte Weise, ob sie gleich nicht Deutsch verstand. Sie sah an der zunehmenden Muthlosigkeit ihres Mitschuldigen, an seiner bittenden Stellung, daß ich ihn vollkommen beherrschte. Sie suchte in ihrer entsetzlichen Angst die Augen Polidori's, um ihm Muth zu machen oder sein Schweigen zu erflehen, aber er vermied ihren Blick.“

— „Und der Graf?“

— „Seine Erschütterung war unbeschreiblich; er hielt sich krampfhaft mit den Händen an der Lehne seines Stuhles fest; auf seine Stirn trat ihm kalter Schweiß, er athmete kaum, seine Augen wendeten sich von den meinigen nicht ab; seine Angst war nicht minder groß als die seiner Frau. Der Brief der Frau von Harville wird Ihnen das Ende dieses peinlichen Auftrittes schildern.“

XIII.

Die Strafe.

Rudolph las in dem Briefe der Frau von Harville weiter:

„Nach einem Gespräche in deutscher Sprache zwischen „Sir Walter Murph und Polidori, das einige Minuten „dauerte, sagte Sir Walter zu dem Letztern:

— „Jetzt antworten Sie. Nicht wahr, Sie sind „durch Madame — und er deutete auf meine Stiefmutter „— bei der letzten Krankheit der ersten Frau des Herrn „Grafen als Arzt eingeführt worden?"

— „Ja, durch sie —," antwortete Polidori.

— „Haben Sie nicht, um den abscheulichen Plänen „der Frau da zu dienen, durch Ihre mörderischen Mittel „die anfangs leichte Krankheit der Gräfin von Orbigny „tödtlich gemacht?„

— „Ja," antwortete Polidori.

„Mein Vater stieß einen schmerzlichen Seufzer aus, „erhob seine beiden Augen gen Himmel und ließ sie dann „matt wieder sinken.

— „Lügen und Niederträchtigkeit!" rief meine Stief„mutter aus. — „Alles ist falsch; sie haben sich mit ein„ander verständigt, um mich unglücklich zu machen."

— „Schweigen Sie, Madame," sprach Sir Walter „Murph mit imposanter Stimme. Dann fuhr er, zu Po„lidori gewendet, fort:

— „Ist es wahr, daß Madame vor drei Tagen in der „Rue du Temple Nr. 17 gewesen ist, wo Sie unter dem „falschen Namen Bradamanti wohnen?"

— „Ja."

— „Hat Madame Sie nicht aufgefordert, hierher zu „kommen, den Grafen von Orbigny zu ermorden, wie Sie „dessen Frau ermordet?"

— „Ich kann es leider nicht läugnen," antwortete „Polidori.

„Bei diesem Geständnisse richtete sich mein Vater auf, „wies mit gebieterischer Geberde meiner Stiefmutter die „Thüre, breitete dann die Arme gegen mich aus und sprach „mit von Schluchzen unterbrochener Stimme:

— „Im Namen Deiner unglücklichen Mutter — ver„gieb! — vergieb! Ich habe ihr viele Schmerzen bereitet, „aber ich schwöre es Dir, — von dem Verbrechen, das „sie in das Grab gebracht, wußte ich nichts."

„Ehe ich es hindern konnte, sank mein Vater vor mir „auf die Knie nieder.

„Als Sir Walter Murph und ich ihn aufhoben, war „er ohnmächtig.

„Ich klingelte den Leuten; Sir Walter nahm den „Doctor Polidori am Arme und ging mit ihm hinaus, „während er zu meiner Stiefmutter sagte:

— „Verlassen Sie, wenn Sie klug sind, binnen einer „Stunde dieses Haus oder ich überliefere Sie der Justiz."

„Die Frau schwankte in einem Zustande des Entsetzens „und der Wuth, den Sie sich leicht denken können, hinaus.

„Als mein Vater wieder zur Besinnung kam, erschien „ihm Alles, was um ihn her vorgegangen wor, wie ein „grauenvoller Traum. Ich sah mich in die traurige Noth„wendigkeit versetzt, ihm meinen ersten Verdacht über den „vorzeitigen Tod meiner Mutter auseinanderzusetzen, einen „Verdacht, den Ihre Kenntniß von den ersten Verbrechen „Polidori's in Gewißheit umgewandelt hatte.

„Ich mußte ferner meinem Vater sagen, wie meine „Stiefmutter mich mit ihrem Hasse bis in meine Ehe ver„folgt hatte und welche Absicht sie gehabt, als sie mich „Harville zur Frau gab.

„So schwach, so verblendet mein Vater in Hinsicht „auf diese Frau gewesen war, so hart und unbarm- „herzig wollte er nun gegen sie sein; er beschuldigte sich „verzweifelnd, fast ihr Mitschuldiger gewesen zu sein, in- „dem er ihr nach dem Tode meiner Mutter seine Hand ge- „geben; er wollte sie den Gerichten überliefern. Ich stellte „ihm aber das Gehässige, das Scandalöse eines solchen „Prozesses vor, der zu seinem eignen Schaden großes Auf- „sehen machen würde, und forderte ihn auf, meine Stief- „mutter für immer aus seiner Nähe zu verbannen, ihr aber „den nothwendigen Lebensunterhalt zu sichern, da sie ein- „mal seinen Namen führe.

„Es wurde mir ziemlich schwer, meinen Vater zu die- „sen gemäßigten Ansichten zu bewegen, und er wollte dann „mir den Auftrag geben, sie aus dem Hause zu weisen. „Dieser Auftrag war mir indeß doppelt peinlich und ich „meinte, Sir Walter übernähme ihn vielleicht. — Er wil- „ligte auch ein.“

— „Mit Freuden willigte ich ein,“ sagte Murph zu Rudolph; „ich wüßte nichts, was mir größeres Vergnü- gen machte, als schlechten Menschen diese Art letzte Oelung zu geben.“

— „Und was sagte die Frau?“

— „Die Frau von Harville war wirklich so gütig ge- wesen, ihren Vater um einen Jahrgehalt von hundert Louis- d'or für die Frau zu bitten. Ich hielt dies nicht für Güte, sondern für Schwachheit; es kam mir schon unrecht vor, ein so gefährliches Geschöpf der Justiz zu entziehen. Ich ging deshalb zu dem Grafen und er fand meine Bemerkun- gen vollkommen begründet; wir kamen überein, der Elenden höchstens und zwar ein für allemal fünfundzwan- zig Louisd'or zu geben, um sie in den Stand zu setzen, sich gelegentlich eine Anstellung oder Arbeit zu verschaf- fen. — „Welche Anstellung, welche Arbeit könnte ich, die Gräfin von Orbigny, übernehmen?“ fragte sie mich unverschämt. „Das ist Ihre Sache,“ antwortete ich;

„werden Sie Krankenwärterin oder Haushälterin, suchen Sie, wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, das unbeachtetste Gewerbe, denn wenn Sie die Keckheit haben sollten, Ihren Namen zu nennen, den Namen, den Sie einem Verbrechen verdanken, so würde man sich wundern, wie die Gräfin von Orbigny in eine solche Lage gekommen, man würde sich erkundigen und die Folgen mögen Sie sich selbst denken, wenn Sie so unvorsichtig sein und von der Vergangenheit sprechen sollten. Verbergen Sie sich also in weiter Ferne; sorgen Sie dafür, daß man Sie vergißt; werden Sie Frau Peter oder Frau Jacob, und bereuen Sie, — wenn es Ihnen möglich ist.“ — „Und Sie glauben,“ sagte sie, „ich würde auf die Vortheile keinen Anspruch machen, die mein Heirathscontract mir sichert?“ — „Nichts dürfte gerechter sein, Madame; es wäre unwürdig von dem Grafen von Orbigny, seine Versprechungen nicht zu halten, und zu verkennen, was Sie für ihn gethan haben, namentlich was Sie für ihn thun wollten. — Klagen Sie, — klagen Sie, — wenden Sie sich an die Justiz und ich zweifle nicht, daß sie Ihnen gegen Ihren Gemahl Recht giebt.“ — Eine Viertelstunde nach diesem Gespräche war die Frau unterwegs nach der nächsten Stadt.“

„Du hast Recht, es ist peinlich, ein so fürchterliches Weib fast straflos entkommen zu lassen, — aber das Scandal eines Prozesses für einen schon so geschwächten alten Mann! Man darf nicht daran denken.“

— „Ich habe meinen Vater leicht bestimmt, heute „noch Aubiers zu verlassen,“ las Rudolph in dem Briefe der Frau von Harville weiter; „es würden ihn hier zu „traurige Erinnerungen verfolgen; obgleich sein Gesund„heitszustand schwankend ist, so können doch die Zerstreu„ungen einer Reise von einigen Tagen, wie eine Luft„veränderung nur heilsam für ihn sein, wie der Arzt „sagte, der Doctor Polidori ersetzt hatte und den ich so„gleich aus der Stadt rufen ließ. Mein Vater verlangte

„eine Untersuchung des Inhalts des Fläschchens, ohne daß
„er von dem Vorgefallenen etwas sagte. Der Arzt ant-
„wortete, er könne diese Untersuchung nur in seiner Woh-
„nung vornehmen, wir sollten aber noch vor zwei Stun-
„den das Resultat derselben erfahren. Dieses Resultat
„lautete dahin, daß mehrere Gaben dieser mit teuflischer
„Kunst bereiteten Flüssigkeit in einer gegebenen Zeit den
„Tod herbeiführen könnten, ohne daß sie eine andere
„Spur als die einer gewöhnlichen Krankheit hinterließen,
„welche der Arzt nannte.

„Nach einigen Stunden reise ich mit meinem Vater
„und meiner Tochter nach Fontainebleau ab, wo wir ei-
„nige Zeit zu bleiben gedenken, dann werden wir, nach
„dem Wunsche meines Vaters, wieder nach Paris kom-
„men, aber nicht in meinem Hause wohnen, in welchem
„ich nach dem beklagenswerthen Ereignisse nicht zu wei-
„len vermag.

„Die Thatsachen beweisen also, wie ich im Anfange
„dieses Briefes sagte, was ich Ihrer unerschöpflichen
„Güte und Vorsorge verdanke. Durch Sie gerettet, durch
„Ihren Rath unterstützt, mit Beihilfe Ihres vortrefflichen
„und muthigen Sir Walter vermochte ich meinen Vater
„einer sichern Gefahr zu entreißen und gewann mir seine
„Liebe wieder.

„Leben Sie wohl, k. Hoheit; es ist mir unmöglich,
„Ihnen mehr zu sagen; mein Herz ist zu voll, von zu
„vielen Gefühlen bestürmt, so daß ich zu schwach aus-
„drücken würde, was empfindet

„Clemence v. Harville, geb. v. Orbigny.

„Ich öffne eilig diesen Brief noch einmal, um ein
„Vergessen wieder gut zu machen. — Als ich nach Ihrer
„edeln Anleitung auf Wohlthun ausging, begab ich mich
„in das Gefängniß St Lazarus, um die dortigen ar-
„men Gefangenen zu besuchen; ich fand da ein unglück-
„liches Mädchen, für das Sie sich interessirt haben.
„— Ihre englische Milde und ihre fromme Ergebenheit

„erregen die Bewunderung der achtbaren Frauen, welche „die Aufsicht über die Gefangenen führen. — Ich brauche „Ihnen nur zu sagen, wo die Schallerin sich befindet „(so heißt sie, wenn ich nicht irre), um Sie in den „Stand zu setzen, die Befreiung derselben sofort zu er„langen. — Die Unglückliche wird Ihnen erzählen, durch „welches Zusammentreffen widriger Umstände sie dem „Asyl entrissen worden ist, in das Sie dieselbe brachten, „und wie sie in das Gefängniß kam, wo sie wenigstens „ihren herrlichen Charakter geltend zu machen suchte. —

„Erlauben Sie mir auch, Sie an meine beiden zu„künftigen Schutzempfohlenen zu erinnern, an die unglück„liche Mutter und deren Tochter, welche der Notar Ferrand „beraubt hat. Wo sind sie? Haben Sie etwas über ihren „Aufenthalt ermittelt? Ach, bemühen Sie sich, ihre Spur „zu finden, damit ich nach meiner Rückkehr die Schuld „bezahlen kann, welche ich gegen alle Unglücklichen über„nommen habe."

— „Die Schallerin hat also Bouqueval verlassen, königl. Hoheit?" fragte Murph, über diese Mittheilung eben so erstaunt als Rudolph.

„Eben hat man mir gesagt, man habe sie aus St. Lazarus fortgehen sehen," antwortete Rudolph. „Ich begreife das nicht; das Stillschweigen der Madame Georges [1]) beunruhigt mich und setzt mich in Verlegenheit. — Welch' neues Unglück mag die arme Marien-Blume betroffen haben? Schicke sogleich einen reitenden Boten nach Bouqueval und schreibe an Madame Georges, sie möge sofort nach Paris kommen. Sage auch Graun, mir die Erlaubniß zum Besuche des Gefängnisses St. Lazarus zu verschaffen. — Wie mir die Frau von Har-

---

1) Der Leser erinnert sich, daß Mad. Georges, getäuscht durch den Boten Sarah's, der ihr gesagt, Marien-Blume habe Bouqueval auf Befehl des Fürsten verlassen, wegen ihres Schützlings unbesorgt war und diesen jeden Tag zurück erwartete.

ville schreibt, ist Marien-Blume da gefangen; — aber nein," setzte Rudolph nach einigem Nachdenken hinzu, — „sie ist nicht mehr dort, denn Lachtaube hat sie mit einer bejahrten Frau aus diesem Gefängnisse herauskommen sehen. Sollte dies Mad. Georges gewesen sein? Wer weiß? Wohin ist die Schallerin gegangen?"

„Geduld, Hoheit; ehe es Abend wird, sollen Sie Alles wissen. Morgen stellen wir sodann das Verhör mit dem elenden Polidori an. Er hat Ihnen, wie er sagt, wichtige Entdeckungen zu machen, die er aber nur Ihnen allein mittheilen will —"

„Das Zusammentreffen mit ihm wird mir sehr peinlich sein," sagte Rudolph traurig, „denn ich habe diesen Menschen seit jenem verderblichen Tage nicht gesehen, an welchem ich —"

Rudolph vermochte nicht weiter zu sprechen; er schlug die Hände auf das Gesicht.

„Warum wollen Sie in das einwilligen, was Polidori verlangt? Bedrohen Sie ihn mit der französischen Justiz oder einer unmittelbaren Auslieferung; er muß sich wohl entschließen, mir mitzutheilen, was er nur Ihnen sagen wollte —"

„Du hast Recht, armer Freund, denn die Anwesenheit dieses Elenden würde jene schrecklichen Erinnerungen nur noch drohender machen, an die sich so viele unheilbare Schmerzen knüpfen, — von dem Tode meines Vaters an bis zu dem meiner armen kleinen Tochter. — Ich weiß es nicht, aber je älter ich werde, um so mehr vermisse ich dieses Kind. — Wie würde ich dasselbe geliebt haben! wie theuer, wie werth würde mir diese reizende Frucht meiner ersten Liebe, meines ersten und reinen Glaubens oder vielmehr meiner jugendlichen Illusionen gewesen sein! Ich hätte alle Schätze der Liebe, deren die Mutter unwürdig ist, auf das unschuldige Kind übertragen, und das Kind würde, glaube ich, so wie ich mir es immer gedacht habe, durch die Seelenschönheit und den

Reiz des Körpers allen meinen Gram, alle meine Gewissenspein gemildert und besänftigt haben, die sich an seine Geburt knüpfen."

„Ich sehe mit Bedauern, daß diese ebenso vergebliche als schmerzliche Sehnsucht eine immer größere Herrschaft über Ihren Geist gewinnt."

Nach einer Pause sagte Rudolph zu Murph:

„Ich kann Dir jetzt ein Geständniß ablegen, alter Freund: ich liebe, ja ich liebe eine Frau, welche die edelste, die aufopferndste Liebe verdient. Seit mein Herz sich von neuem der Wonne der Liebe geöffnet hat, vermisse ich meine Tochter um so schmerzlicher. — Ich hätte wohl fürchten können, die Sehnsucht nach ihr würde geringer werden, wenn mein Herz eine neue Liebe gefunden, aber nein, mein Liebesvermögen hat sich gesteigert; ich fühle mich besser und menschenfreundlicher, und es ist mir schmerzlicher als je, meine Tochter nicht lieben zu können."

„Nichts einfacher, königl. Hoheit, und, verzeihen Sie mir den Vergleich, wie manche Menschen in der Trunkenheit heiter und wohlwollend gegen die ganze Menschheit sind, so werden Sie durch die Liebe gut und edel —"

„Dennoch ist auch mein Haß gegen die Schlechten stärker geworden und meine Abneigung gegen Sarah mehrt sich, ohne Zweifel in dem Verhältnisse wie de, Gram über den Tod meiner Tochter. Ich bilde mir ein diese schlechte Mutter habe sie vernachlässigt. Die Gräfin wird, da ihre ehrgeizigen Hoffnungen durch meine Vermählung vernichtet waren, in ihrer unbarmherzigen Selbstsucht unser Kind Miethlingen überlassen haben und meine Tochter ist vielleicht in Folge eines Mangels an Pflege gestorben. — Daran bin ich auch Schuld; — ich hatte damals die Größe der heiligen Pflichten eines Vaters noch nicht erkannt. — Als mir mit einem Male der wahre Charakter Sarah's enthüllt wurde, hätte ich ihr sogleich

meine Tochter nehmen und mit Liebe und Sorgsamkeit über dieselbe wachen sollen. Ich mußte voraussehen, daß die Gräfin stets eine unnatürliche Mutter sein würde. — Du siehst, ich trage auch Schuld —"

„Der Schmerz bringt Sie auf solche Gedanken. — Konnten Sie, nach dem bekannten traurigen Ereignisse, die lange Reise, welche Sie sich auferlegten, einen Tag länger verschieben — ?"

„Ja, die ich mir als Buße auferlegte! — Du hast Recht, Freund," sagte Rudolph gebeugt.

„Haben Sie seit meiner Abreise nichts von der Gräfin Sarah gehört?"

„Nein, seit ihren schändlichen Anklagen, welche zwei Mal die Frau von Harville beinahe ins Unglück gestürzt hätten, habe ich nichts von ihr vernommen. Ihre Anwesenheit hier ist mir lästig; es kommt mir vor, als umschwebe mich mein böser Engel, als bedrohe mich ein neues Unglück —"

„Geduld, Hoheit, Geduld! Zum Glück darf sie Deutschland nicht betreten und Deutschland erwartet uns."

„Ja, wir reisen bald ab. — Ich werde aber doch während meines kurzen Aufenthaltes in Paris wenigstens ein heiliges Versprechen erfüllt und einige Schritte mehr auf dem verdienstvollen Wege gethan haben, den mir ein erhabener und barmherziger Wille zu meiner Reinigung vorgezeichnet hat. Sobald der Sohn der Madame Georges frei und unschuldig ihrer Liebe zurückgegeben, sobald Jacob Ferrand seiner Verbrechen überführt und dafür gestraft ist, sobald ich die Zukunft aller der rechtlichen und arbeitsamen Leute gesichert habe, welche durch ihre Ergebung, ihren Muth und ihre Rechtlichkeit meine Theilnahme verdienten, kehren wir nach Deutschland zurück und meine Reise wird wenigstens nicht fruchtlos gewesen sein."

„Besonders wenn es Ihnen gelingt, den abscheulichen Jacob Ferrand zu entlarven, den Eckstein, den Angelpunkt so vieler Verbrechen."

„Obgleich der Zweck die Mittel heiligt und Bedenklich-

keiten diesem Bösewichte gegenüber keineswegs angewendet wären, so bedauere ich doch bisweilen, Cecily bei dieser rächenden Vergeltung verwendet zu haben.

„Sie kann jeden Augenblick ankommen —“

„Sie ist schon angekommen —“

„Cecily?“

„Ja. — Ich mochte sie nicht sehen; Graun hat ihr sehr ausführliche Instructionen gegeben und sie hat versprochen, denselben nachzukommen.“

„Wird sie das Versprechen halten?“

„Alles veranlaßt sie dazu, die Hoffnung auf eine Milderung ihres Schicksals in der Zukunft und die Besorgniß, unmittelbar in ihr Gefängniß nach Deutschland zurückgebracht zu werden, denn Graun wird sie nicht aus den Augen lassen; bei der geringsten Unbesonnenheit wird er ihre Auslieferung verlangen.“

„Mit Recht; sie ist als Flüchtige hier angekommen; sobald man erfährt, welche Verbrechen ihre lebenslängliche Einsperrung veranlaßt haben, wird man ihre Auslieferung unbedenklich bewilligen —“

„Nöthigte sie aber auch ihr eigenes Interesse nicht, unsere Pläne zu fördern, da die ihr gestellte Aufgabe nur durch Schlauheit, Hinterlist und teuflische Verlockung gelöst werden kann, so muß Cecily sich freuen (und sie freut sich, wie mir Graun sagt), eine Gelegenheit gefunden zu haben, ihre Künste und Reize, mit denen sie so reichlich ausgestattet ist, geltend machen zu können.“

„Ist sie noch immer hübsch?“

„Graun findet sie reizender als je; er wurde, wie er sagt, durch ihre Schönheit ganz geblendet, welche durch die elsässische Kleidung, die sie gewählt hat, etwas Pikantes erhält. Das Auge dieser Teuflin besitzt noch immer den wahrhaft zauberischen Ausdruck.“

„Ich bin nie leichtsinnig, nie herz- und sittenlos gewesen, wenn ich aber in meinem zwanzigsten Jahre Cecily gesehen, selbst wenn ich gewußt hätte, daß sie so gefährlich

und böswillig ist, wie ich es jetzt weiß, so hätte ich nicht für meinen Verstand bürgen mögen, namentlich wenn ich lange dem Feuer ihrer großen schwarzen glühenden Augen ausgesetzt gewesen wäre, die in ihrem bleichen Gesichte blitzen. Ja, beim Himmel, ich mag gar nicht daran denken, wohin mich eine so verderbliche Liebe hätte führen können."

„Das wundert mich nicht, mein würdiger Murph, denn ich kenne das Weib. Uebrigens ist der Baron Graun über den Scharfsinn fast erschrocken, mit welchem sie die herausfordernde und doch platonische Rolle verrieth, die sie bei dem Notar spielen soll —"

„Wird sie aber so leicht zu ihm gelangen, als Sie es hoffen? Leute wie Jacob Ferrand sind sehr mißtrauisch —"

„Ich hatte mit Recht auf den Anblick Cecily's gerechnet und gehofft, derselbe würde das Mißtrauen des Notars bekämpfen und besiegen —"

„Er hat sie schon gesehen?"

„Gestern. Nach der Erzählung der Frau Pipelet zweifele ich nicht, daß er durch die Creolin schon bezaubert ist, denn er hat sie sofort in seinen Dienst genommen —"

„So ist die Partie gewonnen —"

„Ich hoffe es; eine glühende Begehrlichkeit hat den Henker der Louise Morel zu den greulichsten Schandthaten geführt; in der wollüstigen Begehrlichkeit wird er die schreckliche Strafe für seine Verbrechen finden, eine Strafe, die namentlich für seine Opfer nicht fruchtlos sein soll, denn Du weißt, nach welchem Zwecke alle Bemühungen der Creolin gerichtet sein müssen."

„Cecily! Cecily! Nie wird größere Bosheit und gefährlichere Verdorbenheit, nie wird eine schwärzere Seele zur Ausführung eines moralischeren Planes, zur Erreichung eines edleren Zweckes gewirkt haben. Und David?"

„Er billiget Alles. — Bei der Verachtung und dem Abscheu, die er jetzt gegen seine Frau empfindet, sieht er in ihr nichts als das Werkzeug einer gerechten Rache. — „Wenn die Verfluchte jemals einiges Erbarmen verdienen

könnte nach dem Bösen, das sie mir gethan hat," — sagte er zu mir — „so würde es geschehen, wenn sie sich der unbarmherzigen Züchtigung dieses Sünders widmete, dessen böser Geist sie sein muß."

Es klopfte in diesem Augenblicke ein Huissier leise an die Thüre; Murph ging hinaus und kam bald mit zwei Briefen zurück, von denen nur einer für Rudolph bestimmt war.

„Ein paar Worte von Mad. Georges!" rief der Letztere, indem er den Brief schnell überlas.

„Nun? — Die Schallerin?"

„Kein Zweifel mehr," sagte Rudolph, nachdem er gelesen hatte, „es handelt sich wieder von irgend einem scheußlichen Complotte. Abends, nachdem das arme Kind von Bouqueval verschwunden war, in dem Augenblicke, als Mad. Georges mich von diesem Vorfalle in Kenntniß setzen wollte, kam ein Mann, den sie nicht kannte, als expresser reitender Bote, angeblich von mir, um sie zu beruhigen, und sagte ihr, ich sei von dem plötzlichen Verschwinden der Marien-Blume unterrichtet und würde sie nach einigen Tagen selbst wiederbringen. Trotz dieser Anzeige ängstiget sich Mad. Georges über mein Schweigen und kann, wie sie sagt, dem Wunsche nicht länger widerstehen, Nachricht von ihrer Tochter zu erhalten, wie sie das arme Kind nennt."

„Seltsam!"

„In welcher Absicht kann man Marien-Blume entführt haben?"

„Königl. Hoheit," sagte Murph plötzlich, „der Gräfin Sarah ist diese Entführung sicherlich nicht fremd —"

„Sarah? Warum glaubst Du das?"

„Halten Sie diese Entführung mit ihren Verleumdungen gegen die Frau von Harville zusammen —"

„Du hast Recht," entgegnete Rudolph, dem plötzlich manches Dunkle hell wurde, „offenbar, — jetzt begreife ich, — ja, immer dieselbe Berechnung. Die Gräfin hält hartnäckig an dem Glauben fest, wenn sie alle Bande der Liebe zerreiße, die mich ihrer Meinung nach fesseln, würde sie in

mir das Bedürfniß wecken, mich ihr wieder zu nähern. Es ist das eben so gehässig als unsinnig. — Aber eine so unwürdige Verfolgung muß enden. — Schicke sogleich den Baron von Graun offiziell zu der Gräfin, damit er ihr erkläre, ich habe genaue Kenntniß von dem Antheile, den sie an der Entführung der Marien-Blume genommen, und wenn sie nicht die nöthigen Nachweise gäbe, nach denen das unglückliche Mädchen wiedergefunden werden könne, würde ich ohne Erbarmen sein und mich an die Justiz wenden."

„Nach dem Briefe der Frau von Harville wäre die Schallerin in dem Gefängnisse St. Lazarus."

„Ja, aber Lachtaube versichert, sie frei und außer dem Gefängnisse gesehen zu haben. — Es liegt hier ein Geheimniß, das aufgehellt werden muß."

„Ich werde dem Baron von Graun sogleich Ihre Befehle überbringen, aber erlauben Sie mir diesen Brief zu erbrechen; er ist von meinem Correspondenten in Marseille, dem ich den Schuri-Mann empfohlen hatte; er sollte dem armen Teufel die Ueberfahrt nach Algier erleichtern —"

„Nun, ist er abgereiset?"

„Seltsam!"

„Was giebt es?"

„Der Schuri-Mann hat, nachdem er in Marseille lange auf ein nach Algier segelndes Schiff gewartet hatte und immer trauriger geworden war, an dem zur Abfahrt festgesetzten Tage plötzlich erklärt, er wolle lieber nach Paris zurückkehren."

„Welche Verkehrtheit!"

„Obgleich mein Correspondent, wie es festgesetzt war, dem Schuri-Mann eine ziemlich bedeutende Summe zur Verfügung gestellt, so nahm derselbe doch nur das, was er zur Noth brauchte, um wieder nach Paris zu gelangen, wo er, schreibt man mir, bald ankommen muß."

„So wird er uns seine Sinnesänderung selbst erklären; aber schicke den Baron von Graun sogleich zu der Gräfin

Mac Gregor und geh Du selbst in das Gefängniß St. Lazarus, um Dich nach Marien=Blume zu erkundigen."

— — — — — — — — — — — —

Nach einer Stunde kam der Baron von Graun von der Gräfin Sarah Mac Gregor zurück.

Der sonst so ruhige und gemessene Diplomat sah höchst bestürzt aus; Rudolph bemerkte dies sofort und fragte:

„Nun, von Graun, was ist Ihnen? Haben Sie die Gräfin gesehen?"

„Ach, königl. Hoheit!"

„Was ist geschehen?"

„Bereiten sich Ew. königl. Hoheit vor, etwas recht Betrübendes zu erfahren."

„Aber was? was?"

„Die Frau Gräfin Mac Gregor —"

„Nun?"

„Verzeihen mir Ew. königl. Hoheit, daß ich Ihnen so geradezu ein so trauriges, so unerwartetes Ereigniß —"

„Ist die Gräfin gestorben?"

„Nein, königl. Hoheit, — aber man zweifelt an ihrem Aufkommen; sie hat einen Dolchstich erhalten."

„Das ist entsetzlich!" rief Rudolph, trotz seiner Abneigung gegen Sarah, mitleidig aus. „Und wer hat das Verbrechen begangen?"

„Das weiß man nicht; es war ein Raubmord; man hat sich in das Zimmer der Frau Gräfin eingeschlichen und eine große Menge Juwelen geraubt —"

„Wie geht es ihr jetzt?"

„Ihr Zustand ist fast ganz hoffnungslos; sie hat ihr Bewußtsein noch nicht wieder erlangt; ihr Bruder ist in der höchsten Bestürzung —"

„Sie müssen sich jeden Tag nach dem Zustande der Gräfin erkundigen, mein lieber Baron."

In diesem Augenblicke kam Murph von St. Lazarus zurück.

„Erfahre zuerst eine traurige Nachricht," sagte Ru=

dolph zu ihm; die Gräfin Sarah ist von Mördern überfallen worden, — ihr Leben schwebt in der äußersten Gefahr —"

„Ob sie gleich viel verschuldet hat, königl. Hoheit, so beklage ich sie doch."

„Ja, ein solches Ende wäre entsetzlich. — Und die Schallerin?"

„Ist gestern in Freiheit gesetzt, wie man vermuthet durch Vermittelung der Frau von Harville."

„Das ist nicht möglich. — Die Frau von Harville bittet mich ja, die nöthigen Schritte zu thun, um das unglückliche Mädchen aus dem Gefängnisse zu befreien."

„Allerdings, es ist aber eine bejahrte Frau von anständigem Aussehen nach St. Lazarus gekommen und hat den Befehl vorgelegt, Marien-Blume in Freiheit zu setzen. Beide haben dann das Gefängniß verlassen —"

„Das hat mir die Lachtaube gesagt; wer aber ist die bejahrte Frau, welche Marien-Blume abgeholt hat? Wohin sind sie gegangen? Welches neue Geheimniß? Vielleicht könnte dasselbe allein durch die Gräfin Sarah aufgeklärt werden und diese befindet sich in einem Zustande, daß sie keine Nachweise geben kann. Wenn sie das Geheimniß nur nicht mit in das Grab nimmt?"

„Ihr Bruder, Thomas Seyton, würde gewiß auch einige Nachweisungen geben können. Er war ja immer der geheime Rath der Gräfin."

„Seine Schwester liegt im Sterben; wenn es sich um ein neues Complott handelt, wird er nichts sagen; aber," setzte Rudolph nachdenkend hinzu, „der Name der Person muß ermittelt werden, welche sich für Marien-Blume interessirte und deren Freilassung bewirkte; auf diese Weise muß man nothwendig etwas erfahren."

„Sehr richtig."

„Suchen Sie diese Person so bald als möglich zu ermitteln und zu sprechen, lieber v. Graun; gelingt es Ihnen nicht, so schicken Sie Badinot aus, — sparen Sie nichts, um die Spur des armen Kindes wieder aufzufinden."

„Ew. königl. Hoheit können auf meinen Eifer rechnen.“

„Wahrhaftig, Hoheit,“ sagte Murph, „es kann uns von Nutzen sein, daß der Schuri-Mann wiederkommt; er kann uns bei diesen Nachforschungen behilflich sein —“

„Du hast Recht und ich sehne mich nun, meinen braven Lebensretter — ich werde nie vergessen, daß ich ihm das Leben verdanke — in Paris ankommen zu sehen.“

XIV.

Die Schreibstube.

Es waren mehrere Tage vergangen, seit Jacob Ferrand Cecily in seinen Dienst genommen hatte.

Wir wollen den Leser (der diesen Ort schon kennt) in die Schreibstube des Notars zur Frühstückszeit der Schreiber führen.

Etwas Unerhörtes, Ungeheuerliches, Wunderbares! Statt des magern und gar nicht lockenden Ragouts, welches die selige Mad. Seraphin diesen jungen Leuten jeden Morgen zu bringen pflegte, thronte ein ungeheurer kalter Truthahn in der Mitte eines der Tische neben zwei weißen Broden, einem holländischen Käse und drei versiegelten Weinflaschen; ein altes bleiernes Schreibzeug mit untereinander gemischtem Pfeffer und Salz diente als Salz- und Pfeffergefäß.

Jeder Schreiber wartete, mit seinem Messer und einem fürchterlichen Appetite versehen, mit unbändiger Ungeduld auf die Eßstunde; einige kaueten bereits, wenn sie auch noch nichts zwischen den Zähnen hatten, und verwünschten die Abwesenheit des ersten Schreibers, ohne den man, der Ordnung gemäß, das Frühstück nicht beginnen konnte.

Ein solcher Fortschritt oder vielmehr eine solche radicale

Umwälzung in der Kost der Schreiber Jacob Ferrand's kündigte eine außerordentliche Veränderung in dem Hauswesen an.

Die nachstehende (wenn wir uns dieses Ausdrucks bedienen dürfen) ungemein böotische Unterhaltung wird einiges Licht auf diese wichtige Frage werfen.

„Der Truthahn da hat es, als er in die Welt trat, auch nicht erwartet, einst zum Frühstück bei Schreibern zu erscheinen."

„Eben so wenig, wie der Herr, als er in die — Notarswelt trat, es erwartete, seinen Schreibern jemals einen Truthahn zum Frühstück zu geben."

„Laßt sein; der Truthahn ist unser," fiel der Laufbursche mit leckerhafter Begehrlichkeit ein.

„Guter Freund, Du vergißt Dich; dies Geflügelthier muß für Dich ein Fremdling sein."

„Und als ächter Franzose mußt Du alles Fremde und Ausländische hassen."

„Du wirst höchstens die Beine erhalten können."

„Als Sinnbild der Schnelligkeit, mit welcher Du die nöthigen Gänge besorgst."

„Ich glaube wenigstens Anspruch auf das Geripp zu haben," antwortete der Geneckte.

„Man könnte Dir es bewilligen, aber einen Anspruch hast Du nicht daran, wie es mit der Charte von 1814 war, die auch nur ein Freiheitsgerippe war," bemerkte der Mirabeau der Schreibstube.

„Bei dem Gerippe fällt mir ein," sagte einer der jungen Leute mit roher Unempfindlichkeit, „wie gut es doch ist, daß der liebe Gott die Mutter Seraphin zu sich genommen hat, denn seit sie bei einer Landpartie ertrunken ist, sind wir doch von ihrer liebenswürdigen Kost befreit."

„Und seit einer Woche giebt uns der Herr statt des Frühstücks —"

„Jedem täglich 40 Sous."

„Deshalb eben sage ich, was Gott thut, das ist wohl-

gethan. Er konnte nichts Besseres thun, als die Mutter Seraphin von uns zu nehmen."

„Zu ihrer Zeit würde uns der Notar gewiß nicht 40 Sous gegeben haben."

„Es ist enorm!"

„Fabelhaft."

„Es giebt keine Schreibstube in Paris —"

„In Europa —"

„In der ganzen Welt, wo ein Schreiber 40 Sous zum Frühstück erhält."

„Wer von Euch hat denn die neue Magd gesehen?"

„Die Elsässerin, welche die Portiersfrau aus dem Hause, in welchem die arme Louise wohnte, eines Abends hergebracht hat, wie der Portier sagt?"

„Ja."

„Ich habe sie noch nicht gesehen."

„Ich auch nicht."

„Es ist auch rein unmöglich, sie zu sehen, weil der Herr uns noch strenger als sonst abhält, in das Haus im Hofe hinten zu kommen."

„Und da der Portier jetzt die Schreibstube rein macht, wie soll man denn das Mädchen sehen?"

„Ich, ich habe sie gesehen."

„Du?"

„Wo denn?"

„Wie sieht sie aus?"

„Ist sie groß oder klein?"

„Jung oder alt?"

„So hübsch und liebenswürdig wie die arme Louise ist sie gewiß nicht, das behaupte ich gleich vorn weg."

„Wie sieht sie aus? So rede doch."

„Wenn ich sage, ich habe sie gesehen, — so — habe ich ihr Häubchen gesehen, — ein närrisches Ding."

„Wie so?"

„Es war kirschroth und von Sammet, glaub' ich, so ungefähr wie es die Besenverkäuferinnen tragen."

„Wie die Elsasserinnen? Nun, das ist begreiflich, da sie eine Elsasserin ist."

„Die gebrannte Katze fürchtet das Feuer."

„Wie paßt Dein Sprichwort, Chalamel, auf das elsassische Häubchen?"

„Gar nicht."

„Warum erwähnst Du es also?"

„Weil eine Wohlthat nie verloren und die Eidechse der Freund des Menschen ist.

„Da kommt der Chalamel wieder einmal mit seinen albernen Sprichwörtern, die wie die Faust auf das Auge passen und die er immer im Munde führt. — Sag' lieber, was Du von der neuen Magd weißt."

„Ich ging vorgestern über den Hof; da lehnte sie an einem Fenster im Parterre. Die untern Scheiben sind aber so schmutzig, so blind, daß ich von der Figur der Elsasserin nichts sehen konnte; da aber die mittleren Scheiben minder trübe sind, so sah ich ihr kirschrothes Häubchen und eine Fülle rabenschwarzer Locken; sie trug Locken."

„Der Herr hat gewiß nicht so viel durch seine Brille wie Du gesehen; denn er gehört auch zu denen, die das Menschengeschlecht aussterben lassen würden, wenn sie mit einer Frau allein auf der Erde wären —"

„Darüber braucht man sich gar nicht zu wundern; „wer am letzten lacht, lacht am besten," wie „Pünktlichkeit die Artigkeit der Könige ist."

„Chalamel wird unerträglich, wenn er so anfängt —"

„Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich will Dir sagen, wer Du bist."

„Ich für meine Person glaube, der fromme Aberglaube verdirbt den Herrn immer mehr und mehr."

„Vielleicht giebt er uns auch zur Buße täglich 40 Sous."

„Er ist mit einem Worte verrückt."

„Oder krank."

„Ich finde, daß er seit einigen Tagen sehr verstört aussieht."

„Man sieht ihn gar nicht oft. Während er sonst zu unserm Unglücke in seinem Cabinet war und uns auf dem Nacken saß, steckt er jetzt mitunter in zwei Tagen die Nase nicht einmal in die Schreibstube.“

„Deshalb ist der erste Schreiber auch mit Arbeit überhäuft.“

„Und deshalb müssen wir heute auf ihn warten und dabei halb verhungern.“

„Der arme Germain würde sich sehr wundern, wenn man ihm sagte: Denk' Dir, der Herr giebt uns jetzt vierzig Scus täglich zum Frühstück. — Nicht möglich. — Er hat es mir, Chalamel, selbst angekündigt. — Du willst mir etwas weiß machen. – Ich will Dir sagen, wie es zugegangen ist; in den ersten zwei oder drei Tagen nach dem Tode der Mutter Seraphin hatten wir gar kein Frühstück und das war uns in einer Art sehr lieb, auf der andern Seite mußten wir aber doch essen und das kostete uns Geld. Dennoch hatten wir Geduld, weil wir dachten: Der Herr hat jetzt weder Magd, noch Haushälterin; ist er wieder versehen, wird es uns an unserm schlechten Frühstück auch nicht fehlen. Aber nein, Germain, der Herr nahm sich wieder eine Magd, und unser Frühstück blieb im Strome der Vergessenheit begraben. — Da schickte man mich gleichsam als Abgeordneten ab, um dem Herrn unsere Beschwerde vorzutragen. — Er war mit dem ersten Schreiber allein. — „Ich mag Euch früh kein Essen mehr geben,“ sagte er brummig und als ob er an etwas ganz Anderes dächte; „meine Magd hat keine Zeit, sich um Euer Frühstück zu bekümmern.“ — „Es ist aber doch ausgemacht, daß wir Frühstück erhalten sollen.“ – „Nun ja, so laßt Euch das Frühstück holen und ich werde es bezahlen. — Wieviel wird es kosten? — 40 Sous für jeden?“ setzte er hinzu, und er sah immer mehr aus, als denke er an etwas ganz Anderes, und als nenne er 40 Sous, ohne zu wissen, was er sage. — „Ja,“ meinte ich, „40 Sous werden hinreichen.“ — „Also abgemacht; der erste Schreiber wird das Geld aus=

legen, und ich werde mich mit ihm berechnen.“ Darauf warf er mir die Thüre vor der Nase zu. Gesteht nur, Ihr Herren, Germain würde sich über diese Freigebigkeit gewaltig wundern.“

„Germain würde sagen, der Herr habe getrunken —“

„Es sei ein Mißbrauch —“

„Chalamel, — Deine Sprichwörter sind uns noch lieber als —“

„Ich halte den Herrn im Ernst für krank. — Seit zehn Tagen ist er nicht wieder zu erkennen; die Backen sind ihm so eingefallen, daß man eine Faust hineinlegen könnte.“

„Und zerstreut ist er, zerstreut! Letzthin nahm er seine Brille ab, um ein Actenstück zu lesen; seine Augen waren roth wie glühende Kohlen.“

„Gute Rechnung macht gute Freunde.“

„So laßt mich doch reden! Ich sage Euch, es ist seltsam. — Ich gab ihm das Document hin, — aber es war umgekehrt, das Unterste zu oberst —“

„Da wird er schön aufgefahren sein!“

„Gott behüte! Er bemerkte es gar nicht, stierte die Urkunde zehn Minuten lang mit seinen großen rothen Augen an und gab sie mir dann mit den Worten zurück: „es ist gut.“

„Immer verkehrt?“

„Ja.“

„Er hatte sie also nicht gelesen?“

„Er müßte denn verkehrt lesen können —“

„Sonderbar.“

„Der Herr sah in diesem Augenblicke so mürrisch und böswillig aus, daß ich nichts zu sagen wagte und wieder fortging.“

„Ich war vor vier Tagen in dem Bureau des ersten Schreibers und es fanden sich zwei, drei Clienten ein, welche der Herr bestellt hatte. — Sie wurden verdrießlich über das Warten und ich klopfte auf ihr Verlangen an der Thüre des

Cabinets an. Es antwortete Niemand und ich trat hinein."

„Nun?"

„Herr Jacob Ferrand hatte die Arme auf seinen Schreibtisch gelegt und seine kahle, nicht eben schöne Stirn auf diese Arme gestützt; er rührte sich nicht."

„Schlief er?"

„Ich glaubte es, trat näher und sagte: „Herr Ferrant, es sind Leute da, die Sie bestellt haben." Er rührte sich nicht. „Herr!" — Keine Antwort. Endlich legte ich die Hand auf seine Achsel; da fuhr er empor, als hätte ihn der Teufel gepackt. Bei der raschen Bewegung fiel ihm die Brille von der Nase und ich sah — Ihr werdet es nicht glauben — "

„Nun, was sahst Du?"

„Thränen."

„Welche Posse!"

„Das ist zu arg."

„Ferrand weinen! Geh!"

„Wenn ich das sehe, glaube ich auch, daß die Maikäfer Trompete blasen."

„Und die Hühner Stiefeln mit Sporen tragen."

„Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, ich weiß, was ich gesehen habe."

„Thränen?"

„Ja, Thränen. — Dann wurde er aber so wüthend, als er sah, daß er in diesem Thränenzustande überrascht worden, daß er eilig seine Brille wieder zurecht setzte und mich anschrie: „Hinaus! hinaus!" — „Aber, Herr," sagte ich. — „Hinaus!" — „Es sind Leute da, die Sie bestellt haben und . . — „Ich habe keine Zeit, sie mögen zum Teufel gehen und Sie mit!" Darauf sprang er wüthend auf, als wenn er mich hinauswerfen wollte; ich wartete dies nicht ab, drückte mich und schickte die Leute fort, die nicht eben zufrieden und vergnügt aussahen — "

Diese interessante Unterhaltung wurde durch den ersten

Schreiber unterbrochen, der geschäftig eintrat; seine Ankunft wurde durch eine allgemeine und laute Bewillkommnung begrüßt und Aller Augen richteten sich mit ungeduldigem Verlangen nach dem Truthahn.

„Ich will Ihnen keinen Vorwurf machen, Herr, aber Sie lassen teufelmäßig lange auf sich warten," sagte Chalamel zu ihm.

„Sehen Sie sich ein anderes Mal besser vor, unser Appetit dürfte sich nicht wieder so beschwichtigen lassen."

„Es ist nicht meine Schuld, ich muß mehr ertragen, als Ihr Euch einbildet. — Auf Ehre, ich glaube, Ferrand ist verrückt."

„Habe ich es Euch nicht gesagt!"

„Das hindert uns aber nicht am Essen — "

„Im Gegentheil — "

„Wir können mit vollem Munde eben so gut reden."

„Besser!" fiel der Laufbursche ein, während Chalamel den Truthahn zerlegte und zu dem ersten Schreiber sagte:

„Warum halten Sie Ferrand für verrückt?"

„Wir waren bereits nicht abgeneigt, ihn für völlig umgewandelt zu halten, als er uns täglich 40 Sous zum Frühstück bewilligte — "

„Ich gestehe, daß mich dies eben so überrascht hat als Euch; es war dies aber nichts, gar nichts gegen das, was eben geschehen ist."

„Ah!"

„Sollte es dem Unglücklichen einfallen, uns alle Tage auf seine Kosten in der besten Restauration zu Mittag essen zu lassen?"

„Dann in das Theater zu schicken?"

„Dann in ein Kaffeehaus, um den Abend mit einem Punsch zu beschließen?"

„Und dann?"

„Scherzt so viel Ihr wollt; der Auftritt, dem ich eben beiwohnte, ist eher schrecklich als spaßhaft — "

„So erzählen Sie den Auftritt — "

„Ja, ja, wir essen zwar," sagte Chalamel, „sind aber dabei ganz Ohr — "

„Und ganz Kinnlade! Ich sehe es kommen: während ich erzähle, kaut Ihr so tapfer als möglich, und wenn ich fertig bin, ist auch der Truthahn verschwunden.— Geduldet Euch, ich spare die Geschichte zum Dessert auf — "

Wir wissen nicht, ob der Stachel des Hungers oder der Neugierde die jungen Leute antrieb, aber sie gingen mit einem so exemplarischen Eifer an das Essen, daß der Augenblick des Erzählens sehr bald kam.

Um von Ferrand nicht überrascht zu werden, wurde der Laufbursche als Vorposten in das anstoßende Zimmer gestellt, nachdem ihm die Beine und das Geripp des Truthahns freigebig zuerkannt worden waren.

Der erste Schreiber sagte dann zu seinen Collegen:

„Zuerst müßt Ihr wissen, daß der Portier seit einigen Tagen um die Gesundheit Ferrand's besorgt war; da der gute Mann bis spät in die Nacht aufbleibt, so hatte er Ferrand mehrmals in der Nacht in den Garten gehen und trotz der Kälte oder dem Regen dort mit großen Schritten auf und ab wandeln sehen. — Einmal wagte er es, aus seiner Stube herauszutreten und seinen Herrn zu fragen, ob er etwas bedürfe? — Ferrand schickte ihn aber in einem Tone zu Bett, daß der Portier sich seitdem ganz ruhig verhalten hat und noch ruhig verhält, sobald er den Herrn in den Garten hinunter gehen hört, was fast alle Nächte geschieht, das Wetter mag sein wie es will — "

„Ist Ferrand vielleicht mondsüchtig?"

„Das dürfte nicht wahrscheinlich sein, aber eine große innere Unruhe verrathen solche nächtliche Wanderungen.— Ich komme zu meiner Geschichte. — Ich ging eben in das Cabinet Ferrand's, um ihn Einiges unterschreiben zu lassen; in dem Augenblicke, als ich die Hand an das Thürschloß legte, war es mir, als hörte ich sprechen; ich blieb stehen und vernahm deutlich ein paarmal ein dumpfes Aufschreien, wie erstickte Klagetöne. Nachdem ich einige Augenblicke ge-

zögert hatte, machte ich doch die Thüre auf, da ich wahrhaftig ein Unglück fürchtete — ''

,,Nun?''

,,Was sah ich? — Ferrand auf den Dielen auf den Knien — ''

,,Auf den Knien?''

,,Auf den Dielen?''

,,Ja, auf den Dielen kniend, die Stirn auf die Hände und die Elnbogen auf einen seiner alten Stühle gestützt—''

,,Sind wir nicht dumm! Darüber brauchen wir uns doch gar nicht zu verwundern. Er ist ja ein Betbruder und wird ein Extragebet verrichtet haben — ''

,,Es mag jedenfalls ein närrisches Gebet gewesen sein. Man hörte nur halbersticktes Aechzen, bisweilen aber murmelte er zwischen den Zähnen: ,,Mein Gott! . . . — mein Gott! . . . mein Gott!'' — wie in der gräßlichsten Verzweiflung. — Als ich das sah, wußte ich wahrhaftig nicht, ob ich bleiben oder wieder gehen sollte — ''

,,Das wäre meine Ansicht auch gewesen.''

,,Ich blieb — in großer Verlegenheit, als Ferrand sich plötzlich aufrichtete und sich umdrehete; er hatte ein altes carrirtes Taschentuch zwischen den Zähnen; seine Brille lag auf dem Stuhle. — Nein, meine Herren, ich habe in meinem Leben kein solches Gesicht gesehen. — Ich prallte auf Ehre! zurück und er — ''

,,Packte Sie an der Kehle?''

,,Fehlgeschossen! Anfangs sah er mich verstört an, dann ließ er das Taschentuch fallen, das er zernagt und zerbissen hatte, warf sich in meine Arme und rief aus: ,,Ach, ich bin sehr unglücklich!''

,,Welche Posse!''

,,Welche Posse? Trotz seinem Todtenkopfgesichte war seine Stimme, als er das sagte, so herzzerreißend, fast sanft — ''

,,Sanft? Gehen Sie! Eine Nachtwächterschnurre, die

Stimme einer heisern Eule ist die lieblichste Musik gegen die Stimme des Notars — "

„Wohl möglich, in diesem Augenblicke war sie aber so klagend, daß ich fast gerührt wurde, um so mehr, da Ferrand bekanntlich für gewöhnlich gar nicht mittheilend ist. — „Herr Ferrand," sagte ich, „glauben Sie, daß . . . —"

„Laß mich! laß mich!" unterbrach er mich; „ach, es erleichtert, Jemandem sagen zu können, daß man leidet." Er hielt mich offenbar für eine andere Person."

„Er nannte Sie Du? Dann sind Sie uns zwei Flaschen Bordeaux schuldig:

„Wenn der Herr Sie Du genannt,
Müssen Wein Sie geben."

Das sagt das Sprichwort, das ist heilig; denn die Sprichwörter sind die Weisheit der Nationen."

„Lassen Sie Ihre Witze, Chalamel. — Sie sehen ein, meine Herren, daß ich, sobald ich mich von dem Herrn Du nennen hörte, sogleich begriff, er halte mich für einen Andern oder habe das hitzige Fieber. — Ich machte mich von ihm los und sagte: „Herr Ferrand, beruhigen Sie sich, beruhigen Sie sich, — ich bin es." — Da sah er mich ganz verblüfft an. „He!" antwortete er; „was giebt es? Wer ist da? Was wollen Sie?" und er strich bei jeder Frage mit der Hand über die Stirn, als wollte er eine Wolke vertreiben, welche seine Gedanken verdunkelte."

„Was mag der Notar haben?"

„Ich weiß es wahrhaftig nicht, soviel ist aber gewiß, daß es aus einem ganz andern Tone ging, als er seine Kaltblütigkeit wieder erlangt hatte; er kniff die Augenbrauen schrecklich zusammen und sagte polternd zu mir, ohne mir zu einer Antwort Zeit zu lassen: „Was suchen Sie hier? Waren Sie schon lange hier? . . . Kann ich nicht einmal in meinem Zimmer vor Spionen sicher sein? Was habe ich gesagt? Was haben Sie gehört? Antworten Sie! Antworten Sie!" Er sah so schrecklich aus, als ich erwiederte: „Ich habe nichts gehört, — ich bin eben erst hereingekom-

men.“ — Sie hintergehen mich nicht?“ — „Nein, Herr Ferrand.“ — „Was wollen Sie?“ — „Sie um Ihre Unterschrift bitten.“ — „Geben Sie her.“ Und er fängt an zu unterschreiben, zu unterschreiben, ohne etwas zu lesen, während er sonst seinen Namen nicht unterzeichnete, ehe er Alles, Buchstabe für Buchstabe zwei Mal vom Anfange bis zu Ende durchgesehen hatte. Ich bemerkte, daß seine Hand bisweilen mitten im Schreiben inne hielt, als wenn er sich aus seinen Gedanken nicht herausreißen könnte, dann schrieb er rasch, rasch, wie krampfhaft weiter. — Nachdem Alles unterzeichnet war, hieß er mich gehen und ich hörte ihn auf der kleinen Treppe hinuntergehen, die aus seinem Cabinet in den Hof führt.“

„Ich komme immer wieder darauf zurück: was kann er haben?“

„Vielleicht grämt er sich über den Tod der Mad. Seraphin so sehr.“

„Ach ja, er sich über Jemanden grämen!“

„Es fällt mir auch ein, daß der Portier sagte, der Geistliche und dessen Vicar wären mehrmals dagewesen, um Ferrand zu besuchen, aber stets abgewiesen worden. — Das ist auch wunderbar!“

„Ich für meinen Theil möchte wissen, was der Tischler und Schlosser in dem Hause hinten gearbeitet haben.“

„Ja, sie waren drei ganze Tage beschäftigt.“

„Und dann brachte man eines Abends Meubles.“

„Vielleicht thut es ihm leid, daß er Germain einsperren ließ.“

„Ihm leid thun? Dazu ist er zu hart gesotten.“

„Der arme Germain wird schöne neue Gesellschaft erhalten haben.“

„Wie so?“

„Ich las in der Gazette des Tribunaux, man habe die Räuber- und Mörderbande, welche in den elysäischen Feldern in einem der unterirdischen Wirthshäuser verhaftet worden ist — “

„Das sind wahre Höhlen!“

„Man habe, sage ich, diese Bande nach La Force gebracht.“

„Eine schöne Gesellschaft für den armen Germain!“

„Louise Morel wird auch ihren Antheil davon bekommen haben, denn es soll sich unter der Bande eine ganze Familie von Dieben und Mördern befunden haben, Vater und Sohn, Mutter und Tochter.“

„Dann schickt man die Frauenzimmer nach St. Lazarus, wo Louise ist.“

„Vielleicht hat auch einer von dieser Bande die Gräfin ermordet, welche bei dem Observatorium wohnt, eine Clientin Ferrand's. — Wie oft hat er mich zu der Gräfin geschickt, um sich nach ihrem Befinden erkundigen zu lassen! Er scheint sich sehr dafür zu interessiren. — Noch gestern trug er mir auf, zu ihr zu gehen.“

„Nun?“

„Es ist immer gleich: einen Tag hat man Hoffnung, den andern ist sie aufgegeben und man weiß nicht, ob sie den Tag überleben wird; vorgestern verzweifelte man, gestern hieß es, es zeige sich ein wenig Hoffnung. — Schlimm ist es freilich, da sie ein hitziges Fieber dabei hat.“

„Konntest Du in das Haus hineingehen und den Ort sehen, wo die That geschehen ist?“

„Oh ja, — ich durfte nicht weiter als an das große Thor gehen, und der Portier scheint auch nicht zu denen zu gehören, die mehr reden, als gerade sein muß.“

„Der Herr kommt die Treppe herauf!“ rief der Laufbursche in die Schreibstube hinein, indem er gleich darauf, das Truthahngeripp in der Hand, selbst erschien.

„Die jungen Leute kehrten eilig zu ihren verschiedenen Plätzen zurück und fingen an eifrig zu schreiben, während der Laufbursche momentan das Truthahngerippe in einen großen Pappenkasten legte.

Jacob Ferrand erschien wirklich.

Seine mit Grau vermischten rothen Haare, die unter

der schwarzen seidenen Mütze hervordrangen, fielen ordnungslos an jeder Seite der Schläfe herunter; einige Adern am Kopfe schienen bis zum Bersten mit Blut gefüllt zu sein, während sein eingefallenes Gesicht bleich war. Den Ausdruck seiner Augen konnte man der großen grünen Brillengläser wegen nicht sehen, aber die gewaltige Veränderung in den Zügen dieses Mannes verrieth die Zerstörungen einer verzehrenden Leidenschaft.

Er schritt langsam durch die Schreibstube, ohne ein Wort zu seinen Schreibern zu sagen, ja ohne, wie es schien, zu bemerken, daß sie da wären, ging in das Zimmer hinein, in welchem sich der erste Schreiber befand, durch dieses auch hindurch, wie durch sein Cabinet, und unmittelbar auf der kleinen Treppe wieder hinunter, die in den Hof führte.

Da Ferrand alle Thüren hinter sich offen ließ, so konnten die Schreiber sich mit vollem Recht über ihren Herrn wundern, der auf der einen Treppe heraufgekommen und auf einer andern wieder hinuntergegangen war, ohne in einem der Zimmer stehen zu bleiben, durch die er maschinenartig schritt.

XV.

Du sollst nicht begehren...

Es ist Nacht.

Die tiefe Stille, welche in dem von Jacob Ferrand bewohnten Hause herrscht, wird von Zeit zu Zeit durch das Geheul des Windes und das Plätschern des Regens unterbrochen, der in Strömen herunterfällt.

Diese schauerlichen Töne scheinen die Oede dieser Wohnung noch vollständiger zu machen.

In einem sehr bequem und ganz neu meublirten, mit weichen Teppichen belegten Schlafzimmer im ersten Stock steht eine junge Frau vor einem Kamine, in welchem ein lustiges Feuer flackert.

In der Mitte der sorgfältig verriegelten Thüre dem Bette gegenüber bemerkt man seltsamer Weise ein kleines fünf bis sechs Zoll im Quadrat haltendes Thürchen, das von außen geöffnet werden kann.

Eine Lampe verbreitet ein mattes Licht in dem Zimmer, das mit rothen Papiertapeten ausgeschlagen ist; die Bett- und Fenstervorhänge, sowie der Ueberzug des großen Sopha's sind von gleichfarbigem Damast, Seide und Wolle.

Wir erwähnen diese Einzelnheiten eines gewissen Luxus, der seit Kurzem in die Wohnung des Notars gekommen ist, weil dieser halbe Luxus eine vollständige Umwandlung in der Lebensweise Ferrand's anzeigt, der bis dahin schmutzig geizig war, und um Gemächlichkeit und Bequemlichkeit sich gar nicht kümmerte.

Die junge Frau in diesem Schlafzimmer ist Cecily, und wir wollen sie zu schildern versuchen.

Die hoch und schlank gewachsene Creolin steht in der vollsten Blüthe ihres Alters. Die Entwickelung ihrer schönen Schultern und ihrer breiten Hüften giebt ihrer runden Taille ein so wunderbar schmächtiges Aussehen, daß man glauben sollte, Cecily könnte ihr Halsband als Gürtel brauchen.

Ihr eben so einfacher, wie niedlicher und reizender elsässischer Anzug ist von etwas seltsamem Geschmack, einigermaßen theatralisch und vollkommen für die Wirkung geeignet, die sie hervorbringen wollte.

Ihr auf der vollen Brust halb offener, vorn weit heruntergehender schwarzer Casimir-Spencer mit engen Aermeln und glattem Rücken ist auf den Nähten leicht mit rother Wolle gestickt und mit einer Reihe kleiner Knöpfe besetzt. Ein kurzer orange Merino-Rock, der außerordentlich weit zu sein scheint, ob er gleich dicht an den üppigen Formen sich anschmiegt, läßt halb das reizende Bein der Creolin und die rothen Strümpfe mit blauen Zwickeln sehen, wie man es bei den alten niederländischen Malern bemerkt, welche die Strumpfbänder ihrer kräftigen Heldinnen so gern zeigen.

Nie hat ein Künstler ein so schön geformtes Bein erdacht, wie das Cecily's; kräftig und dünn unter der runden Wade, endigt es in einem niedlichen Fuß, den ein ganz kleiner Schuh von schwarzem Maroquin mit silberner Schnalle festhält.

Cecily steht, etwas in die linke Hüfte eingesunken, vor dem Spiegel über dem Kamine. Der Ausschnitt ihres Spencers läßt ihren zierlichen, vollen, blendend weißen Hals sehen.

Die Creolin nimmt ihre kirschrothe Sammetmütze ab, um sie durch ein Tuch zu ersetzen, und enthüllt so ihr dichtes prächtiges blauschwarzes Haar, das, in der Mitte der Stirn gescheitelt und von Natur gelockt, nur bis auf das „Venus-Halsband" herabfällt, das den Hals mit den Achseln verbindet.

Man muß den unnachahmlichen Geschmack kennen, mit welchem die Creolinnen jene hellfarbigen seidenen Tücher um ihren Kopf zu winden wissen, um sich eine Vorstellung von dem Nachtkopfputze Cecily's und von dem reizenden Contraste zwischen diesem Gewebe in Purpur, Blau und Orange und dem schwarzen Haare machen zu können, das unter der dichten Falte des Tuches hervorquillt und mit seinen tausend Locken ihre bleichen, aber vollen und festen Wangen umhüllt.

Sie hält die beiden runden Arme über den Kopf und ist eben beschäftiget, mit ihren zarten Fingern eine große Rosette tief unten an der linken Seite, fast am Ohre, zu binden.

Die Züge Cecily's gehören zu denen, welche man nie vergißt.

Die kühne, etwas vorstehende Stirn wölbt sich über ihrem vollkommen ovalen Gesicht; ihr Teint ist matt weiß und hat die Atlasfrische eines Camelienblattes, das fast unmerklich durch einen Sonnenstrahl übergoldet wird; ihre fast übergroßen Augen besitzen einen eigenthümlichen Ausdruck, denn das glänzende Schwarz derselben läßt kaum an

den beiden Winkeln der Lider mit langen Wimpern das bläuliche durchsichtige Weiß des Augapfels sehen; ihr Kinn tritt scharf hervor; die feine gerade Nase endiget in zwei beweglichen Löchern, die sich bei der geringsten Aufregung ausdehnen, und ihr kecker verliebter Mund ist lebhaft roth gefärbt.

Man denke sich dieses farblose Gesicht mit den funkelnden ganz schwarzen Augen und den beiden feuchten, glatten, rothen Lippen, die wie Korallen glänzen.

Die Creolin, schlank und doch fleischig, kräftig und geschmeidig wie ein Panther, war der wahre Typus der glühenden Sinnlichkeit, die nur in dem Sonnenbrand der Tropen sich entzünden kann.

Jedermann hat von jenen für die Europäer fast *tödtlichen* farbigen Mädchen, von jenen zauberischen Vampyren gehört, welche ihr Opfer mit schrecklicher Wonne berauschen, ihm den letzten Tropfen Geld und Blut aussaugen und ihm, wie man dort bezeichnend genug sagt, nur seine *Thränen zum Tranke, sein Herz zum Nagen* übrig lassen.

So war auch Cecily.

Nur hatten sich ihre Instincte, weil sie durch die wirkliche Liebe zu David eine Zeitlang festgebannt gehalten gewesen, erst in Europa entwickelt, und waren durch die *Civilisation* und den climatischen Einfluß des Nordens in ihrem Ungestüm gemäßigt, in ihrer Aeußerung modificirt worden.

Statt sich gewaltsam auf ihre Beute zu stürzen und, wie ihresgleichen, nur daran zu denken, ein Leben und ein Vermögen so bald als möglich zu zerrütten oder zu vernichten, begann Cecily damit, daß sie ihren magnetischen Blick auf ihre Opfer heftete und sie allmälig in den glühenden Wirbel zog, der von ihr auszuströmen schien; sah sie dann, daß sie keuchten, von den Qualen eines ungestillten Verlangens gemartert wurden, so verlängerte sie gern durch raffinirte Koketterie ihren glühenden Wahnsinn, bis sie zu

ihrem ursprünglichen Instincte zurückkehrte und sie in ihren mörderischen Umarmungen aufrieb.

Das war noch schrecklicher.

Der hungerige Tiger, der sich auf seine Beute stürzt, sie fortschleppt und brüllend zerreißt, erregt geringeres Grauen und Entsetzen als die Schlange, die still und schweigend ihren Zauber übt, die Beute allmälig an sich zieht, sie mit ihren unentwirrbaren Ringeln umschlingt, sie darin langsam zermalmt, sie unter ihren trägen Bissen zittern fühlt und sich eben so sehr an den Schmerzen wie an dem Blute ihres Opfers zu weiden scheint.

Cecily konnte, wie wir erwähnt haben, nachdem sie kaum in Deutschland angekommen, und zuerst durch einen völlig sittenlosen Menschen verführt worden war, ohne daß es David wußte, der sie verblendet vergötterte, eine Zeitlang ihre gefährlichen Verführungskünste entfalten und ausüben; bald aber kamen ihre ärgerlichen Abenteuer an den Tag, man machte schreckliche Entdeckungen, und die Frau mußte zu lebenslänglichem Gefängnisse verurtheilt werden.

Man denke sich dazu einen schlauen, gewandten, einschmeichelnden Geist, einen so wunderbaren Verstand, daß sie binnen einem Jahre mit der größten Geläufigkeit, bisweilen selbst mit einer natürlichen Beredtsamkeit deutsch und französisch zu sprechen gelernt hatte. — Man denke sich eine Sittenlosigkeit gleich jener der königlichen Courtisanen des alten Roms, eine allen Prüfungen trotzende Kühnheit und teuflische Bosheit, und man wird sich ungefähr ein Bild von der neuen Magd Jacob Ferrand's machen können, von dem entschlossenen Weibe, das sich in die Höhle des Wolfes hineingewagt hatte.

Eine seltsame Anomalie aber bleibt es, daß Cecily, als ihr durch den Baron von Graun die herausfordernde und platonische Rolle zugetheilt worden war, welche sie bei dem Notar spielen sollte, als sie erfahren, zu welchem Rachezwecke ihre Lockungen dienen sollten, bereitwillig versprochen hatte, ihre Rolle con amore oder vielmehr mit schrecklichem

Hasse gegen Jacob Ferrand durchzuführen, mit Haß, denn die schändlichen Gewaltthaten gegen Louise hatten sie wirklich empört, und man mußte ihr von denselben erzählen, damit sie vor den heuchlerischen Versuchen des Unmenschen auf ihrer Hut sein konnte.

Ueber den Letztern sind hier einige rückblickende Worte nöthig.

Als Cecily ihm durch die Frau Pipelet als Waise vorgestellt worden war, auf die sie sich kein Recht, keine Beaufsichtigung vorbehalten wollte, hatte sich der Notar vielleicht noch weniger durch die Schönheit der Creolin ergriffen, als durch deren unwiderstehlichen Blick gefesselt gefühlt, durch den Blick, der schon bei dem ersten Sehen das Feuer in den Sinnen des Notars entzündet und seinen Verstand verwirrt hatte.

Wir haben es schon bei Gelegenheit der unsinnigen Frechheit einiger seiner Worte in dem Gespräche mit der Herzogin von Lucenay ausgesprochen, — dieser gewöhnlich sich so ganz beherrschende, so ruhige, so schlaue Mann vergaß die kalte Berechnung seiner Verstellungskunst, sobald der Dämon der Lüsternheit seine Gedanken verdüsterte.

Uebrigens hatte ihn nichts gegen die Schutzempfohlene der Frau Pipelet mißtrauisch machen können.

Madame Seraphin hatte nach ihrer Besprechung mit der Pipelet ihrem Herrn an die Stelle Louisens ein junges, fast von der ganzen Welt verlassenes Mädchen empfohlen, für die sie bürgte. — Der Notar war sogleich darauf eingegangen, weil er hoffte, ungestraft die schutzlose und precaire Stellung seiner neuen Magd mißbrauchen zu können.

Jacob Ferrand war endlich keineswegs zum Mißtrauen geneigt, und fand in dem Gange der Ereignisse neue Sicherheitsgründe.

Alles entsprach seinen Wünschen.

Der Tod der Madame Seraphin befreite ihn von einer gefährlichen Mitschuldigen.

Der Tod der Marien-Blume (er hielt sie für todt) be-

ihrite ihn von dem lebendigen Beweise eines seiner ersten Verbrechen.

Wegen des Todes der Eule endlich und der unerwarteten Ermordung der Gräfin Mac Gregor (deren Zustand hoffnungslos war) brauchte er diese beiden Frauen nicht mehr zu fürchten, deren Ausplauderungen und Verfolgungen ihm hätten verderblich werden können —

Wir wiederholen es, kein Mißtrauen hielt in dem Geiste Ferrand's dem plötzlichen und unwiderstehlichen Eindrucke, welchen Cecily auf ihn gemacht hatte, das Gegengewicht und er ergriff deshalb mit Eifer die Gelegenheit, die angebliche Nichte der Frau Pipelet in seine Wohnung zu ziehen.

Da nun der Charakter, die Lebensweise und frühere Geschichte Ferrand's bekannt sind, da man die reizende Schönheit der Creolin, wie wir sie zu schildern versucht haben, zugeben wird, so wird man nach einigen andern Thatsachen, die wir weiter unten auseinandersetzen, die plötzliche und grenzenlose Leidenschaft für die verführerische und gefährliche Cecily leicht begreiflich finden.

Dann darf man auch nicht vergessen, daß die Frauen wie Cecily, wenn sie auch Männern von feinem Gefühl und gereinigtem Geschmacke nur Widerwillen und Abneigung einflößen, eine zauberische Allgewalt auf die rohsinnlichen Männer wie Jacob Ferrand ausüben.

Sie errathen diese Frauen auf den ersten Blick und wünschen sie zu besitzen; eine unwiderstehliche Gewalt zieht sie zu denselben hin, und bald sehen sie sich durch geheimnißvolle Wahlverwandtschaft, durch ohne Zweifel magnetische Sympathien unlöslich zu den Füßen ihres Ideals gefesselt, denn nur sie, jene Frauen, vermögen die Flammen zu löschen, die sie entzünden.

Ein gerechtes rächendes Schicksal zog also den Notar zu der Creolin hin. Es begann für ihn eine schreckliche Prüfungszeit.

Eine wilde Sinnenlust hatte ihn so weit gebracht, daß

er sich Gewaltthätigkeiten erlaubte, mit unerbittlicher Gier eine arme ehrliche Familie verfolgte, sie in Armuth, Wahnsinn und Tod stürzte —

Die Lüsternheit sollte die fürchterliche Strafe dieses großen Sünders werden. Man kann wohl sagen: gewisse unnatürliche Leidenschaften tragen, wie zur Ausgleichung, ihre Strafe in sich.

Eine edle Liebe kann, selbst wenn sie nicht glücklich ist, Trost finden in der Freundschaft, in der Achtung, die ein der Liebe werthes Weib stets gewährt, wenn sie nicht lieben kann. Beruhiget diese Entschädigung den Kummer des unglücklich Liebenden nicht, ist seine Verzweiflung unheilbar wie seine Liebe, so kann er diese hoffnungslose Liebe doch wenigstens gestehen, ja sich ihrer rühmen.

Welche Entschädigung aber ist jener Sinnengluth zu bieten, welche der materielle Reiz bis zum Wahnsinn treibt? denn dieser materielle Reiz ist für sinnliche Naturen ebenso unwiderstehlich wie der geistige Reiz für edle Seelen.

Nein, die ernste Leidenschaft des Herzens ist nicht die einzige plötzliche, blinde, ausschließliche, die einzige, welche alle Gedanken und Fähigkeiten auf die auserwählte Person concentrirt, jede andere Neigung unmöglich macht und über ein ganzes Geschick entscheidet.

Die physische Leidenschaft kann, wie es bei Jacob Ferrand geschah, ebenfalls eine unglaubliche Stärke erreichen, und es wiederholen sich dann alle Erscheinungen, welche in geistiger Hinsicht die unwiderstehliche, einzige Liebe charakterisiren.

— — — — — — — — — — — —

Obgleich Jacob Ferrand nie glücklich werden sollte, so hatte die Creolin sich doch wohl gehütet, ihm alle Hoffnung zu benehmen; aber die in der Ferne liegende ungewisse Hoffnung, mit welcher sie ihn lockte, hing von so vielen Launen ab, daß sie eine Qual mehr für ihn wurde und ihn nur um so fester an die glühende Kette schmiedete, welche er trug.

Wenn man sich wundert, daß ein Mann von solcher

Kraft und Kühnheit nicht bereits zur List oder Gewalt gegriffen hatte, um den berechneten Widerstand Cecily's zu beseitigen, so vergißt man, daß Cecily keineswegs eine zweite Louise war. Uebrigens hatte sie gleich am zweiten Tage nach ihrem Erscheinen in dem Hause des Notars eine ganz andere Rolle gespielt als die, durch welche sie sich bei ihrem Herrn eingeführt.

Die Creolin, welche durch den Baron von Graun das Schicksal Louisens erfahren hatte und wußte, durch welche schändliche Mittel die unglückliche Tochter Morel's die Beute des Notars geworden war, hatte bei ihrem Eintritte in dieses öde Haus treffliche Vorsichtsmaßregeln ergriffen, um ihre erste Nacht in völliger Sicherheit zu verbringen.

Gleich am Abende ihrer Ankunft, als sie allein mit Jacob Ferrand war, der, um sie nicht zu erschrecken, sie kaum ansah, und ihr barsch gebot, zu Bett zu gehen, hatte sie ihm naiv gestanden, sie fürchte sich in der Nacht sehr vor Spitzbuben, aber sie sei stark, entschlossen und bereit, sich zu vertheidigen.

„Womit?" fragte Jacob Ferrand.

„Da —," antwortete die Creolin, indem sie einen kleinen Dolch hervorzog, dessen Anblick den Notar zum Nachdenken zwang.

Da er jedoch überzeugt war, seine neue Magd fürchte sich eben nur vor Dieben, so führte er sie in ihre Kammer, — in die Louisens. Nachdem Cecily dieselbe gemustert hatte, sagte sie zitternd und mit niedergeschlagenen Augen, sie würde wegen ihrer Furcht die Nacht auf einem Stuhle verbringen, weil sie an der Thüre weder Schloß noch Riegel sehe.

Jacob Ferrand, der bereits vollständig in ihren Zauberbanden lag, aber ihr Mißtrauen nicht wecken wollte, um nichts zu verderben, sagte in mürrischem Tone, sie sei eine Närrin, versprach aber, am andern Tage einen Riegel an die Thüre machen zu lassen.

Die Creolin legte sich wirklich nicht nieder.

Früh ging der Notar zu ihr hinauf, um sie in ihre eigentlichen Arbeiten einzuführen. Er hatte sich vorgenommen, in den ersten Tagen eine heuchlerische Zurückhaltung der neuen Magd gegenüber zu bewahren, um sie sicher zu machen; ihre Schönheit aber, die im Tageslichte noch glänzender erschien, machte einen so gewaltigen Eindruck auf ihn, daß er, durch seine begehrlichen Wünsche geblendet, einige Schmeicheleien über den Wuchs und die Schönheit Cecily's stammelte.

Diese hatte mit ihrem seltenen Scharfblicke nach dem ersten Zusammensein mit dem Notar erkannt, daß er bereits völlig in ihren Zauberkreis gebannt sei, und als er ihr seine Liebe gestand, glaubte sie plötzlich ihre erheuchelte Schüchternheit ablegen zu müssen und, wie wir bereits erwähnt haben, eine andere Rolle zu beginnen. Die Creolin nahm plötzlich eine kecke herausfordernde Miene an.

Als Jacob Ferrand von neuem die Schönheit des Gesichtes und den verführerischen Wuchs seiner neuen Dienerin pries, sagte Cecily entschlossen zu ihm:

„Sehen Sie mich gerade an. — Sehe ich wie eine Magd aus, ob ich gleich als elsässisches Bauermädchen gekleidet bin?"

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Betrachten Sie diese Hand. — Ist sie an harte Arbeit gewöhnt?"

Und sie zeigte eine weiße reizende Hand mit zarten feinen Fingern und rosenfarbenen achatglatten Nägeln, deren etwas dunkeler Hof das gemischte Blut verrieth.

„Und dieser Fuß? Ist das der Fuß einer Magd?"

Und sie streckte einen entzückenden kleinen niedlich beschuheten Fuß vor, den der Notar noch nicht bemerkt hatte und von dem er jetzt die Augen nur abwendete, um erstaunt Cecily anzublicken.

„Ich habe meiner Tante Pipelet gesagt, was mir gefiel; sie kennt mein früheres Leben nicht, konnte also glauben, ich sei durch den Tod meiner Eltern in eine solche

Lage gebracht, konnte mich für eine Magd halten; Sie aber sind hoffentlich zu scharfsichtig, als daß Sie ihren Irrthum theilten, lieber Herr."

„Und wer sind Sie?" fragte Jacob Ferrand, über diese Worte mehr und mehr verwundert.

„Das ist mein Geheimniß. Aus mir bekannten Gründen mußte ich Deutschland in diesem Bauermädchenanzuge verlassen und wollte eine Zeitlang so geheim als möglich in Paris verborgen bleiben. Meine Tante, die mich für sehr arm hielt, machte mir den Vorschlag, mich zu Ihnen zu bringen; man erzählte von dem einsamen Leben, das man in Ihrem Hause führen müsse, und kündigte mir an, ich würde dasselbe nie verlassen dürfen. Ich nahm den Antrag sofort an. Meine Tante kam, ohne es zu wissen, meinem innigsten Wunsche entgegen. Wer konnte mich hier suchen oder finden?"

„Sie verbergen sich? Was haben Sie gethan, daß Sie sich verbergen müssen?"

„Vielleicht beging ich angenehme Sünden, — aber das ist auch mein Geheimniß."

„Und was beabsichtigen Sie nun?"

„Noch immer dasselbe. — Ohne Ihre bedeutungsvollen Complimente über meinen Wuchs und meine Schönheit würde ich Ihnen dieses Geständniß vielleicht nicht abgelegt haben, das mir Ihr scharfer Blick aber früher oder später doch abgelockt hätte. Hören Sie mich also an, lieber Herr; ich habe für den Augenblick den Stand oder vielmehr die Rolle einer Magd angenommen; die Umstände nöthigen mich dazu und ich werde den Muth haben, diese Rolle bis zu Ende durchzuführen, werde alle Folgen tragen und Ihnen mit Eifer, Fleiß und Achtung dienen, um meine Stelle zu behalten, d. h. ein sicheres unbekanntes Versteck. Bei dem geringsten galanten Worte aber, bei der geringsten Freiheit, die Sie sich gegen mich erlauben, verlasse ich Sie, — nicht aus Prüderie, denn ich glaube, nichts verräth Prüderie an mir —"

Und sie warf einen Blick voll sinnlicher Electricität bis in die Tiefe der Seele des Notars, der zusammenzuckte.

„Nein, ich bin nicht prüde," fuhr sie mit einem herausfordernden Lächeln fort, das ihre blendend weißen Zähne sehen ließ; „Gott weiß es, wenn die Liebe mich erfaßt, sind die Bacchantinnen Heilige neben mir. — Aber seien Sie gerecht und Sie werden gestehen, daß Ihre unwürdige Magd nichts weiter verlangen kann, als redlich ihre Dienstarbeiten zu verrichten. Jetzt kennen Sie mein Geheimniß oder wenigstens einen Theil meines Geheimnisses; wollen Sie vielleicht als galanter Mann handeln? Halten Sie mich vielleicht für zu schön, als daß ich Sie bedienen könnte? Wünschen Sie die Rolle zu tauschen, mein Sclave zu werden? Offen gestanden, ich würde das vorziehen, — aber immer unter der Bedingung, daß ich nie das Haus verließe und daß Sie eine nur väterliche Aufmerksamkeit gegen mich hätten, was Sie nicht hindern kann, mir zu sagen, daß Sie mich hübsch finden; das würde der Lohn für Ihre Hingebung und Ihre Verschwiegenheit sein —"

„Der einzige? Der einzige?" fragte Jacob Ferrand stammelnd.

„Der einzige, — die Einsamkeit und der Teufel müßten mich denn um den Verstand bringen, was unmöglich ist, denn Sie werden mir Gesellschaft leisten und als frommer Mann den Teufel vertreiben. Nun, lassen Sie hören, entschließen Sie sich; nur keine Stellung halb so und halb so; entweder ich diene Ihnen oder Sie dienen mir, — sonst verlasse ich Ihr Haus und bitte meine Tante, mir eine andere Stelle zu suchen. Was ich Ihnen da sage, wird Ihnen seltsam vorkommen; möglich: aber wenn Sie mich für eine Abenteuererin ohne Existenzmittel halten, so irren Sie sich. — Damit meine Tante, ohne es zu wissen, meine Mitschuldige wurde, ließ ich sie in dem Glauben, ich sei so arm, daß ich mir nicht einmal andere Kleidungsstücke kaufen könne; — ich habe aber, wie Sie da sehen, eine wohlgespickte Börse; auf der einen Seite Gold, auf der

anderen Juwelen — (und Cecily zeigte dem Notar eine lange rothseidene Börse voll Gold, durch die man auch einige Edelsteine blitzen sah). Leider würde mir alles Geld in der Welt keinen so sichern Zufluchtsort verschaffen als Ihr Haus. — Nehmen Sie also das eine oder andere meiner Anerbieten an, — Sie werden mir eine Gefälligkeit erweisen. — Sie sehen, ich ergebe mich Ihnen fast auf Gnade und Ungnade, denn wenn ich Ihnen sage, daß ich mich verberge, so ist es so gut als sagte ich, man suche mich. Aber ich bin überzeugt, daß Sie mich nicht verrathen werden, selbst wenn Sie wüßten, wie Sie mich verrathen könnten —"

Dieses romanhafte Geständniß, dieser plötzliche Rollenwechsel verwirrte Ferrand ganz und gar.

Wer war dies Weib? Warum verbarg sie sich? Hatte wirklich blos der Zufall sie zu ihm geführt?

Wenn sie dagegen in einer geheimen Absicht gekommen war, worin bestand diese Absicht?

Unter allen Vermuthungen, welche dieses seltsame Abenteuer in dem Geiste des Notars hervorrief, konnte der wirkliche Beweggrund der Anwesenheit der Creolin in seinem Hause ihm nicht in den Sinn kommen. Er hatte keine andern Feinde, er glaubte es wenigstens, als die Opfer seiner Lüsternheit und Habsucht und alle diese befanden sich in so trübseligen Lagen oder in solcher Noth, daß er sie unmöglich für fähig halten konnte, ihm eine Schlinge zu legen, in welcher Cecily als Lockmittel dienen sollte.

Und in welcher Absicht hätte man ihm diese Schlinge legen sollen?

Nein, die plötzliche Umwandlung Cecily's erregte in Ferrand nur eine Besorgniß; er glaubte, Cecily sei vielleicht, wenn sie die Wahrheit nicht sage, eine Abenteuererin, die ihn für reich halte, sich in sein Haus eingeführt habe, um ihn zu hintergehen, zu benutzen, sich vielleicht von ihm heirathen zu lassen.

Obgleich aber sein Geiz und seine Habsucht sich gegen

diese Idee sträubten, so bemerkte er doch schaudernd, daß diese Muthmaßungen, diese Gedanken zu spät kämen, denn mit einem Worte konnte er ja sein Mißtrauen beruhigen, wenn er die Schöne aus seinem Hause wies.

Er sprach dieses Wort nicht aus.

Kaum vermochten sogar diese Gedanken ihn einige Augenblicke der glühenden Aufregung zu entfremden, in welche ihn das schöne, so sinnlich-schöne Weib versetzte. — Er fühlte sich überdies seit dem vorigen Tage durch einen Zauber gebannt, beherrscht.

Er liebte bereits, nach seiner Art, wie wahnsinnig.

Der Gedanke, daß das reizende Weib sein Haus verlasse, kam ihm bereits unerträglich vor; schon fühlte er die Folterpein einer wüthigen Eifersucht, wenn er sich einbildete, Cecily könne Andern die Wonne gewähren, die sie ihm vielleicht ewig versage, und es war ihm eine Art Trost, sich sagen zu können:

„So lange sie in meinem Hause ist, wird sie kein Anderer besitzen."

Die kühne Sprache dieses Weibes, das Feuer ihrer Blicke, die herausfordernde Freiheit in ihrem Benehmen zeigten ihm deutlich genug, daß sie, wie sie sich ausdrückte, nicht prüde sei. Diese Ueberzeugung, welche dem Notar einige Hoffnung gewährte, sicherte die Herrschaft Cecily's noch mehr.

Mit einem Worte, die Lüsternheit Ferrand's erstickte die Stimme des kalten Verstandes und er überließ sich blindlings dem Strome seiner aufgeregten Begierden, der ihn mit fortriß.

— — — — — — — — — — — —

Es wurde beschlossen, daß Cecily nur scheinbar seine Magd sein sollte; auf diese Weise würde es kein Aergerniß geben; auch wollte er, um die Sicherheit seines G a st e s noch mehr zu erhöhen, keine andere Magd nehmen, vielmehr selbst sie und sich bedienen; ein Speisewirth in der Nähe sollte das Essen bringen, er wollte das Frühstück

seiner Schreiber mit Geld bezahlen und der Portier sollte das Reinigen der Schreibstube übernehmen. Endlich übernahm es der Notar, ein Zimmer im ersten Stock so bald als möglich ganz nach dem Geschmacke Cecily's meubliren zu lassen. — Sie wollte zwar die Kosten selbst tragen, aber er widersetzte sich und gab zweitausend Francs aus.

Diese Verschwendung war ungeheuer und bewies die unerhörte Heftigkeit seiner Liebe.

In der undurchdringlichen Einsamkeit seines Hauses, Allen unzugänglich, immer mehr von einer wahnsinnigen Liebe bestrickt, ohne es weiter zu versuchen, das Geheimniß des schönen Weibes zu ergründen, wurde er aus dem Herrn Sclave; er war der Diener Cecily's und that Alles, was sie von ihm verlangte.

Da die Creolin durch den Baron erfahren hatte, Louise sei durch ein betäubendes Mittel machtlos geworden, trank sie nur ganz klares Wasser und aß nur Speisen, die unmöglich vergiftet werden konnten; sie hatte das Zimmer gewählt, das sie bewohnen wollte, und sich überzeugt, daß in den Wänden keine verborgene Thüre sich befand.

Uebrigens sah Ferrand bald ein, daß Cecily das Weib nicht sei, das überrascht oder ungestraft durch Gewalt gezwungen werden könnte. Sie war kräftig, gewandt und gefährlich bewaffnet; nur Wahnsinn hätte ihn zu verzweifelten Versuchen treiben können und gegen diese Gefahr hatte sie sich auch zu sichern gewußt.

Nichts desto weniger schien die Creolin, um die Leidenschaft des Notars nicht ermatten und erkalten zu lassen, bisweilen durch seine Zuvorkommenheit gerührt und durch die Herrschaft, welche sie über ihn ausübte, geschmeichelt zu sein. Dann äußerte sie, er könne es doch wohl durch Beweise von Aufopferung und Selbstverläugnung dahin bringen, daß sie seine Häßlichkeit und sein Alter vergesse, und schilderte ihm wohlgefällig mit glühender Keckheit die unendliche Wonne, in der sie ihn zu berauschen vermöchte, wenn das Wunder der Liebe sich an ihr je verwirkliche.

Bei diesen Worten eines so jungen, so schönen Weibes war es Ferrand bisweilen, als müsse er den Verstand verlieren; verzehrende Bilder verfolgten ihn im Wachen und im Schlafe.

Bei dieser namenlosen Qual verlor er die Gesundheit, den Appetit, den Schlaf.

Bald ging er in der Nacht, trotz Regen und Kälte, in seinen Garten hinunter und suchte durch einen Spaziergang seine Glut zu dämpfen.

Bald blickte er Stunden lang in das Zimmer der schlafenden Creolin hinein, denn sie hatte die teuflische Gefälligkeit gehabt, die Erlaubniß zu geben, daß in ihrer Thüre ein ganz kleines Thürchen angebracht werde, das sie oft öffnete, oft, denn Cecily hatte nur einen Zweck, die Leidenschaft dieses Mannes fortwährend zu reizen, ohne sie zu befriedigen, ihn so fast bis zur Verrücktheit aufzuregen, um dann die Befehle auszuführen, die sie erhalten hatte.

Dieser Augenblick schien zu nahen.

Die Züchtigung Ferrand's wurde von Tage zu Tage seinen Verbrechen angemessener.

Er litt Höllenqualen. Bald versank er in tiefes Grübeln, bald war er ganz außer sich, vernachlässigte seine wichtigsten Interessen und achtete nicht mehr auf die Erhaltung seines Rufes als sittenstrenger, ernster, frommer Mann, auf den Ruf, den er durch jahrelange Verstellung und List sich erworben hatte; er setzte seine Schreiber durch seine anscheinende Verrücktheit in Erstaunen, machte seine Clienten mißvergnügt, weil er sie abwies, und hielt die Geistlichen fern, die, durch seine Heuchelei getäuscht, bis dahin seine eifrigsten Gönner und Lobredner gewesen waren.

Seiner Abspannung, welche ihm Thränen abpreßte, folgte das wüthigste Aufbrausen; er brüllte in dem Dunkel und der Oede seines Hauses, wie ein wildes Thier, bis er endlich gleichsam in sich selbst zusammenbrach, aber er fand dann nicht einmal jene Todesruhe, welche die Vernichtung

des Denkens oft herbeiführt; das kochende Blut dieses Mannes in der ganzen kräftigen Reife des Alters ließ ihm nicht Ruhe, nicht Rast.

— — — — — — — — — — — — —

Cecily stand, wie erwähnt, vor dem Spiegel und war mit ihrem Nachtputze beschäftiget.

Sie hörte ein leises Geräusch auf dem Corridor und blickte nach der Thüre hin.

XVI.

Die Klappe in der Thüre.

Trotz dem Geräusch an ihrer Thüre beschäftigte sich Cecily ruhig mit ihrer Nachttoilette. Sie zog aus ihrem Corset, in welchem er gleichsam das Blankscheit bildete, einen fünf bis sechs Zoll langen Dolch, der sich in einer schwarzen Maroquinscheide befand und einen kleinen Griff von Ebenholz mit schmalen Silberreifen hatte.

Es war keine Luxuswaffe.

Cecily zog den Dolch mit außerordentlicher Vorsicht aus der Scheide und legte ihn auf den Marmor des Kamins. Die vorzüglich gehärtete Klinge vom feinsten Stahle war dreikantig geschliffen und die nadelfeine Spitze wäre durch einen Piaster gedrungen, ohne sich abzustumpfen.

Die geringste Verletzung mit diesem Dolche wurde tödtlich, denn er war in ein feines dauerndes Gift getaucht.

Als Jacob Ferrand eines Tages die gefährliche Eigenschaft dieser Waffe bezweifelte, machte die Creolin vor seinen Augen einen Versuch an einem lebendigen Thiere, nämlich an dem unglücklichen Haushunde, der, nur leicht

an der Nase geritzt, nach kurzer Zeit unter entsetzlichen Zuk-
kungen starb.

Nachdem Cecily den Dolch auf den Kamin gelegt hatte, zog sie ihren schwarzen Spenzer aus und stand nun mit entblößten Schultern, Busen und Armen da wie eine Dame im Ballanzuge.

Wie die meisten farbigen Mädchen trug sie statt des Corsets ein zweites Leibchen von doppelter Leinwand, das ihre Taille scharf zusammenhielt. Ihr orange Rock, der unter diesem sehr tief ausgeschnittenen weißen Leibchen mit kurzen Aermeln noch festgehalten war, bildete so einen weit minder strengen Anzug als der erste war, und paßte vortrefflich zu den scharlachrothen Strümpfen und dem bunten Tuche, das sie so kokett um den Kopf geschlungen hatte. Man konnte nichts Reineres, nichts Vollendeteres sehen als die Umrisse ihrer Arme und Schultern, denen zwei niedliche Grübchen und ein kleines schwarzes Maal einen Reiz mehr gaben.

Ein tiefer Seufzer erregte die Aufmerksamkeit Cecily's.

Sie lächelte, indem sie um einen ihrer Finger einige Haarlocken wickelte, die unter den Falten des Tuches hervorquollen.

„Cecily! — Cecily!" flüsterte eine zugleich rauhe und klagende Stimme, und an der kleinen Klappe in der Thüre erschien das bleiche Gesicht Ferrand's, dessen Augen im Dunkel funkelten.

Cecily, die bis dahin still gewesen war, fing an, leise ein creolisches Liedchen zu singen.

Die Worte dieser langsamen Melodie waren lieblich und ausdrucksvoll. Der männliche Contre-Alt Cecily's übertönte, ob er gleich nicht in seiner ganzen Kraft erschallte, das Plätschern des Regens und das Tosen des Windes, der das alte Haus bis in den Grund zu erschüttern schien.

„Cecily! — Cecily!" wiederholte Ferrand in flehentlichem Tone.

Die Creolin unterbrach sich plötzlich, drehte sich rasch um, als wenn sie jetzt erst die Stimme des Notars höre, und trat nachlässig an die Thüre.

„Wie! Sie sind da, lieber Herr?" fragte sie mit unbedeutend fremdartigem Accent, der ihrer wohlklingenden Stimme noch mehr Reiz gab.

„Ach, wie schön Sie so sind!" flüsterte der Notar.

„Meinen Sie?" antwortete die Creolin; „das bunte Tuch paßt gut zu meinem schwarzen Haar, nicht wahr?"

„Ich finde Sie täglich schöner."

„Und, sehen Sie nur, wie weiß mein Arm ist."

„Ungeheuer — hebe Dich weg von mir!" rief Ferrand halb wahnsinnig aus.

Cecily lachte laut auf.

„Nein, nein, ich ertrage die Qual nicht länger. — Ach, wenn ich den Tod nicht fürchtete!" sprach der Notar plötzlich dumpf vor sich hin, — „aber wenn ich sterbe, sehe ich Sie nicht mehr und Sie sind zu schön. — Ich will lieber Höllenqual ausstehen und Sie sehen."

„So sehen Sie mich, — die Klappe in der Thüre ist ja zu diesem Zwecke gemacht — und damit wir wie zwei Freunde mit einander plaudern und uns unsere Einsamkeit erheitern können, die mir wirklich sehr zur Last ist. — Sie sind ein so g u t e r H e r r! — Das sind solche gefährliche Geständnisse, die ich durch die Thüre hindurch machen kann —"

„Und werden Sie die Thüre nie öffnen? Sehen Sie doch, wie gehorsam ich bin! — Diesen Abend hätte ich versuchen können, mit Ihnen in Ihr Zimmer zu gelangen, — und ich that es nicht."

„Sie sind aus zwei Gründen gehorsam. — Erstens weil Sie wissen, daß ich bei meinem Umherschweifen einen Dolch zu tragen lernen mußte, und daß ich dieses vergiftete Werkzeug, das spitzer ist als der Zahn einer Schlange, mit fester Hand zu führen weiß, und weil Sie wissen, daß ich mich aus diesem Hause, sobald ich mich nur einigermaßen

über Sie zu beklagen hätte, entfernen und Sie noch viel verliebter verlassen würde, — da Sie mir, Ihrer unwürdigen Magd, einmal die Ehre angethan haben, sich in mich zu verlieben."

„Meine Magd? Ich bin ja Ihr Sclave, Ihr verspotteter, verachteter Sclave —"

„Das ist auch wahr."

„Und — das rührt Sie nicht?"

„Es gewährt mir Unterhaltung. — Die Tage, und besonders die Nächte sind so lang!"

„O Du Schlange!"

„Sie sehen, ernstlich, so verstört aus, Ihre Züge verändern sich so merklich, daß ich mich sehr geschmeichelt fühle. — Es ist freilich ein geringer Triumph, denn Sie sind allein hier —"

„Dies zu hören und sich in ohnmächtiger Wuth aufzehren zu müssen!"

„Wie unverständig Sie doch sind! — Ich habe Ihnen vielleicht noch nie etwas Zärtlicheres gesagt."

„Spotten Sie nur! Spotten Sie!"

„Ich spotte nicht; ich habe noch keinen Mann von Ihrem Alter — nach Ihrer Art verliebt gesehen und man muß gestehen, ein junger, schöner Mann würde einer solchen wahnsinnigen Leidenschaft nicht fähig sein. Ein Adonis bewundert sich selbst eben so sehr als uns, und was ist einfacher, als ihn zu begünstigen? Das ist man ihm schuldig und er dankt kaum dafür; einen Mann aber wie Sie, lieber Herr, zu begünstigen, hieße ihn im Entzücken von der Erde in den Himmel heben, seine unsinnigsten Träume wahrmachen, seine unmöglichsten Hoffnungen erfüllen, denn wenn Jemand zu Ihnen sagte: „Sie lieben die Cecily leidenschaftlich; wenn ich es will, ist sie in einer Secunde die Ihrige," so würden Sie glauben, dieser Mann besäße eine übernatürliche Macht, nicht wahr, lieber Herr?"

„Ja, ach ja!"

„Nun, wenn Sie mich von Ihrer Leidenschaft noch

mehr zu überzeugen vermöchten, hätte ich vielleicht den seltsamen Einfall, bei mir selbst, zu Ihren Gunsten diese übernatürliche Rolle zu spielen. Verstehen Sie mich?"

„Ich sehe ein, daß Sie mich noch immer, immer und unbarmherzig verspotten."

„Vielleicht . . . die Einsamkeit bringt auf so sonderbare Gedanken!"

Der Ton Cecily's war bis dahin spöttisch gewesen, die letztern Worte aber sprach sie mit ernstem, überlegtem Ausdrucke und begleitete sie mit einem langen Blicke, unter welchem der Notar zuckte.

„Schweigen Sie, — sehen Sie mich nicht so an, — Sie machen mich wahnsinnig. — Es wäre mir lieber, Sie sagten: nie! Dann könnte ich Sie doch verabscheuen, aus meinem Hause jagen," entgegnete Jacob Ferrand, der sich ganz einer eiteln Hoffnung überließ. — „Ja, denn ich würde nichts von Ihnen erwarten. Aber wehe! wehe! — ich kenne Sie jetzt hinlänglich, — um, fast unwillkürlich, zu hoffen, daß ich doch eines Tages vielleicht Ihrer Langweile oder einer Ihrer verächtlichen Launen das verdanke, was ich von Ihrer Liebe nie erhalten werde. — Sie verlangen, ich solle Sie von meiner Liebe überzeugen; sehen Sie nicht, wie unglücklich ich bin? Thue ich nicht Alles, was ich vermag, um Ihnen zu gefallen? — Sie wollen vor Aller Augen verborgen sein und ich verberge Sie vor Aller Augen, vielleicht auf die Gefahr hin, mich ernstlich zu compromittiren, denn ich weiß ja nicht einmal, wer Sie sind; ich ehre Ihr Geheimniß und spreche nie mit Ihnen davon. Ich habe Sie über Ihr früheres Leben befragt und Sie antworteten mir nicht —"

„Ich that unrecht; ich will Ihnen einen Beweis von meinem blinden Vertrauen geben, lieber Herr; hören Sie mich also an."

„Noch ein bitterer Scherz, nicht wahr?"

„Nein, ich spreche ganz im Ernst. — Sie müssen doch das frühere Leben derjenigen kennen, welche Sie so gast-

freundlich aufgenommen haben." Und in heuchlerischem weinerlichen Tone setzte Cecily hinzu: „Ich bin die Tochter eines tapfern Soldaten, des Bruders meiner Tante Pipelet, erhielt eine über meinen Stand hinausgehende Erziehung und wurde von einem reichen jungen Manne verführt, dann verlassen. Um dem Zorn meines alten Vaters zu entgehen, der in Ehrensachen außerordentlich streng war, floh ich aus meiner Heimath. —" Hier brach Cecily in lautes Lachen aus und sagte: „Das ist doch hoffentlich eine annehmbare und besonders sehr wahrscheinliche Geschichte, denn sie ist schon oft erzählt worden. — Unterhalten Sie sich damit, bis eine pikantere Eröffnung folgt."

„Ich wußte schon, daß es wieder auf einen grausamen Scherz abgesehen war," sagte der Notar mit verbissenem Grimme. — „Sie sind durch nichts zu rühren, durch nichts; was soll ich thun? Sprechen Sie wenigstens. — Ich diene Ihnen wie der geringste Knecht, ich vernachlässige Ihretwegen meine theuersten Interessen, ich weiß nicht mehr, was ich thue, werde von meinen Schreibern mit Staunen angesehen und verlacht, meine Clienten wissen nicht, ob sie mir ihre Angelegenheiten noch länger überlassen sollen, — ich habe mit einigen frommen Personen gebrochen, die ich sonst oftmals sah, und ich wage nicht daran zu denken, was das Publicum über meine völlige Umwandlung sagen wird. — Sie wissen nicht, welche nachtheiligen Folgen meine thörichte Leidenschaft für mich haben kann. — Das sind doch gewiß Beweise von Hingebung, Opfer. — Verlangen Sie noch andre? Sprechen Sie! Wünschen Sie Gold? Man hält mich für reicher als ich bin, indeß —"

„Was nützt mir jetzt Ihr Gold?" unterbrach Cecily den Notar achselzuckend; „wozu brauche ich hier Gold? Sie sind nicht eben erfindungsreich."

„Es ist nicht meine Schuld, wenn Sie wie eine Gefangene leben. — Mißfällt Ihnen das Zimmer? Wünschen Sie es prächtiger? Sprechen Sie, befehlen Sie —"

Zu welchem Zwecke? Noch einmal, zu welchem Zwecke?

Ja, wenn ich einen geliebten Mann hier erwarten sollte, glühend von der Liebe, die er weckt und theilt, dann würde ich mir Gold, Seide, Blumen, Wohlgerüche wünschen, alle Wunder des Luxus, das Prachtvollste, das Zauberischeste," sagte Cecily mit leidenschaftlichem Tone.

„Sprechen Sie ein Wort und diese Wunder des Luxus —"

„Zu welchem Zwecke? Zu welchem Zwecke? Was nützt mir ein Rahmen ohne Gemälde? — Und wo wäre der geliebte Mann, lieber Herr?"

„Freilich," entgegnete der Notar bitter, „ich bin alt, bin häßlich, — ich kann nur Abscheu und Widerwillen erregen. — Sie drückt mich durch ihre Verachtung zu Boden, sie spielt mit mir und ich besitze nicht die Kraft, sie aus meinem Hause zu weisen. — Ich habe nur die Kraft, zu dulden."

„O, der unerträgliche Thränenmensch! der alberne Mann mit seinem Jammergesichte!" rief Cecily in verächtlichem höhnischem Tone; „er kann nur wehklagen und verzweifeln und er ist seit zehn Tagen in einem unbewohnten Hause mit einem jungen Mädchen allein."

„Ja, aber das Mädchen verschmäht mich, — das Mädchen ist bewaffnet, — das Mädchen hat sich eingeschlossen!" rief der Notar aus.

„So besiege die Verachtung des Mädchens, nöthige sie, den Dolch fallen zu lassen, zwinge sie, die Thüre zu öffnen, die Dich von ihr trennt, aber nicht durch rohe Kraft, denn diese würde nichts vermögen."

„Auf welche Weise?"

„Durch die Kraft der Liebe."

„Der Liebe? Kann ich Liebe wecken?"

„Du bist nur ein Notar, und ein halber Pfaffe dazu, Du dauerst mich. — Soll ich Dir Deine Rolle einlernen? Du bist häßlich, — sei schrecklich und man wird Deine Häßlichkeit vergessen; Du bist alt, — sei energisch und man wird Dein Alter vergessen; Du bist widerwärtig, sei

drohend. Da Du das edle Roß nicht sein kannst, das unter seinem Reiter stolz wiehert, so sei wenigstens nicht das stumme Kameel, das die Knie beugt und den Rückeu darbietet, — sei ein Tiger; ein alter Tiger, der bluttriefend brüllt, besitzt auch eine gewisse Schönheit und seine Tigerin antwortet ihm aus der Tiefe der Wüste —"

Bei dieser Sprache, der eine gewisse natürliche kühne Beredsamkeit nicht abging, zuckte Ferrand zusammen, dieser wilde Ausdruck in den Zügen Cecily's fiel ihm auf, die mit wogendem Busen, mit weit geöffneten Nasenlöchern, mit frechem Munde, ihre großen schwarzen, brennenden Augen auf ihn heftete.

Nie war sie ihm schöner vorgekommen.

„Sprechen Sie, sprechen Sie weiter," rief er begeistert aus, „jetzt sprechen Sie, wie Sie denken. — Ach, wenn ich könnte —"

„Man kann, was man will," fiel Cecily rasch ein.

„Aber —"

„Aber ich sage Dir, so alt und widerwärtig Du auch sein magst, ich möchte doch an Deiner Stelle sein und ein schönes, feuriges, junges Weib zu verführen haben, das mir die Einsamkeit zugeführt, ein Weib, das Alles begreift, weil es vielleicht zu Allem fähig ist, — ja ich würde sie verführen. Und wäre dieses Ziel erreicht, dann würde das, was gegen mich gewesen, zu meinem Vortheile ausschlagen. — Welcher Stolz, welcher Triumph, sich sagen zu können, ich habe bewirkt, daß man mir mein Alter und meine Häßlichkeit verzieh! Ich verdanke die Liebe, die man mir gewährt, nicht dem Mitleiden, nicht einer unnatürlichen Laune; ich verdanke sie meinem Geiste, meiner Kühnheit, meiner Energie, ich verdanke sie meiner maßlosen Leidenschaft. Ja, und wenn schöne reizende junge Männer da wären: das so schöne Weib, das ich durch grenzenlose Beweise einer wahnsinnigen Leidenschaft gewonnen, würde keinen Blick für sie haben, nein, denn sie wüßte, daß diese verweichlichten Stutzer fürchten würden,

die Schleife ihrer Cravatte oder eine Locke ihres Haares zu verderben, wenn sie einem ihrer phantastischen Befehle gehorchen sollten, während ihr alter Tiger, wenn sie ihr Taschentuch in die Flammen würfe, auf einen Wink von ihr sich freudig in die Glut stürzte."

„Ja, das würde ich thun. — Versuchen Sie es, — versuchen Sie es," rief Ferrand in immer größerer Aufregung aus.

Cecily näherte sich mehr und mehr der Klappe in der Thüre und heftete einen durchbohrenden Blick auf Jacob Ferrand.

„Dieses Weib wüßte," fuhr die Creolin fort, „daß, wenn sie eine kostspielige Laune zu erfüllen hätte, die schönen Jünglinge nach ihrem Gelde, wenn sie Geld hätten, sehen, oder, wenn sie keins besäßen, auf eine Gemeinheit sinnen würden, während ihr alter Tiger —"

„Nichts achtete, nichts, verstehen Sie? — nichts. — Vermögen, Ehre, Alles würde er ihr opfern —"

„Wirklich?" sagte Cecily, indem sie ihre reizenden Finger auf die knochigen, behaarten Finger Ferrand's legte, dessen Hände krampfhaft die Thüre gefaßt hatten.

Er fühlte zum ersten Male die frische glatte Haut der Creolin.

Er wurde noch bleicher und athmete schwer und tief.

„Warum sollte jenes Weib nicht glühend liebevoll sein?" setzte Cecily hinzu. — „Wenn sie einen Feind hätte, sie bezeichnete ihn ihrem alten Tiger und sagte: stoß zu! —"

„So würde er zustoßen," entgegnete Jacob Ferrand, indem er seine dürren Lippen den Fingerspitzen Cecily's zu nähern suchte.

„Wirklich? Der alte Tiger würde zustoßen?" fragte die Creolin, indem sie sanft ihre Hand auf die Hand Ferrand's legte.

„Um Dich zu besitzen, würde ich, glaube ich, ein Verbrechen begehen," sagte der Elende.

„Halt!“ sagte plötzlich Cecily, indem sie die Hand zurückzog. — „Jetzt ist die Reihe an mir, auszurufen: Weiche von mir! weiche von mir! Ich kenne Dich nicht mehr, Du kommst mir nicht mehr so häßlich vor wie noch eben —, weiche von mir!“

Und sie ging schnell von der Thüre weg.

Das boshafte Weib wußte ihrer Geberde und diesen letzten Worten einen so unglaublichen Ton der Wahrheit zu geben; ihr verwunderter, glühender und zorniger Blick schien so natürlich ihren Verdruß darüber auszudrücken, daß sie einen Augenblick die Häßlichkeit Ferrand's vergessen, daß dieser, von wahnsinniger Hoffnung durchzittert, in höchster Leidenschaft ausrief:

„Cecily — komm wieder, — komm wieder! — Befiehl, und ich werde Dein Tiger sein —“

„Nein, nein, Herr,“ entgegnete Cecily, indem sie sich immer weiter von der Thüre entfernte, — „und um den Teufel zu beschwören, der mich in Versuchung führen will, werde ich ein Lied aus meiner Heimath singen. — Hörst Du, Herr? Draußen tobt der Wind immer ärger — welch' schöne Nacht für zwei Liebende, neben einander an einem knisternden Feuer zu sitzen!“

„Cecily, komm wieder!“ rief Jacob Ferrand in bittendem Tone.

„Nein, nein, später, — wenn ich es ohne Gefahr thun kann; — aber das Licht dieser Lampe schmerzt meine Augen, — ein süßes Schmachten drückt meine Augenlider nieder; ich weiß nicht, was mich ergreift, — ein Halbdunkel würde mir lieber sein —“

Und Cecily trat an den Kamin, löschte die Lampe aus, nahm eine Guitarre, die an der Wand hing, und schürte das Feuer an, dessen flackernder Schein das große Zimmer erhellte.

Jacob Ferrand sah von der Klappe in der Thüre aus Folgendes:

In der Mitte des hellen Kreises, welchen der zitternde

Schein des Feuers im Kamin bildete, hielt Cecily, die auf einem großen Divan von rothem Damast in der reizendsten Stellung halb lag, eine Guitarre, der sie einige harmonische Töne entlockte.

Die Flammen im Kamine warfen ihren röthlichen Widerschein auf die Creolin, welche auf diese Weise, mitten in dem Dunkel im Zimmer, hell beleuchtet erschien.

Zur Vervollständigung dieses Bildes erinnere sich der Leser des geheimnißvollen, fast phantastischen Aussehens eines Zimmers, in welchem die Flamme des Kamins gegen den starken Schatten kämpft, der an der Decke und an den Wänden zittert.

Der Sturm tobte heftiger; man hörte ihn draußen brüllen.

Während Cecily ein Vorspiel auf der Guitarre spielte, heftete sie hartnäckig ihren magnetischen Blick auf Jacob Ferrand, der seine Augen nicht von ihr abwenden konnte.

„Hören Sie, Herr," sagte die Creolin, „ein Lied aus meiner Heimath; wir verstehen es nicht, Verse zu machen, wir sprechen einfach eine Erzählung ohne Reim und bei jedem Ruhepunkte improvisiren wir so gut als möglich einen Gesang, der zu der Erzählung paßt; es ist das sehr einfach, Herr, und es wird Ihnen gewiß gefallen. Das Lied heißt: Das liebende Weib. — Sie spricht:"

Und Cecily begann eine Art Recitativ, das mehr durch den Ausdruck der Stimme, als durch die Modulation des Gesanges betont war.

Einige leise Accorde dienten als Begleitung.

Cecily sang:

Blumen, überall Blumen.
Mein Geliebter kommt! Die Erwartung des Glückes ermattet mich.
Wir wollen die Helle des Lichtes mildern, denn der Genuß sucht einen durchsichtigen Schatten.
Mein Geliebter zieht dem frischen Blumendufte meinen warmen Athem vor.

Der Glanz des Tageslichtes wird seine Augen nicht blenden, denn seine Lider werden unter meinen Küssen geschlossen bleiben.
Mein Engel, ach! komm, — mein Busen hebt sich, — mein Blut brennt —
Komm! — komm! — komm!

Diese Worte, welche die Creolin mit so glühender Ungeduld sprach, als wenn sie dieselben an einen unsichtbaren Geliebten gerichtet, übersetzte sie sodann gleichsam in eine entzückende Melodie; ihre reizenden Finger entlockten der sonst nicht eben wohlklingenden Guitarre süßmelodische Töne.

Das begeisterte Gesicht Cecily's und ihre feuchten, noch immer auf Ferrand gerichteten Augen drückten die heiße Sehnsucht der Erwartung aus.

Liebesworte, eine berauschende Musik, entflammende Blicke, eine sinnliche Schönheit, draußen Nacht und Stille: Alles trug in diesem Augenblicke dazu bei, den Verstand Ferrand's vollends zu verwirren.

Er rief, seiner nicht mehr mächtig, aus:

„Gnade, Cecily! ... Gnade! Ich verliere den Kopf. — Schweige, Du tödtest mich. — Ach, daß ich wahnsinnig wäre!"

„Hören Sie nur den zweiten Abschnitt, Herr," sagte die Creolin, indem sie ein neues Vorspiel begann. Dann setzte sie ihr leidenschaftliches Recitativ fort:

Wenn mein Geliebter da wäre, wenn seine Hand meine entblößte Schulter berührte, würde ich schauern und sterben.
Wenn er da wäre und seine Hand streifte meine Wange, so würde meine so bleiche Wange sich purpurroth färben.
Meine so bleiche Wange würde erglühen.
Seele meiner Seele, wenn Du da wärest, — würden meine vertrockneten, meine gierigen Lippen kein Wort mehr sprechen.
Leben meines Lebens, wenn Du da wärest, — ich würde, hinsterbend, nicht um Schonung bitten —
Ich bringe die um, die ich liebe, wie ich Dich liebe —
Mein Engel, ach komm! mein Busen hebt sich, — mein Blut brennt —
Komm! — komm! — komm!

Hatte die Creolin die erste Strophe mit sehnsüchtigem Schmachten gesprochen, so legte sie in die letzten Worte das ganze Ungestüm der heißesten Liebe.

Und als ob die Musik ihre Glut nicht wiederzugeben vermöchte, warf sie die Guitarre von sich, richtete sich halb empor, breitete die Arme nach der Thüre hin aus, wo Jacob Ferrand stand, und wiederholte mit schmachtend verklingender Stimme:

„Ach komm! — komm! — komm!"

Der electrische Blick, mit dem sie diese Worte begleitete, läßt sich unmöglich beschreiben.

Jacob Ferrand stieß einen entsetzlichen Schrei aus.

„Ach, den Tod, — den Tod dem, welchen Du so liebtest, welchem Du diese glühenden Worte sagtest!" sagte er, indem er mit der Wuth der Eifersucht und Lüsternheit an der Thüre rüttelte. „Mein Vermögen, — mein Leben für eine Minute solch' verzehrender Wonne, die Du mit Flammenzügen schilderst."

Cecily, gewandt wie ein Panther, war mit einem Sprunge an der Thüre und sagte, als ob sie ihr — erheucheltes — Entzücken kaum zu mäßigen vermöchte, mit leiser, bebender Stimme zu Ferrand:

„Nun, — ich gestehe Dir — ich habe mich selbst an den glühenden Worten dieses Liedes entzündet. — Ich wollte nicht wieder an diese Thüre kommen, und bin doch, gegen meinen Willen, von neuem dahin gekommen, denn ich höre noch Deine Worte: Wenn Du mir sagtest: stoß zu, — ich würde zustoßen. — Du liebst mich also sehr?"

„Verlangst Du Geld, — all mein Geld?"

„Nein, Geld habe ich —"

„Hast Du einen Feind, — ich ermorde ihn."

„Ich habe keinen Feind."

„Willst Du meine Frau sein? — ich heirathe Dich."

„Ich bin verheirathet."

„So sage, was verlangst Du? — Gott, was verlangst Du?"

„Beweise mir, daß Deine Liebe zu mir blind und wahnsinnig ist, daß Du ihr Alles zum Opfer bringen würdest!"

„Alles, ja, Alles! Aber wie?"

„Ich weiß es nicht, aber jetzt eben hat mich der Glanz Deiner Augen geblendet. — Wenn Du mir in dieser Stunde einen Beweis jener unbegrenzten Liebe gäbest, welche die Phantasie eines Weibes bis zum Wahnsinn erhitzt, — ich weiß nicht, was ich thun könnte. — Aber eile, ich bin launenhaft, veränderlich; morgen ist vielleicht der jetzige Eindruck völlig verwischt."

„Aber welchen Beweis kann ich Dir hier, augenblicklich geben?" fragte der Elende händeringend. „Es ist eine grausame Marter! Welchen Beweis? sage mir, welchen Beweis?"

„Du bist sehr dumm," antwortete Cecily, indem sie sich mit anscheinendem verächtlichen Aerger entfernte. — „Ich habe mich geirrt, — ich hielt Dich einer großen Aufopferung für fähig. — Gute Nacht! — Es ist Schade —"

„Cecily, — geh' nicht fort, — komm zurück! Was soll ich thun? — sage mir es wenigstens. — Ach ich werde wahnsinnig. — Was soll ich thun? Was soll ich thun?"

„Denke nach —"

„Mein Gott! mein Gott!"

„Ich war nur zu sehr geneigt, mich verführen zu lassen, wenn Du gewollt hättest. — Du wirst eine solche Gelegenheit nicht wieder finden —"

„Aber man sagt doch, was man verlangt," sprach der Notar außer sich.

„Errathe es —"

„Erkläre Dich, — befiehl —"

„Wenn Du so leidenschaftlich, wie Du sagst, nach mir verlangst, würdest Du das Mittel finden, mich zu überreden. — Gute Nacht!"

„Cecily!"

„Ich werde die Klappe in der Thüre zumachen, — statt die Thüre selbst zu öffnen.“

„Gnade! Höre mich an!“

„Ich glaubte einen Augenblick, — das Blut würde mir in den Kopf steigen. — Das Feuer im Kamin erlöscht, — es wäre dunkel geworden, ich hätte nur noch an Deine Aufopferung gedacht, und dann wäre dieser Riegel, — aber nein, — Du willst nicht. — Ach, Du weißt nicht, was Du verlierst. Gute Nacht, frommer Mann!“

„Cecily — höre mich —, bleibe, — ich habe es gefunden,“ sprach Ferrand nach einer kurzen Pause mit einer unmöglich zu beschreibenden Freude.

Den Elenden hatte der Schwindel ergriffen.

Ein Nebel verdunkelte seinen Verstand; der ungestüme thierische Trieb nahm ihm alle Klugheit, alle Vorsicht, und der Instinct der Selbsterhaltung wich von ihm.

„Nun worin besteht dieser Beweis Deiner Liebe?“ sagte die Creolin, die sich dem Kamin genähert hatte, um ihren Dolch zur Hand zu nehmen, und dann, von dem Lichte des Feuers beschienen, langsam wieder an die Thüre kam.

Ohne daß es der Notar bemerkte, überzeugte sie sich, daß die Kette innerhalb der Thüre gehörig eingehakt war.

„Höre mich an,“ sagte Jacob Ferrand mit seiner rauhen Stimme, — „höre mich an; wenn ich meine Ehre, mein Vermögen, mein Leben hier, sogleich, in Deine Hand legte, würdest Du dann glauben, daß ich ich Dich liebe? Würde Dir dieser Beweis von wahnsinniger Liebe genügen?“

„Deine Ehre, — Dein Vermögen, — Dein Leben? Ich verstehe das nicht.“

„Wenn ich Dir ein Geheimniß mittheilte, das mich auf das Schaffot bringen kann, würdest Du dann mein sein?“

„Du — ein Verbrecher? Du spottest. — Und Deine Sittenstrenge?“

„Lüge —“

„Deine Rechtschaffenheit?“

„Lüge —“

„Deine Frömmigkeit?“

„Lüge —“

„Du giltst für einen Heiligen und wärst ein Teufel? — Du prahlst. Nein, es giebt keinen Menschen, der so geschickt schlau, so kalt energisch, so glücklich kühn wäre, um in dieser Weise das Vertrauen und die Achtung der Andern zu erschleichen. Es wäre ein teuflischer Hohn, eine entsetzliche Herausforderung der Gesellschaft.“

„Ich bin dieser Mensch. — Ich habe diesen Hohn und diese Ausforderung der Gesellschaft in das Gesicht geschleudert,“ sprach der Unmensch mit schauerlichem Stolze.

„Jacob! — Jacob! sprich nicht so,“ sagte Cecily mit kreischender Stimme und wogendem Busen, — „Du könntest mich wahnsinnig machen —“

„Willst Du meinen Kopf für Deine Liebkosungen?“

„Das ist endlich Leidenschaft!“ sprach Cecily. — „Da, nimm meinen Dolch —, Du entwaffnest mich —“

Jacob Ferrand nahm durch die Oeffnung in der Thüre vorsichtig die gefährliche Waffe und schleuderte sie weit von sich.

„Cecily, — Du glaubst mir also?“ fragte er in Entzücken.

„Ob ich Dir glaube!“ entgegnete die Creolin, indem sie ihre beiden reizenden Hände auf die krampfhaft zusammengedrückten Hände Ferrand's legte. — „Ja, ich glaube Dir, denn ich finde eben jenen Blick bei Dir wieder, der mich schon einmal an sich bannte. Deine Augen funkeln. — Jacob, — Ich liebe Deine Augen!“

„Cecily!!“

„Du mußt aber die Wahrheit sprechen.“

„Ich spreche die Wahrheit — Du sollst es sehen.“

„Deine Stirn ist drohend, Dein Gesicht furchtbar. — Sieh, Du bist entsetzlich und schön wie ein wüthender Tiger. — Aber Du sagst die Wahrheit, nicht wahr?“

„Ich habe Verbrechen begangen, sage ich Dir.“

„Desto besser, … wenn Du mir durch das Geständniß Deine Liebe beweisest.“

„Und wenn ich Alles gestehe?“

„So bewillige ich Dir Alles; denn wenn Du dieses blinde, muthige Vertrauen hast, — siehst Du, Jacob, so werde ich nicht mehr den eingebildeten Geliebten meines Liedes rufen. — Zu Dir, mein Tiger, zu Dir werde ich dann sagen: „Komm! — komm! — komm!“

Während Cecily diese Worte mit dem Ausdrucke der glühendsten Sehnsucht sprach, trat sie so nahe an die Klappe in der Thüre, daß Ferrand auf seiner Wange den heißen Athem der Creolin und auf seinen behaarten Fingern den electrischen Eindruck ihrer festen frischen Lippen fühlte —

„Oh, Du wirst mein, ich werde Dein Tiger sein!“ rief er aus, „und nachher magst Du, wenn Du willst, mich entehren, mich auf das Schaffot bringen. — Meine Ehre, mein Leben, Alles liegt in Deiner Hand.“

„Deine Ehre?“

„Meine Ehre. — Höre mich an. — Vor zehn Jahren hatte man mir ein Kind und zweimalhunderttausend Francs für dasselbe übergeben; ich stieß das Kind in die Welt hinaus, gab es durch einen falschen Todtenschein für todt aus und behielt das Geld —“

„Das ist klug und kühn; wer hätte das von Dir geglaubt?“

„Höre weiter. — Ich haßte meinen Cassirer. Eines Abends hatte er mir ein wenig Geld genommen, das er mir am andern Tage zurückbrachte; aber um den Elenden zu verderben, beschuldigte ich ihn, er habe mir eine bedeutende Summe gestohlen. Man glaubte mir und warf ihn in das Gefängniß. — Liegt nun meine Ehre in Deiner Hand?“

„Ach, Du liebst mich, Jacob, Du liebst mich! — Welche Gewalt habe ich über Dich, da Du mir solche Geheimnisse anvertraust! — Ich werde nicht undankbar sein,

— reiche mir diese Stirn, in welcher solche teuflische Gedanken erstanden sind — damit ich sie küsse —"

„Ach," rief der Notar stammelnd aus, — „und wenn das Schaffot hier stände, ich würde nicht zurückweichen. — Höre weiter. — Das Kind, das von mir verstoßen war, fand sich wieder auf meinem Wege; ich fürchtete es, — und ließ es umbringen."

„Du? — Und wie? Wo?"

„Vor wenigen Tagen, — bei der Brücke von Asnières, — an der Insel des Aussuchers. — Ein gewisser Martial hat sie in dem Flusse ersäuft. — Sind das genug Einzelnheiten? Willst Du mir glauben?"

„O, Du Teufel — aus der Hölle, — Du erschreckst mich und doch zieht es mich hin zu Dir, doch weckst Du die Leidenschaft in mir. — Welche Macht besitzest Du?"

„Höre weiter. — Vorher hatte mir ein Mann hunderttausend Thaler übergeben, — ich lockte ihn in einen Hinterhalt, — jagte ihm eine Kugel durch den Kopf, — bewies, daß er sich selbst das Leben genommen, und läugnete das Geld ab, das seine Schwester zurückforderte. — Jetzt liegt mein Leben in Deiner Hand. — Oeffne!"

„Jacob —, ich bete Dich an!" sprach die Creolin.

„Wenn mir tausendfacher Tod droht, ich trotze ihm!" entgegnete der Notar im höchsten Sinnenrausche. — „Ja, Du hattest Recht, ich würde diese triumphirende Freude nicht haben, wenn ich jung und schön wäre. — Den Schlüssel! — Wirf mir den Schlüssel zu! — Ziehe den Riegel zurück!"

Die Creolin zog den Schlüssel aus dem Schlosse und reichte ihn dem Notar, indem sie voll Liebe sprach:

„Jacob — ich bin außer mir."

„Endlich bist Du mein!" rief er in wildem Jubel aus, indem er das Schloß zu öffnen versuchte.

Aber die Thüre war noch verriegelt und ließ sich nicht öffnen.

„Komm, mein Tiger, komm!" sprach Cecily mit schmachtender Stimme.

„Den Riegel! — den Riegel!" rief Jacob Ferrand.

„Aber wenn Du mich hintergingest," warf die Creolin plötzlich ein, „wenn Du diese Geheimnisse ersonnen hättest —"

Der Notar stand einen Augenblick staunend da; er glaubte sich am Ziele seiner Wünsche und dieser letzte Aufenthalt trieb seine Ungeduld auf den äußersten Gipfel.

Er griff rasch in den Busen, riß die Weste auf und eine stählerne Kette entzwei, an welcher ein kleines flaches Taschenbuch hing, nahm dies, zeigte es der Cecily und sagte, fast athemlos zu ihr:

„Da — hast Du, was mich um meinen Kopf bringen kann. — Zieh den Riegel zurück. — Das Taschenbuch ist Dein."

„Gieb her, mein Tiger!" sprach Cecily.

Mit der einen Hand zog sie hörbar den Riegel zurück, mit der andern nahm sie das Taschenbuch.

Jacob Ferrand überließ es ihr aber erst, als er fühlte, daß die Thüre unter seinem Andrängen nachgab.

Wenn aber auch die Thüre nachgab, so öffnete sie sich doch nur etwa einen halben Fuß breit, da sie in der Gegend des Schlosses durch die Kette zugehalten wurde.

Bei diesem unerwarteten Hindernisse warf sich Ferrand mit verzweifelter Anstrengung an die Thüre.

Cecily nahm blitzschnell das Taschenbuch zwischen die Zähne, riß das Fenster auf, warf einen Mantel in den Hof hinunter und ließ sich, ebenso gewandt als kühn, an einem vorher an dem Fenster befestigten Knotenstricke aus dem ersten Stocke in den Hof hinunter. Dann hüllte sie sich rasch in den Mantel, eilte zu der Stube des Portiers, öffnete sie, zog die Schnur, wodurch die Hausthüre geöffnet wurde, gelangte auf die Straße hinaus und sprang in einen Wagen, der, seit Cecily bei dem Notar war, auf Befehl des

Barons von Graun für jeden Fall zwanzig Schritte von dem Hause des Notars wartete.

Der Wagen fuhr rasch davon und erreichte die Boulevards, bevor Ferrand die Flucht Cecily's bemerkt hatte.

Kehren wir zu diesem Unmenschen zurück.

Durch die kleine Oeffnung der Thüre hindurch konnte er das Fenster nicht sehen, durch das die Creolin entfloh.

Mit einer gewaltigen Anstrengung seiner breiten Schultern zersprengte Ferrand die Kette, welche die Thüre halb offen hielt.

Er sturzte in das Zimmer hinein, — fand aber Niemanden.

Der Knotenstrick schwang noch an dem Fenster hin und her.

Da sah er, an der andern Seite des Hofes, in dem Mondenlichte, das durch die zerrissenen Wolken fiel, das Thor offen stehen.

Er errieth Alles, aber noch blieb ihm ein schwacher Hoffnungsschimmer.

Kräftig und entschlossen, wie er war, trat er in das Fenster, ließ sich an dem Stricke ebenfalls in den Hof hinunter und eilte aus dem Hause hinaus.

Die Straße war still und öde.

Er sah Niemanden und hörte nichts als das ferne Rollen des Wagens, welcher die Creolin forttrug.

Der Notar glaubte, es sei dies irgend eine verspätigte Carrosse, und achtete nicht darauf.

Es blieb ihm also keine Aussicht, Cecily wiederzufinden, welche die Beweise seiner Verbrechen mit sich genommen hatte!

Bei dieser entsetzlichen Gewißheit sank er wie niedergeschmettert auf einen Prellstein an seiner Thüre.

Lange saß er da, stumm, unbeweglich, wie versteinert, mit stieren Augen, mit fest auf einander gedrückten Zähnen, mit Schaum vor dem Munde, zerkratzte mit den Nägeln

seine Brust und glaubte in einen bodenlosen Abgrund zu versinken.

Als er sich wieder aufraffte, ging er mit schweren, unsichern Tritten umher; die Gegenstände wankten vor seinen Augen, als wenn er betrunken wäre.

Dann warf er die Thüre seines Hauses heftig zu und trat wieder in den Hof.

Der Regen hatte aufgehört.

Der Wind, der noch immer heftig wehete, jagte schwere graue Wolken vor sich her, welche das Mondenlicht verschleierten, ohne es ganz zu verdunkeln.

Nachdem die kalte frische Luft ihn etwas beruhigt hatte, ging Ferrand, in der Hoffnung, seine Aufregung vollends zu besänftigen, mit schnellen Schritten in den schmutzigen Gängen seines Gartens hin, während er von Zeit zu Zeit die beiden geballten Fäuste auf die Stirn drückte.

So schritt er auf Gerathewohl fort und gelangte an das Ende eines Ganges bei einem verfallenen Gewächshause.

Mit einem Male stieß er an einen Haufen frisch umgegrabener Erde —

Er bückte sich, sah mechanisch hin und erblickte blutige Leinwand.

Er befand sich neben dem Grabe, das Louise Morel gegraben hatte, um ihr todtes Kind da zu verbergen, ihr Kind, das auch das Kind Ferrand's war.

Trotz seiner Verstocktheit, trotz seiner entsetzlichen Angst, die ihn ruhelos umhertrieb, schauderte Ferrand vor Entsetzen.

Das Schicksal selbst schien ihn in diesem Augenblicke gerade hierher geführt zu haben.

Verfolgt durch die rächende Strafe der Lüsternheit, brachte ihn der Zufall an das Grab seines Kindes — der unglücklichen Frucht seiner Gewaltthat und seiner Lüsternheit.

Unter allen andern Umständen würde Jacob Ferrand gleichgiltig über dieses Grab hinweggeschritten sein; da er aber seine Energie in der Scene erschöpft hatte, die wir

eben erzählt haben, übermannte ihn plötzlich Schwäche und Entsetzen.

Eiskalter Schweiß trat auf seine Stirn, seine Knie zitterten und brachen unter ihm zusammen und so sank er bewegungslos neben diesem offenen Grabe nieder.

XVII.

Das Gefängniß La Force.

Vielleicht beschuldigt man uns wegen der Ausdehnung der nachfolgenden Scenen, wir verletzten die Einheit unserer Geschichte durch einige episodische Schilderungen; da man sich aber jetzt überall mit der Lösung wichtiger Pönitentiar-Fragen beschäftiget, so dürfte das Innere eines Gefängnisses, das entsetzliche Pandämonium, das traurige Thermometer der Civilisation doch wohl ein vollkommen zeitgemäßes Studium sein.

Die verschiedenartigen Physiognomien der Gefangenen aller Classen, die Familien= und Liebesverhältnisse, die sie noch an die Welt knüpfen, von der sie durch die Gefängnißmauern getrennt sind, schienen uns wohl ein Interesse zu verdienen.

Man wird uns deshalb entschuldigen, daß wir um mehrere Gefangene, bekannte Personen dieser Geschichte, andre secundäre Figuren gruppirten, welche gewisse kritische Ideen herausheben und diese Einführung in das Gefängnißleben vervollständigen sollten.

— — — — — — — — — — — —

Treten wir in das Gefängniß La Force hinein.

Es hat dasselbe nichts Schauerliches, nichts Düsteres.

In der Mitte eines der ersten Höfe sieht man einige Baum= und Gebüschgruppen, an deren Fuße hier und da bereits die grünen frischen Triebe der Primeln und Schnee=

glöckchen hervorbringen; eine Vortreppe mit einem gewölbten Lattendache darüber, an welchem sich die knotigen Zweige des Weinstocks hinschlängeln, führte zu einem der sieben oder acht Räume, auf welchen die Gefangenen umhergehen dürfen.

Die großen Gebäude, welche diese Höfe umgeben, gleichen denen einer Caserne oder Fabrik, die ungemein sorgfältig unterhalten wird.

Es sind große Façaden von weißem Stein mit hohen breiten Fenstern, durch die eine frische reine Luft in Menge einströmt. Die Steinplatten und das Pflaster der Höfe sind außerordentlich rein. Im Erdgeschosse dienen große Säle, die im Winter geheizt, im Sommer gelüftet werden, den Tag über den Gefangenen als Conversationsplätze, Werkstätten und Speisesäle.

Die höhern Stockwerke sind für ungeheuer große Schlafsäle von zehn bis zwölf Fuß Höhe mit spiegelglattem Fußboden bestimmt; darin stehen zwei Reihen eiserner Betten, vortreffliche Betten, die in einem Strohsacke, einer dicken weichen Matratze, einem Pfühl, weißem Betttuche und einer warmen wollenen Decke bestehen.

Bei dem Anblicke dieser Anstalten, welche alle Bedingungen des Behagens und der Gesundheit vereinigen, wird man unwillkürlich überrascht, da man daran gewöhnt ist, die Gefängnisse für traurige, schmutzige, ungesunde und finstere Höhlen zu halten.

Man irrt sich.

Traurig, schmutzig und finster sind nur die armseligen Wohnungen, in denen, gleich Morel dem Steinschneider, so viele arme, rechtschaffene Handwerker erschöpft hinschmachten, die ihr schlechtes Lager ihrer kranken Frau überlassen und mit ohnmächtiger Verzweiflung ihre bleichen, hungrigen Kinder auf fauligem Stroh vor Frost zittern lassen müssen.

Derselbe Contrast zeigt sich zwischen dem Gesicht des Bewohners der beiden Orte.

Der arbeitsame Handwerker, der immer nur mit der Sorge für die Bedürfnisse seiner Familie beschäftigt ist, die

er kaum von einem Tage zum andern zu befriedigen vermag, da eine unsinnige Concurrenz seinen Verdienst schmälert, wird verdrießlich und muthlos sein; die Essenszeit schlägt für ihn nicht und nur eine schläfrige Ermattung unterbricht seine übermäßige Arbeit. Erwacht er sodann aus diesem schmerzlichen Schlummer, so steht er denselben niederdrückenden Gedanken über die Gegenwart, denselben Besorgnissen über die Zukunft gegenüber.

Der Gefangene dagegen, den das Laster verhärtete, dem die Vergangenheit gleichgiltig ist, der über das Leben, das er eben führt, sich freut und für die Zukunft gesichert ist (er kann sich dieselbe durch ein Vergehen oder ein Verbrechen sichern), der seine Freiheit ohne Zweifel vermißt, aber in dem materiellen Wohlbefinden, das ihm gegeben, eine reichliche Entschädigung besitzt, der die Gewißheit hat, bei seiner Entlassung eine hübsche Summe Geld zu erhalten, die er durch eine bequeme und mäßige Arbeit verdiente, der je nach dem Grade seiner Rohheit und Verderbtheit von seinen Genossen geachtet, d. h. gefürchtet wird, wird fast immer heiter und sorglos sein.

Was fehlt ihm denn?

Findet er nicht in dem Gefängnisse ein gutes Obdach, ein gutes Bett, gute Kost, hohen Verdienst [1]), leichte Arbeit und vor allen Dingen Gesellschaft nach seiner Wahl, Gesellschaft, die ihm; wir wiederholen es, ihre Achtung nach der Größe seiner Schandthaten zumißt?

Ein verstockter Verurtheilter kennt also weder Armuth, noch Hunger, noch Kälte. Was kümmert ihn der Abscheu, den er ehrlichen Leuten einflößt?

Er sieht sie nicht, er kennt sie nicht.

Seine Verbrechen bilden seinen Ruhm, seinen Einfluß,

---

1) Hohen Verdienst, wenn man bedenkt, daß der Sträfling, der Alles erhält, was er braucht, täglich 5 bis 10 Sous verdienen kann. Wie viele Arbeitsleute können eine solche Summe ersparen?



seine Stärke bei den Banditen, unter denen er von nun an sein Leben verbringen wird.

Wie sollte er die Schande fürchten?

Statt ernster und wohlgemeinter Ermahnungen, die ihn nöthigen könnten, über sein früheres Leben zu erröthen und dasselbe zu bereuen, hört er rohen Beifall, der ihn zu Diebstahl und Mord ermuthigt.

Kaum hat er das Gefängniß betreten, so sinnt er über neue Verbrechen nach.

Und kann es etwas Folgerichtigeres geben?

Wird er entdeckt, von neuem verhaftet, so findet er die Ruhe, das materielle Wohlsein des Gefängnisses wieder und seine lustigen, kühnen Genossen des Verbrechens und der Ausschweifung.

Ist er weniger verdorben als die andern, äußert er die geringste Reue, so setzt er sich grausamer Verhöhnung, teuflischem Gelächter, schrecklichen Drohungen aus.

Verläßt endlich, was so selten ist, daß es die Ausnahme von der Regel geworden, ein Sträfling dieses entsetzliche Pandämonium mit dem festen Vorsatze, durch Muth, Arbeit, Geduld und Ehrlichkeit auf den Pfad der Tugend zurückzukehren, gelang es ihm, seine entehrende Vergangenheit zu verheimlichen, so genügt das Zusammentreffen mit einem seiner ehemaligen Gefängnißgenossen, um das so mühsam aufgebaute Gerüst der Rehabilitation zum Einsturz zu bringen, und zwar auf folgende Weise:

Ein verstockter entlassener Sträfling schlägt einem reuigen entlassenen Sträfling ein Geschäft vor; dieser verweigert trotz gefährlichen Drohungen diese verbrecherische Mitwirkung, und alsbald enthüllt eine anonyme Angeberei die Lebensgeschichte dieses Unglücklichen, der um jeden Preis ein erstes Vergehen durch ein ehrenvolles Verhalten verbergen und abbüßen wollte.

Dann wird dieser Mann, der Verachtung oder doch dem Mißtrauen derer ausgesetzt, deren Theilnahme er durch Fleiß und Rechtschaffenheit erworben hatte, in Armuth gestürzt,

durch die Ungerechtigkeit erbittert, durch die Noth verleitet, nochmals und für immer in den Abgrund zurück versinken, aus dem er sich so mühsam herausgearbeitet hatte.

In den nachfolgenden Scenen werden wir diese ungeheuern und unvermeidlichen Folgen der gemeinschaftlichen Haft darzuthun versuchen.

Nach jahrhundertlangen barbarischen Proben und verderblicher Zögerung scheint man einzusehen, wie unverständig es ist, Leute, die nur eine reine gesunde Luft retten könnte, in eine durchaus verdorbene Atmosphäre einzuschließen.

Wie viele Jahrhunderte brauchte man, um zu erkennen, daß man das Gift verstärkt und unheilbar macht, wenn man die so am Krebs leidenden Menschen zusammendrängt!

Wie viele Jahrhunderte brauchte man, um zu erkennen, daß es gegen diesen um sich greifenden Aussatz, welcher den socialen Körper selbst bedroht, nur ein einziges Heilmittel giebt — die Absonderung.

Wir würden uns glücklich schätzen, wenn unsere schwache Stimme unter allen denen, wenn auch nicht gezählt, doch gehört würde, die, imponirender und beredter als die unserige, mit so gerechter und so ungeduldiger Eindringlichkeit die vollständige, absolute Anwendung des Zellen-Systems verlangen.

Eines Tages wird die Gesellschaft vielleicht auch wissen, daß das Böse eine zufällige, keine organische Krankheit ist, daß die Verbrechen fast immer Thaten einer Umkehrung der Instincte und Neigungen sind, die ihrem Wesen nach immer gut sind, aber durch die Unwissenheit, die Selbstsucht oder die Sorglosigkeit der Regierenden eine falsche Richtung erhalten und verdorben werden, und daß die Gesundheit der Seele, wie die des Körpers unabänderlich von den Gesetzen einer erhaltenden, vernünftigen Pflege bedingt wird.

Gott giebt Allen gebieterische Organe, kräftige Triebe und den Wunsch nach Wohlbefinden; der Gesellschaft kommt

es zu, diese Bedürfnisse zu befriedigen und im Gleichgewichte zu erhalten.

Der Mensch, der nichts als Körperkraft, guten Willen und Gesundheit erhalten, hat ein Recht, ein unverjährliches Recht auf billig bezahlte Arbeit, die ihm, nicht Ueberfluß, aber das Nothdürftige und die Mittel sichert, gesund und stark, thätig und arbeitsam, — folglich ehrlich und gut zu bleiben, weil er sich glücklich fühlen wird.

Die traurigen Regionen der Armuth und der Unwissenheit sind von kränklichen Wesen mit krankem Herzen bevölkert. Man reinige diese Cloaken, verbreite die Bildung, den Reiz der Arbeit, billigen Lohn für Arbeit, und alsbald werden diese kränklichen Gesichter, diese verkrüppelten Seelen sich wieder aufrichten zum Guten, d. h. zur Gesundheit, dem Leben der Seele.

— — — — — — — — — — — —

Wir führen den Leser in das Sprachzimmer des Gefängnisses La Force.

Es ist ein dunkler Saal, der Länge nach durch einen schmalen Gang mit Oeffnungen in zwei gleiche Hälften getrennt.

Ein Theil dieses Sprachzimmers steht mit dem Innern des Gefängnisses in Verbindung, und ist für die Gefangenen bestimmt.

Der andere stößt an das Bureau, und ist für die Fremden bestimmt, welche die Gefangenen besuchen.

Dieses Sehen, dieses Sprechen geschieht durch das doppelte eiserne Gitterwerk des Sprachzimmers hindurch in Gegenwart eines Aufsehers, der innerhalb des Ganges und am Ende desselben sich befindet.

Der Anblick der Gefangenen, die an diesem Tage in dem Sprachzimmer versammelt waren, gewährte zahlreiche Contraste; einige waren armselig gekleidet, andere schienen der arbeitenden Classe anzugehören und noch andere dem wohlhabenden Bürgerstande.

Denselben Standesunterschied bemerkte man auch unter den Personen, welche die Gefangenen besuchten; fast alle waren Frauen.

Im Allgemeinen sehen die Gefangenen minder traurig aus, als die Besuchenden, denn es ist eine merkwürdige, traurige und durch die Erfahrung bewiesene Thatsache, daß selten ein Kummer, eine Scham einer drei- oder viertägigen Haft in Gemeinschaft widersteht.

Diejenigen, welche sich am meisten vor der häßlichen Gesellschaft fürchten, gewöhnen sich bald daran; die Ansteckung ergreift sie; da sie sich von verdorbenen Geschöpfen umgeben sehen und nichts als schändliche Reden hören, so reißt sie eine gewisse wilde Nacheiferung mit fort, und die Neuankommenden tragen gewöhnlich eine eben so große Verderbtheit, eine eben so schamlose Lustigkeit zur Schau, wie die länger Anwesenden, entweder weil sie ihren Gefährten dadurch imponiren wollen, daß sie in Rohheit mit ihnen wetteifern, oder um sich selbst durch diese moralische Trunkenheit zu betäuben.

Kehren wir zu dem Sprachzimmer zurück.

Trotz dem Gesumme vieler halblaut geführten Gespräche von dem einen Ende des Ganges bis zum andern konnten Gefangene und Besuchende doch nach einiger Uebung mit einander sich unterhalten, wenn sie sich durchaus nicht durch das Gespräch ihrer Nachbarn zerstreuen ließen, was trotz dem lauten Austausch von Worten eine Art Geheimniß bewirkte, da jeder aufmerken mußte, aber kein Wort von dem hören durfte, was man neben ihm sprach.

Unter den in das Sprachzimmer gerufenen Gefangenen war Nicolaus Martial am weitesten von der Stelle entfernt, wo der Aufseher saß.

Der düstern Niedergeschlagenheit, die bei seiner Verhaftung auf seinem Gesichte lag, war ein rohes Selbstvertrauen gefolgt.

Der ansteckende, verderbliche Einfluß der gemeinsamen Haft trug bereits seine Früchte.

Wäre der Elende sofort in eine einsame Zelle gebracht worden, so würde er, unter der Einwirkung seiner Muthlosigkeit, mit dem Gedanken an seine Verbrechen, erschreckt durch die Strafe, die ihn erwartete, wenn auch nicht Reue, doch wenigstens die heilsame Furcht gefühlt haben, die nichts zerstreut hätte.

Und wer kann sagen, was ein unablässiges erzwungenes Nachdenken über die Verbrechen und über die Strafe bei einem Schuldigen bewirkt?

Da aber Nicolaus Martial mitten unter eine Schaar von Banditen kam, in deren Augen das geringste Zeichen von Reue eine Feigheit oder vielmehr ein Verrath ist, den sie schwer büßen lassen, — denn in ihrer Verstocktheit, in ihrem dummen Mißtrauen halten sie Jeden der Spionirerei für fähig, der, traurig und verstimmt, ihre kecke Sorglosigkeit nicht theilt und vor der Berührung mit ihnen schaudert, — da also Nicolaus unter diese Banditen gekommen war, da er überdies schon lange durch Hörensagen das Gefängnißleben kannte, so kämpfte er seine Schwäche nieder, um eines in den Annalen des Raubes und Mordes schon berühmten Namens würdig zu erscheinen.

Einige alte rückfällige Verbrecher hatten seinen Vater, andere seinen Bruder, den Galeerensträfling, gekannt, und er wurde deshalb von diesen Veteranen des Verbrechens mit ganz besonderer Theilnahme empfangen und begünstigt.

Diese brüderliche Aufnahme des Mörders unter Mördern machte den Sohn der Wittwe stolz, die Lobsprüche über die in seiner Familie erbliche Schlechtigkeit berauschten ihn. Er vergaß in dieser Betäubung bald die Zukunft, die ihm drohete, und erinnerte sich seiner Verbrechen nur, um sich derselben zu rühmen und sie zu übertreiben.

Der Ausdruck des Gesichtes Martial's war also frech und keck, wie der seines Besuchers unruhig und bestürzt. Dieser ihn Besuchende war der Vater Micou, der Hehler in der Passage de la Brasserie, in dessen Hause die Frau

von Fermont und deren Tochter, die Opfer der Habsucht des Notars Ferrand, eine Wohnung hatten nehmen müssen.

Der alte Micou wußte, welche Strafen ihn bedroheten, weil er bisweilen die Frucht der Diebereien des Nicolaus und Anderer zu niedrigen Preisen an sich gebracht hatte.

Da der Sohn der Wittwe verhaftet war, so konnte ihn dieser als denjenigen bezeichnen, der ihm das Gestohlene gewöhnlich abgekauft habe. Obgleich nun diese Anklage durch keine unumstößliche Beweise begründet werden konnte, so blieb sie doch nichts desto weniger gefährlich, sehr gefährlich für den alten Micou, weshalb er denn auch sofort die Befehle vollzogen hatte, die ihm Nicolaus durch einen das Gefängniß verlassenden Sträfling überbringen ließ.

„Nun, wie geht es, Vater Micou?“ fragte ihn der Räuber.

„Ihnen zu dienen, mein guter Herr,“ antwortete der Hehler sofort. „Sobald die Person, der Sie Auftrag gegeben hatten, bei mir gewesen war, habe ich —“

„Halt! Warum nennen Sie mich nicht mehr Du, Vater Micou?“ unterbrach ihn Nicolaus höhnisch. „Verachten Sie mich, — weil ich im Gefängnisse bin?“

„Nein, nein, mein Junge, ich verachte Niemanden,“ antwortete der Hehler.

„Nun, so sagen Sie Du, wie immer, oder ich glaube, Sie sind nicht mehr mein Freund, und das würde mir weh thun —“.

„Ach!“ sagte der alte Micou seufzend. — „Ich beschäftigte mich also sogleich mit Deinen kleinen Aufträgen—“

„So ist es recht, Vater Micou; ich wußte wohl, daß Sie Ihre Freunde nicht vergessen würden. — Und mein Tabak?“

„Ich habe zwei Pfund in dem Bureau abgegeben, mein Junge.“

„Ist er gut?“

„Er ist vom besten.“

„Und der Schinken?“

„Ist mit einem vierpfündigen weißen Brode ebenfalls abgegeben; ich habe Dir auch eine kleine Ueberraschung bereitet, die Du nicht erwartetest, — ein halbes Dutzend harte Eier und holländischen Käse!“

„Das nenne ich mir einen Freundschaftsdienst! Und Wein?“

„Ich brachte sechs versiegelte Flaschen mit, aber Du weißt, daß man Dir nur eine Flasche täglich geben wird.“

„Nun, — das muß man sich gefallen lassen.“

„Ich hoffe, daß Du mit mir zufrieden bist, mein Junge.“

„Gewiß, und ich werde es immer sein, Vater Micou, denn dieser Schinken, dieser Käse, diese Eier, dieser Wein werden nicht lange vorhalten, aber ich denke, der Vater Micou wird mich auch später nicht vergessen —“

„Wie? Du meinst —“

„Daß Sie nach zwei oder drei Tagen wieder für einige Vorräthe sorgen, Vater Micou.“

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich das thue, — einmal ist schon gut.“

„Einmal ist gut? Gehen Sie, Schinken und Wein sind immer gut; das wissen Sie recht wohl.“

„Wohl möglich, aber es liegt mir nicht ob, Dich mit Leckerbissen zu füttern.“

„Ach, Vater Micou, das ist schlecht, das ist ungerecht. Mir Schinken zu versagen, und ich habe Ihnen doch so oft Blei gebracht!“

„Schweig, Unglücklicher!“ entgegnete der Hehler erschrocken.

„Nein, ich werde die Sache dem Richter zur Entscheidung vorlegen, ich werde ihm sagen: Denken Sie sich, der alte Micou —“

„Schon gut, schon gut!“ fiel der Hehler ein, der mit eben so großem Entsetzen als Zorn erkannte, daß Nicolaus geneigt sei, die Gewalt zu mißbrauchen, welche er über ihn als seinen Mitschuldigen hatte, — „ich werde Dir wieder etwas bringen, wenn das Erste aufgezehrt ist.“

„So ist es recht. — Sie dürfen aber auch nicht vergessen, meiner Mutter und Schwester in St. Lazarus Kaffee zu schicken; sie trinken alle Tage früh ein paar Tassen, und sie würden ihn vermissen.“

„Auch noch? Willst Du mich ganz ausziehen?“

„Wie Sie wollen, Vater Micou. — Ich werde den Richter fragen, ob —“

„Na, — ich will den Kaffee noch geben,“ — unterbrach ihn der Hehler. — „Aber hol' Dich der Teufel und verflucht sei der Tag, an dem ich Dich kennen lernte!“

„Alter! Alter! Ich denke gerade das Gegentheil, und freue mich in diesem Augenblicke ungemein, Sie zu kennen. Ich verehre Sie wie meinen Vater und Ernährer —“

„Hoffentlich hast Du mir weiter nichts zu befehlen?“ fragte der alte Micou bitter.

„Doch, — sagen Sie meiner Mutter und meiner Schwester, daß ich zwar zitterte, als man mich verhaftete, daß ich aber gar nicht mehr zittere, und so entschlossen bin, als sie es nur immer sein können —“

„Ich werde es ihnen sagen . . . Ist das Alles?“

„Warten Sie. — Ich vergaß, Sie um zwei Paar recht warme wollene Strümpfe zu bitten; Sie werden nicht wollen, daß ich mir den Schnupfen hole, nicht wahr?“

„Daß Du platztest!“

„Ich danke, Vater Micou, später, jetzt nicht; ich will mich noch lange des Lebens freuen, wenn man mich nicht um einen Kopf kürzer macht, wie meinen Vater —“

„Du führst ein schönes Leben!“

„Ein prächtiges Leben! Seit ich hier bin, bin ich vergnügt wie ein König. Wenn man hier Lampen und Raketen hätte, würde man mir zu Ehren eine Illumination und ein Feuerwerk veranstaltet haben, als man erfuhr, daß ich der Sohn des berühmten Martial sei, der guillotinirt wurde.“

„Es ist rührend! — Schöne Verwandtschaft!“

„Nun, es giebt Herzöge und Marquis, — warum soll-

ten wir nicht auch unsern Adel haben?" sagte der Räuber mit schrecklicher Ironie.

„Ja, Ihr bekommt den Adelsbrief von dem Henker auf dem Schaffot."

„Nun freilich, von dem Pfaffen nicht. — Und ein hoher Diebsadel muß in den Gefängnissen sein, sonst hält man uns ja für gar nichts. Sie sollten einmal sehen, wie man mit dem Nicht-Adel da umgeht. — So ist hier z. B. ein gewisser Germain, ein kleiner junger Mann, der thut, als verabscheue und verachte er uns. — Er mag seine Haut in Acht nehmen, er ist ein Duckmäuser, und man hält ihn für einen Spion. Wenn das wahr ist, so schlägt man ihm die Nase nebst ein paar Zähnen ein."

„Germain? Dieser junge Mann heißt Germain?"

„Ja. — Kennen Sie ihn? Gehört er zu uns? Dann muß er trotz seinen —"

„Ich kenne ihn nicht, wenn es aber der Germain ist, von dem ich gehört habe, so steht seine Sache gut —"

„Wie so?"

„Er ist schon einmal beinahe in einen Hinterhalt gerathen, in den ihn der Haarige und der dicke Lahme vor einiger Zeit locken wollten."

„Warum denn?"

„Das weiß ich nicht. — Sie sagten, er habe in der Provinz Einen von ihrer Bande verrathen." [1])

---

1) Man erinnert sich, daß Germain, der durch einen Freund seines Vaters, des Schulmeisters, zum Verbrecher erzogen wurde, sich weigerte, einen Diebstahl zu begünstigen, der bei dem Banquier in Nantes, bei welchem er sich befand, unternommen werden sollte, seinen Prinzipal von dem beabsichtigten Unternehmen unterrichtete, und sich nach Paris flüchtete. Einige Zeit nachher begegnete er hier dem Elenden, dessen Mitschuldiger er in Nantes nicht hatte werden mögen, und wäre beinahe das Opfer eines nächtlichen Hinterhaltes geworden. Eben um neuen Gefahren zu entgehen, hatte Germain seine Wohnung in der Rue du Temple verlassen und seine neue geheim gehalten.

„Das dachte ich mir. — Germain ist ein Spion. — Er soll es empfinden. — Ich werde das meinen Freunden sagen. — Spielt der dicke Lahme Ihren Miethsleuten noch immer Streiche?"

„Gott sei Dank, ich bin ihn los! Du wirst ihn morgen oder übermorgen hier sehen — "

„Nun, da wird es was zu lachen geben!"

„Weil er hier Germain wiederfinden wird, sagte ich, die Sache des jungen Mannes stehe gut, — wenn es derselbe ist — "

„Warum hat man den dicken Lahmen eingesteckt?"

„Wegen eines Diebstahls, den er mit einem andern Entlassenen unternommen hat, der ehrlich werden und arbeiten wollte. Der Dicke ließ ihm keine Ruhe! Ich bin überzeugt, daß er den Koffer der beiden Frauenzimmer erbrochen hat, die in dem vierten Stocke meines Hauses wohnen."

„Welche Frauen? Ach ja —, zwei Frauenzimmer, von denen die eine Sie ganz in Flammen setzte, so hübsch fanden Sie sie."

„Sie werden Niemand mehr in Flammen setzen, denn jetzt wird die Mutter todt sein und mit der Tochter steht es nicht viel besser. Ich werde um eine vierzehntägige Miethe kommen, aber keinen Pfennig gebe ich zu ihrem Begräbnisse! Ich habe so Verluste genug gehabt, ungerechnet was ich Dir und Deiner Familie auf Dein Bitten zu geben habe. — Ich mache das Jahr gute Geschäfte!"

„Bah! Sie klagen immer, Vater Micou, und sind doch reich wie ein Krösus. — Doch ich will Sie nicht länger aufhalten — "

„Sehr gütig!"

„Sie bringen mir Nachrichten von meiner Mutter und Schwester, wenn Sie mich wieder mit Lebensmitteln versorgen?"

„Nun ja, ich muß es wohl — "

„Beinahe hätte ich etwas vergessen! Kaufen Sie mir

doch eine neue carrirte Sammetmütze mit einer Troddel; ich kann die meinige nicht mehr aufsetzen —"

„Du willst mich zum Narren haben?"

„Nein, Vater Micou, eine carrirte Sammetmütze will ich haben. — Ich habe mir das nun einmal in den Kopf gesetzt."

„Willst Du mich geradezu an den Bettelstab bringen?"

„Nun, nun, Vater Micou, ereifern Sie sich nicht; sagen Sie ja oder nein, wie Sie wollen. Ich zwinge Sie nicht, aber —"

Der Hehler wußte wohl, daß er in den Händen Martial's war, und stand auf, da er fürchtete, wenn er länger bleibe, mit noch mehreren Anforderungen bestürmt zu werden.

„Du sollst Deine Mütze haben," sagte er, „aber wenn Du mehr verlangst, bekommst Du nichts; es mag geschehen, was da will, Du hast so viel dabei zu verlieren als ich."

„Nur ruhig, Vater Micou. — Ich werde Sie nicht gleich verrathen."

Der Hehler ging achselzuckend fort und der Aufseher brachte Nicolaus wieder in das Innere des Gefängnisses.

In dem Augenblicke, als der alte Micou das Sprachzimmer verließ, trat Lachtaube ein.

Der Aufseher, ein Mann von vierzig Jahren, ehemaliger Soldat, trug ein frackähnliches Jäckchen, eine Mütze und blaue Beinkleider; auf seinem Kragen und auf dem Aufschlage sah man zwei mit Silber gestickte Sterne.

Bei dem Anblicke des Mädchens klärte sich das Gesicht dieses Mannes auf und nahm einen liebevollen, wohlwollenden Ausdruck an; es war ihm schon früher die Anmuth, die Freundlichkeit und die rührende Theilnahme aufgefallen, mit welcher Lachtaube Germain tröstete, wenn sie in das Sprachzimmer kam, um mit ihm zu sprechen. Germain seinerseits war ein ganz ungewöhnlicher Gefangener; seine Bescheidenheit, seine Sanftmuth und seine

Traurigkeit flößten den Gefängnißbeamten eine innige Theilnahme ein, die man ihm allerdings nicht merken ließ, um ihn nicht schlechterer Behandlung von Seiten seiner häßlichen Genossen auszusetzen, die ihn, wie wir bereits erwähnt haben, mit mißtrauischem Hasse betrachteten.

Draußen regnete es in Strömen, Lachtaube hatte aber, durch Ueberschuhe und ihren Regenschirm geschützt, muthig dem Winde und dem Regen getrotzt.

„Welch' böses Wetter, arme Demoiselle!" sagte der Aufseher freundlich zu ihr. „Es gehört Muth dazu, bei solchem Wetter auszugehen."

„Wenn man auf dem ganzen Wege an die Freude denkt, die man einem armen Gefangenen bereiten wird, kümmert man sich nicht um das Wetter."

„Ich brauche Sie nicht zu fragen, wen Sie besuchen wollen — "

„Allerdings. — Und wie geht es dem armen Germain?"

„Sehen Sie, meine liebe Demoiselle, ich habe viele Gefangene gesehen; sie waren einen Tag, zwei Tage traurig, dann machten sie es allmälig wie die Andern, und die traurigsten wurden oft später die lustigsten. — So ist es mit Germain nicht, — er sieht immer betrübter aus."

„Das betrübt mich so sehr."

„Wenn ich den Dienst im Hofe habe, sehe ich mich von der Seite nach ihm um; er ist immer allein. — Ich habe es Ihnen schon gesagt, Sie sollten ihm empfehlen, sich nicht so abzusondern, sondern es über sich zu gewinnen, mit den Andern zu sprechen; er wird sie sich noch alle auf den Hals ziehen. — Die Höfe werden zwar beaufsichtigt, aber ein Schlag ist bald gegeben — "

„Ach mein Gott, Herr, ist er noch mehr in Gefahr?" fragte Lachtaube.

„Das nun wohl nicht, aber diese Banditen sehen, daß er nicht ist wie sie, und sie hassen ihn, weil er wie ein ehrlicher Mann aussieht."

„Ich habe ihm schon empfohlen, das zu thun, was

Sie mir sagten, mit denen zu sprechen, die weniger schlecht sind, aber er kann seinen Widerwillen nicht überwinden—"

„Er thut unrecht. — Eine Schlägerei ist bald angefangen."

„Mein Gott! Kann man ihn nicht von den Andern trennen?"

„Seit den zwei Tagen, daß ich ihre schlechten Absichten gegen ihn bemerkte, rieth ich ihm, sich ein einzelnes Zimmer geben zu lassen — "

„Nun?"

„Ich hatte vergessen, daß eine ganze Reihe von Zellen ausgebessert wird und die übrigen sämmtlich besetzt sind—"

„Aber die schlechten Menschen sind im Stande, ihn umzubringen!" rief Lachtaube aus, deren Augen sich mit Thränen füllten. „Was könnten wohl Gönner für ihn thun, guter Herr?"

„Weiter nichts, als daß er das erhielte, was die Gefangenen erhalten, die bezahlen können, eine Zelle für sich."

„Ach dann ist er verloren, wenn man ihn in dem Gefängnisse haßt — "

„Beruhigen Sie sich, man wird noch aufmerksamer auf ihn sein. — Aber ich wiederhole Ihnen, liebe Demoiselle, rathen Sie ihm, sich Einigen näher anzuschließen, — nur der Anfang ist schwer — "

„Ich werde ihm dies dringend empfehlen, aber einem rechtschaffenen Menschen wird es freilich schwer, mit solchen Leuten vertraulich umzugehen."

„Man muß von zwei Uebeln das geringere wählen. — Ich werde Germain holen. — Aber, da fällt mir etwas ein," sagte der Aufseher, „es sind nur noch zwei Fremde da, warten Sie, bis sie fort sind, heute wird sonst Niemand kommen. Sie können dann ungestört mit Germain sprechen, ich könnte ihn sogar, wenn Sie allein sind, in den Gang hier hereinlassen, so daß Sie nur durch ein Gitter von ihm getrennt sein würden."

„Ach, Herr, wie gut sind Sie! Ich danke Ihnen."

„Still, damit man Sie nicht hört; die Andern würden neidisch werden. — Setzen Sie sich da unten nieder, am Ende der Bank, und sobald der Mann und die Frau da fort sind, werde ich Germain rufen.“

Der Aufseher begab sich auf seinen Posten und Lachtaube setzte sich traurig am Ende der Bank nieder, auf welcher die Fremden saßen.

Während das Mädchen auf die Ankunft Germain's wartet, wollen wir den Leser dem Gespräche der Gefangenen beiwohnen lassen, die noch in dem Sprachzimmer geblieben waren.

XVIII.

Der Spitzige.

Der Gefangene, welcher sich neben Nicolaus befand, war ein hagerer Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren mit einem schlauen, verständigen, jovialen, spöttischen Gesichte; er hatte einen sehr großen Mund, fast ohne Zähne; sobald er sprach, verzerrte er ihn von der rechten zur linken Seite, wie es meist alle die Leute thun, welche das gemeine Volk auf den Plätzen anzureden gewöhnt sind; sein maßlos dicker Kopf war fast gänzlich kahl; er trug eine alte graue Weste, Beinkleider von einer nicht zu ermittelnden Farbe, die zerrissen und an tausend Stellen ausgebessert waren; an den bloßen rothen Füßen, die zur Hälfte mit Lumpen umwickelt waren, hatte er hölzerne Pantoffeln.

Dieser Mann, Gobert mit Namen, ein ehemaliger Taschenspieler, war wegen Ausgabe von falschem Gelde in das Gefängniß gekommen, aber entlassen worden und jetzt von neuem verhaftet, weil er den ihm angewiesenen Auf-

enthaltsort verlassen hatte und einen Diebstahl in der Nacht mit Einbruch begangen haben sollte.

Ob er gleich seit wenigen Tagen in La Force war, so machte doch Gobert bereits, zur allgemeinen Zufriedenheit seiner Gefängnißgenossen, den Erzähler.

Jetzt sind die Erzähler sehr selten; sonst hatte jeder Saal seinen officiellen Erzähler, der als solcher eine gewisse Entschädigung von den Andern erhielt und durch seine Improvisationen in den langen Winterabenden den Gefangenen, die mit Dunkelwerden sich niederlegen müssen, die Langeweile vertrieb.

Es ist gewiß merkwürdig, daß sich bei diesen Elenden das Verlangen nach erfundenen Geschichten, nach rührenden Erzählungen findet; es ist für Denker gewiß eine beachtenswerthe Erscheinung. Diese bis ins Mark verdorbenen Menschen, diese Räuber und Mörder ziehen besonders die Geschichten vor, in denen sich edle, heroische Gefühle aussprechen, Schilderungen, in denen die unterdrückte Schwäche und die Tugend gerächt erscheint.

Eben so ist es bei den gefallenen Mädchen; sie lieben namentlich die Lectüre der naiven, rührenden und elegischen Romane und verabscheuen fast immer obscöne Schilderungen.

Erregt nicht der natürliche Instinct des Guten, verbunden mit dem Bedürfnisse, die Gedanken von Allem abziehen zu lassen, was sie an die Entwürdigung erinnert, in welcher sie leben, bei diesen unglücklichen Mädchen die geistige Zu- und Abneigung, die wir meinen?

Gobert zeichnete sich also in dieser Art heroischer Erzählungen aus, in denen die Schwäche nach tausend Hindernissen und Gefahren endlich über ihren Verfolger triumphirt. Er besaß überdies eine besondere Anlage zur Ironie, die ihm seinen Beinamen verschafft hatte, da seine Antworten oft beißend waren.

Er war eben in das Sprachzimmer getreten.

Ihm gegenüber, an der andern Seite des Gitters, sah man eine Frau von ungefähr fünfunddreißig Jahren mit blassem, sanftem, interessantem Gesichte, die ärmlich, aber reinlich gekleidet war; sie weinte bitterlich und hielt ihr Taschentuch vor die Augen.

Der Spitzige sah sie mit Ungeduld und Liebe zugleich an.

„Na, Johanna," sagte er zu ihr, „sei kein Kind. — Wir haben uns seit sechzehn Jahren nicht gesehen, und wenn Du immer das Tuch vor die Augen hältst, werden wir uns nicht wieder erkennen."

„Bruder, Armer Du, — ich ersticke, — ich kann nicht reden — "

„Was fehlt Dir denn?"

Seine Schwester, denn die Frau war seine Schwester, unterdrückte ihr Schluchzen, trocknete ihre Augen, sah ihn staunend an und sprach:

„Was mir fehlt! Wie! Ich finde Dich im Gefängnisse wieder, nachdem Du schon fünfzehn Jahre darin gewesen bist!"

„Das ist freilich wahr; ich bin vor einem halben Jahre aus dem Gefängnisse in Melun entlassen worden—; ich habe Dich in Paris nicht aufgesucht, weil mir die Hauptstadt verwehrt war — "

„Und schon wieder in dem Gefängnisse? Mein Gott, was hast Du schon wieder verbrochen? Warum hast Du Beaugency verlassen, das Dir zum Aufenthalte angewiesen war?"

„Warum? — Du solltest mich fragen, warum ich dahin gegangen bin!"

„Du hast Recht."

„Erstlich, liebe Johanna, stelle Dir vor, da uns diese Gitter trennen, ich hätte Dich geküßt und in meine Arme geschlossen, wie es sein muß, wenn man seine Schwester nach einer Ewigkeit wiedersieht. — Nun laß uns plaudern. — Ein Gefangener in Melun, den man den dicken Lah=

men nannte, hatte mir gesagt, in Beaugency wohne ein ehemaliger Sträfling, den er kenne und der Entlassene in einer Bleiweißfabrik beschäftige. Weißt Du, was Bleiweißfabrication ist?"

„Nein, Bruder."

„Das ist ein sehr hübsches Geschäft; diejenigen, welche sich damit abgeben, bekommen nach ein paar Monaten die Bleikolik und von drei Kolikkranken stirbt regelmäßig einer; die andern beiden sterben nun freilich auch, man muß gerecht sein, aber nach ihrer Bequemlichkeit, sie nehmen sich Zeit dazu, sie erholen sich wieder und halten es ein Jahr, höchstens anderthalb Jahr aus . . . Das Geschäft wird indeß nicht so schlecht bezahlt wie manches andere und manche Menschen haben die Eigenschaft, daß sie es zwei bis drei Jahre dabei aushalten, aber das sind die Alten, die hundertjährigen Greise der Bleiweißmacher. Du siehst, man stirbt jedenfalls dabei, aber man hat keine große Anstrengung."

„Und warum ergriffst Du ein so gefährliches Gewerbe, bei dem man stirbt, armer Bruder?"

„Was sollte ich thun? Als ich wegen der Geschichte mit dem falschen Gelde, wie Du weißt, nach Melun kam, war ich Taschenspieler. Da es in dem Gefängnisse keine Gelegenheit zum Betreiben meiner Kunst gab und ich nicht mehr Kraft habe als ein Floh, so mußte ich Kinderspielsachen machen. Ein Pariser Fabrikant fand es vortheilhafter, seine Zappelmänner, seine hölzernen Trompeten, seine hölzernen Säbel von Sträflingen verfertigen zu lassen. Wie viele solche Sächelchen habe ich in diesen funfzehn Jahren geschnitzt! Ich glaube, ich habe die Kinder eines ganzen Stadtviertels von Paris versorgt; — besonders in Trompeten war ich groß! Und Schnurren machte ich Dir! Schnurren, sage ich! Als meine Strafzeit abgelaufen, war ich Meister im Trompetenmachen. Man ließ mich zwischen drei oder vier kleinen Städten vierzig Stunden von Paris wählen, und Alles, was ich besaß, war meine

Geschicklichkeit in Verfertigung von Spielzeug. Angenommen nun, alle Einwohner des Städtchens, von den Greisen bis zu den Wickelkindern, hätten die Passion gehabt, auf meinen Trompetchen zu blasen, so würde ich doch Noth gehabt haben, so viel zu verdienen, daß ich ein paar Tage hätte leben können; aber ich konnte doch unmöglich einer ganzen Stadt einreden, von früh bis Abend auf Trompeten zu blasen, — man würde mich für einen Intriganten gehalten haben —"

„Mein Gott, Du lachst noch immer —"

„Lachen ist besser als weinen. Kurz und gut, da ich auch einsah, daß vierzig Stunden von Paris meine Taschenspielerkunst nicht mehr einbringen würde als die hölzernen Trompeten, so entschied ich mich für Beaugency, da ich unter die Bleiweißer gehen wollte. Man bekommt als solcher freilich greuliches Bauchgrimmen, aber ehe man daran stirbt, lebt man doch und so ist immer ein Vortheil dabei. Das Bleiweißgeschäft gefiel mir eben so gut als das Stehlen und besser, denn zum Stehlen habe ich weder Courage genug noch Kraft, und so habe ich denn auch die Sache, von der ich sogleich reden werde, rein aus Zufall gethan."

„Wenn Du auch Courage und Kraft hättest, Du würdest absichtlich nicht gestohlen haben."

„Ah! Glaubst Du das?"

„Ja, im Grunde bist Du nicht schlecht, denn zu der unglücklichen Geschichte mit dem falschen Gelde wurdest Du gegen Deinen Willen gezogen, fast gezwungen, wie Du weißt."

„Ja, Schwesterchen, aber siehst Du, funfzehn Jahre in einem Centralgefängnisse machen einen Menschen wie meinen Pfeifenstummel da, wäre er auch blank und weiß wie eine neue Pfeife hineingekommen. Als ich in Melun entlassen wurde, hatte ich keine Courage zum Stehlen."

„Du hattest aber den Muth, ein tödtliches Gewerbe zu betreiben? — Du willst Dich nur schlechter machen, als Du bist, Bruder."

„So wenig Courage ich auch besaß, so bildete ich mir doch ein — der Teufel soll mich holen, wenn ich weiß warum — ich würde der Bleikolik ein Schnippchen schlagen, sie fände an mir zu wenig zu nagen und würde deswegen weiter gehen; kurz ich würde einer von den Alten der Bleiweißer. Ich verthat zuerst das im Gefängnisse verdiente Geld, zu dem das noch kam, was ich durch Geschichtchenerzählen verdient hatte —"

„Wie Du uns sonst erzähltest? — Die arme Mutter freute sich immer so darüber, erinnerst Du Dich noch?"

„Die gute Frau! Und sie hat nie geahnt, daß ich in Melun sei?

„Nie; bis zu ihrem letzten Stündchen glaubte sie, Du wärest nach Amerika gegangen."

„Siehst Du, Schwesterchen, an meiner Dummheit ist mein Vater schuld, der mich erzog, den Bajazzo zu spielen, ihn in seinen Taschenspielerstückchen zu unterstützen, Werg zu fressen und Feuer zu speien; das benahm mir die Zeit, mit Söhnen französischer Pairs umzugehen, und ich machte schlechte Bekanntschaften. Ich komme aber wieder auf Beaugency. Als ich in Melun entlassen war, verjubelte ich zuerst das erhaltene Geld, natürlich; wenn man funfzehn Jahre eingesperrt gewesen ist, muß man doch einmal wieder frische Luft schöpfen und sich des Lebens freuen, zumal mir das Bleiweiß doch den Magen gefährlich verderben konnte: was hätte mir dann mein Geld aus dem Gefängnisse genützt, frage ich Dich? — Ich kam in Beaugency an, ohne einen Pfennig in der Tasche, und fragte nach dem Haarigen, dem Freunde des dicken Lahmen, dem Vorsteher der Fabrik. Gehorsamer Diener! In Beaugency gab es eben so wenig eine Bleiweißfabrik wie in meiner flachen Hand da; es waren elf Personen jährlich gestorben und der ehemalige Sträfling hatte die Bude zugemacht. Da war ich denn in dem Städtchen, — mit meinem Talente für Trompetchenfabrication und meiner Karte aus dem Gefängnisse als Empfehlung. — Ich sah mich nach Be-

schäftigung nach meinen Kräften um, und da ich keine Kräfte hatte, so kannst Du Dir leicht denken, wie man mich empfing; Dieb hieß es da, Lump dort, entlassener Sträfling überall. Sobald ich mich irgendwo zeigte, hielt sich Jedermann die Taschen zu, ich mußte also in einem solchen Loche verhungern, das ich binnen fünf Jahren nicht verlassen sollte. Ich entfernte mich deshalb, um nach Paris zu gehen und da meine Talente nützlich anzuwenden. Da ich die Mittel nicht besaß, in einem Wagen mit vier Pferden dahin zu fahren, so bettelte ich mich durch bis dahin, ging den Gensd'armen aus dem Wege wie der Hund den Prügeln, hatte Glück und kam ohne Hinderniß bis Auteuil. Ich war müde, hatte teufelmäßigen Hunger und war, wie Du siehst, ohne allen Luxus gekleidet —" Er warf dabei einen lächelnden Blick auf seine Lumpen. „Ich hatte keinen Pfennig Geld und konnte als Vagabund arretirt werden. — Da zeigte sich eine Gelegenheit, der Teufel verleitete mich und trotz meinem Mangel an Courage "

„Genug, Bruder, genug," fiel die Schwester ein, weil sie fürchtete, der Aufseher, ob er gleich ziemlich entfernt war, möchte dieses gefährliche Geständniß hören.

„Du fürchtest, daß man mich höre," entgegnete er; „da sei ganz ruhig, ich brauche nichts zu verheimlichen; man hat mich auf der That ertappt und ich konnte nichts läugnen; ich habe deshalb Alles gestanden und weiß, was mich erwartet; meine Rechnung ist richtig."

„Mein Gott!" erwiederte die arme Frau weinend, „mit welcher Ruhe sprichst Du davon —"

„Was würde es helfen, wenn ich mit Unruhe davon spräche? Sei vernünftig, Johanna; soll ich Dich trösten?"

Johanna wischte ihre Thränen ab und seufzte.

„Wieder auf meine Geschichte zu kommen," fuhr der Gefangene fort. „Ich war gegen Abend in Auteuil eingetroffen und konnte nicht weiter; ich wollte nur in der Nacht in Paris einziehen und hatte mich hinter eine Hecke niedergesetzt, um auszuruhen und über meinen Feldzugsplan

nachzudenken. Ueber dem Nachdenken schlief ich allmälig ein; ein paar Stimmen weckten mich; es war ganz finster; ich horchte; es war ein Mann und eine Frau, die auf dem Wege über meiner Hecke drüben mit einander sprachen. Der Mann sagte zu der Frau: Wer soll uns denn bestehlen? Haben wir das Haus nicht hundertmal allein gelassen? — Ja, versetzte die Frau, aber wir hatten da auch nicht hundert Francs in der Commode. — Wer weiß denn das? meinte der Mann. — Du hast Recht! antwortete die Frau und die Leute gingen weiter. — Die Gelegenheit kam mir zu schön vor, als daß ich sie hätte entschlüpfen lassen dürfen; Gefahr war nicht dabei. Ich wartete also, bis der Mann und die Frau sich entfernt hatten, um hinter meiner Hecke hervorzukommen. Etwa zwanzig Schritte von mir sah ich ein Häuschen; das mußte das mit den hundert Francs sein, denn ein anderes konnte ich nicht erblicken; Auteuil war 500 Schritte entfernt. Courage! rief ich mir zu; es ist Nacht und Niemand zu Hause; wenn kein Hund Wache hält (Du weißt, daß ich mich immer vor Hunden gefürchtet habe), so ist die Sache gelungen. Es hielt glücklicherweise kein Hund Wache. — Um recht sicher zu gehen, klopfte ich an der Thüre an, — nichts, — das machte mir Muth. Die Laden im Parterre waren zugemacht; ich steckte meinen Stock hinter einen, zwängte ihn auf und stieg durch das Fenster in eine Stube hinein; in dem Kamine glühten noch ein paar Kohlen, es war also nicht ganz finster; ich erblickte eine Commode, an der sich kein Schlüssel befand, nahm eine Zange, zwängte die Schubkasten auf und fand unter einem Haufen Wäsche den Schatz in einem alten wollenen Strumpfe; ich nahm nichts weiter, sprang durch das Fenster wieder heraus und fiel — rathe einmal! Das war ein Zufall! —"

„Mein Gott! erzähle!"

„Auf den Rücken des Feldhüters, der in das Dorf zurückging."

„Welches Unglück!"

„Der Mond war aufgegangen; er sah mich aus dem Fenster herauskommen und packte mich. Er war ein Kerl, der es mit zehn wie ich aufgenommen hätte. — Da ich die Courage nicht besaß, ihm zu widerstehen, so ergab ich mich in mein Schicksal. — Ich hatte den Strumpf noch in der Hand; er hörte das Geld klingen, nahm mir Alles ab, steckte es in seine Jagdtasche und nöthigte mich, ihm nach Auteuil zu folgen. Mit einem Gefolge von Straßenjungen und Gensd'armen kamen wir bei dem Maire an; die Eigenthümer sollten zu Hause erwartet werden; als sie zurückkamen, machten sie ihre Aussage. — Ich konnte nicht läugnen, gestand Alles ein und unterzeichnete das Protocoll, worauf man mir Handschellen anlegte. So ging es fort —"

„Nun bist Du wieder im Gefängniß vielleicht auf lange Zeit."

„Ich will Dich nicht hintergehen, Johanna, Dir vielmehr lieber Alles sagen —"

„Was noch?"

„Muth! Muth!"

„Aber so sage es doch!"

„Es handelt sich nicht mehr um das Gefängniß."

„Wie so?"

„Da Rückfall, Einbruch und Einsteigen in der Nacht in ein bewohntes Haus vorliegen, — hat mir der Advocat gesagt, — so sei die Sache außerordentlich klar und einfach, ich würde auf funfzehn bis zwanzig Jahre auf die Galeeren kommen und überdies am Pranger ausgestellt werden —"

„Auf die Galeeren! Du bist so schwächlich und wirst da sterben!" rief die unglückliche Schwester schluchzend aus.

„Und wenn ich unter die Bleiweißer gegangen wäre?"

„Aber die Galeeren, ach Gott, die Galeeren!"

„Hm! Das ist Gefängniß im Freien mit rother Kutte

statt einer braunen, und dann wünschte ich immer das Meer zu sehen. — Wie werde ich die Augen aufreißen!"

„Aber der Pranger, Unglücklicher! — Dem Spotte Aller ausgesetzt zu sein! Ach Gott, mein armer Bruder!"

Und die Unglückliche weinte wieder.

„Sei vernünftig, Johanna; — es ist eine schlimme Viertelstunde, und wenn mir recht ist, sitzt man sogar dabei. Bin ich überdies nicht daran gewöhnt, viel Volk um mich zu sehen? Als ich meine Taschenspielerkünste zeigte, hatte ich immer viel Leute um mich; ich werde mir vorstellen, ich escamotire, und wenn es mir zu arg wird, drücke ich die Augen zu; das ist eben so gut, als sähe man mich nicht."

Der Unglückliche wollte, indem er mit solchem Cynismus sprach, weniger eine verbrecherische Unempfindlichkeit zur Schau tragen, als durch diese scheinbare Gleichgiltigkeit seine Schwester beruhigen und trösten.

Für einen Menschen, der an das Gefängnißleben gewöhnt, bei dem nothwendigerweise jede Scham erstorben, ist das Bagno nur eine Veränderung, ein Kleiderwechsel, wie Gobert sich mit schrecklicher Wahrheit ausdrückte.

Viele Gefangene in dem Centralgefängnisse ziehen sogar das Bagno des dortigen geräuschvollen Lebens wegen vor und machen sich oft eines Mordversuches schuldig, um nach Brest oder Toulon geschickt zu werden.

Man begreift das nun; sie hatten, bevor sie in das Bagno kamen, fast eben so viel Arbeit, ihrer Beschäftigung nach, und die rechtschaffensten Hafenarbeiter haben es nicht besser als die Sträflinge. Sie betreten und verlassen die Werkstätten zu gleicher Zeit, und die Lager, auf denen sie ihre von der Arbeit erschöpften Glieder ausstrecken, sind oft nicht besser als die der Sträflinge.

Aber sie sind frei, wird man sagen.

Ja, sie sind frei — einen Tag, den Sonntag, und dieser Tag ist auch für die Sträflinge ein Ruhetag.

Sie haben die Schande, die Brandmarkung nicht.

Was aber ist die Schande, die Brandmarkung für diese

Elenden, welchen jeden Tag das Herz in dieser höllischen Atmosphäre mehr verhärten und alle Grade der Schande in dieser Schule des wechselseitigen Unterrichts annehmen, in welcher die größten Verbrecher die angesehensten sind?

Das sind die Folgen des jetzigen Strafsystems.

Das Gefängniß ist sehr gesucht, man bittet oft um — das Bagno.

„Zwanzig Jahre Galeeren! Ach Gott! Ach Gott!“ wiederholte die arme Schwester Gobert's.

„Aber beruhige Dich doch, Johanna, ich bekomme nur so viel als ich verdient habe, und ich bin zu schwächlich, als daß man mich zu Zwangsarbeiten verwenden könnte. — Wenn es keine Fabrik von Trompetchen und hölzernen Säbeln da giebt wie in Melun, wird man mir eine leichte Arbeit anweisen, in dem Krankenhause z. B. mich beschäftigen; ich bin nicht stöckisch, sondern eine gute Haut; ich werde Geschichtchen erzählen, wie hier, werde mir die Liebe meiner Vorgesetzten, die Achtung meiner Cameraden erwerben und Dir geschnitzte Cocosnüsse und Strohkästchen für meine Neffen und Nichten schicken. Der Wein ist eingeschenkt, er muß getrunken werden.“

„Wenn Du mir nur geschrieben hättest, daß Du nach Paris kommen wolltest, so würde ich mich bemüht haben, Dich zu beherbergen und zu verstecken, bis Du eine Beschäftigung gefunden.“

„Ich wollte auch zu Dir kommen, mochte aber nicht gern mit leeren Händen erscheinen, und übrigens sehe ich auch an Deinem Anzuge, daß Du nicht mit Vieren fährst. Wie geht es Deinen Kindern, Deinem Manne?“

„Erwähne ihn nicht.“

„Immer noch Bruder Liederlich? Schade! Er ist sonst ein guter Arbeiter.“

„Er macht mich recht unglücklich und ich hatte Herzeleid genug ohne das, das Du mir machst.“

„Wie so? Dein Mann?“

„Vor drei Jahren hat er mich verlassen, nachdem er unsere ganze Wirthschaft verkauft, so daß mir nichts übrig blieb als meine Kinder und mein Strohsack statt des ganzen Mobiliars.“

„Das hattest Du mir nicht gesagt!“

„Warum auch? Du hättest Dich doch gegrämt.“

„Arme Johanna! Und wie hast Du Dich mit Deinen drei Kindern durchgebracht?“

„Ich habe viel Unglück gehabt; ich arbeitete so viel ich konnte, machte Fransen, die Nachbarinnen standen mir bei und nahmen sich der Kinder an, wenn ich nicht zu Hause war. — Obgleich mir nichts gelungen ist, habe ich doch einmal im Leben Gluck gehabt, es nutzte mir freilich nichts meines Mannes wegen —“

„Warum?“

„Mein Posamentirer hatte meine Noth einem seiner Abnehmer erzählt, auch ihm mitgetheilt, daß mein Mann mich verlassen, nachdem er unsere Wirthschaft verkauft, und daß ich trotzdem mit allen Kraften arbeite, um meine Kinder zu erziehen. Als ich eines Tages nach Hause kam, fand ich meine Wohnung neu meublirt, ein gutes Bett, Meubles, Wäsche, — Alles von dem wohlthätigen Abnehmer meines Posamentirers.“

„Ein braver Mann! — Arme Schwester! Warum hast Du mir nicht geschrieben und mir Deine Noth mitgetheilt? Ich würde Dir mein Geld geschickt, statt es verjubelt haben.

„Ich frei und Dich, den Gefangenen, um etwas ansprechen!“

„Ich erhielt auf Kosten der Regierung Kost, Heizung und Wohnung, was ich verdiente, war reiner Profit. Da ich wußte, daß der Schwager ein guter Arbeiter und die Schwester eine gute Arbeiterin und Wirthin war, so blieb ich ruhig und verjubelte mein Geld.“

„Mein Mann war ein guter Arbeiter, ja, aber er hat sich auf die schlechte Seite geworfen. Aber als die unerwar-

tete Hilfe gefunden, faßte ich neuen Muth; meine älteste Tochter konnte auch schon etwas verdienen und wir waren glücklich bis auf den Kummer, Dich in Melun zu wissen. Die Arbeit ging, meine Kinder waren anständig gekleidet, es fehlte ihnen fast an nichts, ja es kam so weit, daß ich fünfunddreißig Francs bei Seite legen konnte. Da erschien plötzlich mein Mann wieder. Ich hatte ihn seit einem Jahre nicht gesehen. Da er mich hübsch eingerichtet fand, so nahm er mir mein Geld, blieb da, ohne zu arbeiten, betrank sich alle Tage und schlug mich, wenn ich mich beklagte."

„Der Lump!"

„Noch nicht genug! Er hatte in unsere Wohnung ein schlechtes Weib gebracht, mit der er lebte; ich mußte dies zum zweiten Male dulden. Allmälig fing er auch wieder an, die Meubles zu verkaufen, die ich besaß. — Da ich voraussah, wie es kommen würde, so ging ich zu einem Advocaten, der im Hause wohnte, um ihn um Rath zu fragen, was ich zu thun hätte, um meinen Mann zu hindern, mich und meine Kinder noch einmal an den Bettelstab zu bringen."

„Das war sehr einfach; Du brauchtest Deinen Mann nur aus dem Hause zu werfen."

„Ja, aber dazu hatte ich kein Recht. Der Advocat sagte mir, mein Mann könne als Haupt der Familie über Alles verfügen und dürfe im Hause bleiben, ohne etwas zu thun, es sei ein Unglück, aber ich müsse mich fügen; wegen seiner Geliebten aber, die er bei sich habe, könne ich auf Scheidung von Tisch und Bett antragen, wie er es nannte, auch würde ich um so leichter klagen können, da ich Zeugen habe, daß er mich geschlagen, aber die Scheidung würde wenigstens, wenigstens vier- bis fünfhundert Francs kosten. Denke Dir! Soviel fast als ich in einem Jahre verdienen kann! Wer sollte mir eine solche Summe leihen? Wie sollte ich sie dann zurückzahlen? Und fünfhundert Francs — auf einmal —, das ist ja ein Vermögen!"

„Es giebt aber ein sehr einfaches Mittel, fünfhundert Francs zu erlangen," sagte der Spitzige bitter, — „man

braucht nur seinen Magen ein Jahr lang an den Nagel zu hängen, von der Luft zu leben und sehr fleißig zu arbeiten. — Ich wundere mich, daß der Advocat Dir diesen Rath nicht ertheilt hat —"

„Du machst immer Späße —"

„Diesmal nicht," entgegnete Gobert mit Unwillen, „denn es ist eine Niederträchtigkeit, daß die Gerechtigkeit für die armen Leute so theuer ist. Du bist eine brave, würdige Familienmutter und arbeitest mit allen Kräften, um Deine Kinder rechtschaffen zu erziehen, Dein Mann ist ein liederlicher Lump, schlägt Dich, bestiehlt Dich, und vertrinkt das Geld, das Du verdienst; Du wendest Dich an die Gerichte, damit sie Dich schützen, damit Du dem Taugenichts das Deinige aus den Klauen reißen kannst. Aber die Gerichte sagen: Ja, Sie haben Recht, Ihr Mann ist ein Taugenichts, man wird Ihnen zu Ihrem Rechte verhelfen, aber das Recht wird fünfhundert Francs kosten. — Fünfhundert Francs, — gerade so viel als Du brauchst, um mit Deiner Familie ein Jahr zu leben. Siehst Du, Johanna, alles das beweist, wie das Sprichwort sagt, daß es nur zwei Arten von Menschen giebt: die, welche gehenkt werden, und die, welche gehenkt zu werden verdienen."

Lachtaube, die allein war und mit Niemandem zu reden hatte, hörte Alles mit an, was die arme Frau erzählte, und empfand das innigste Mitleid mit ihr. Sie nahm sich vor, das Unglück Rudolph zu erzählen, sobald sie ihn sähe, denn sie zweifelte nicht, daß er auch hier helfen würde.

XIX.

Vergleichung.

Lachtaube, welche an dem traurigen Schicksale der Schwester des Gefangenen den innigsten Antheil nahm,

wendete die Augen nicht ab von ihr und suchte sich ihr etwas zu nähern, als leider wieder ein Fremder in das Sprachzimmer trat, nach einem Gefangenen fragte, den man holte, und sich zwischen Johanna und Lachtaube auf die Bank setzte.

Diese konnte bei dem Anblicke dieses Mannes eine gewisse Ueberraschung, ja Furcht nicht bergen.

Sie erkannte in demselben einen der beiden Gerichtsdiener, welche Morel hatten verhaften wollen.

Dies erinnerte Lachtaube an den hartnäckigen Verfolger Germain's und erhöhete ihre Traurigkeit, die sie über der rührenden Erzählung der Schwester Gobert's etwas vergessen hatte.

Sie rückte von ihrem neuen Nachbar so weit als möglich hinweg, lehnte sich an die Wand und versank wieder in ihre traurigen Gedanken.

„Siehst Du, Johanna," fuhr der Spitzige fort, dessen joviales Gesicht sich plötzlich verdüstert hatte, „ich bin weder stark noch muthig, aber wenn ich dabei gewesen wäre, als Dein Mann Dich so behandelte, würde es zwischen ihm und mir nicht eben freundschaftlich zugegangen sein. Aber Du warst auch zu gutmüthig —"

„Was sollte ich thun? Ich mußte wohl über mich ergehen lassen, was ich nicht hindern konnte. — So lange es bei uns noch etwas zu verkaufen gab, verkaufte mein Mann, um mit seiner Geliebten in das Wirthshaus zu gehen, Alles, selbst das Sonntagskleidchen meiner jüngsten Tochter."

„Aber warum gabst Du ihm das Geld, das Du verdientest? Warum verstecktest Du es nicht?"

„Ich versteckte es, aber er schlug mich so lange, bis ich es ihm gab. — Und ich gab es ihm weniger wegen der Schläge, als weil ich dachte: Ich darf mich von ihm nicht zu sehr schlagen lassen, damit ich im Stande bleibe, lange zu arbeiten; was sollte aus mir werden, wenn er mir z. B. einen Arm zerschlüge? Wer sollte meine Kinder ernähren? Wenn ich in das Hospital gehen muß, müssen sie unterdeß

verhungern. — Du kannst Dir denken, Bruder, daß ich lieber das Geld meinem Manne gab, um nicht geschlagen, verletzt zu werden, damit ich weiter arbeiten könnte."

„Arme Frau! Man spricht von Märtyrern, — Du bist eine Märtyrerin."

„Und doch habe ich niemals Jemandem etwas zu Leid gethan; ich verlangte nichts als zu arbeiten, meinen Mann und meine Kinder zu pflegen. — Es giebt nun einmal Glückliche und Unglückliche, wie es Gute und Böse giebt!"

„Ja, und es ist erstaunlich, wie glücklich die Guten sind! — Bist Du denn jetzt Deinen schlechten Mann endlich los?"

„Ich hoffe es; er hat mich verlassen, nachdem er Alles verkauft, selbst die Bettstelle und die Wiege meiner beiden kleinen Kinder. — Aber wenn ich denke, daß er noch Schlimmeres im Sinne hatte —"

„Was?"

„Wenn ich sage „er", so meine ich eigentlich das schlechte Weib, das ihn antrieb; deshalb erwähne ich es auch. Eines Tages sagte er zu mir: Hat eine Familie eine hübsche Tochter von fünfzehn Jahren wie die unsrige, so ist sie sehr dumm, wenn sie von ihrer Schönheit keinen Gewinn zieht."

„Ich begreife. — Nachdem er die Habseligkeiten verkauft hatte, wollte er die Kinder verkaufen."

„Als er das sagte, siehst Du, Bruder, stieg mir das Blut nach dem Kopfe und ich habe ihn durch meine Vorwürfe schamroth gemacht. Als seine schlechte Concubine sich in unsern Streit mischen wollte und behauptete, mein Mann könne mit seiner Tochter machen, was er wolle, bediente ich sie dermaßen, daß mein Mann mich schlug, und seitdem habe ich Beide nicht wieder gesehen."

„Siehst Du, Johanna, es werden manche Menschen zehn Jahre in das Gefängniß gesteckt, die nicht so viel ver-

brochen haben als Dein Mann; sie beraubten wenigstens nur Fremde. Er ist ein schlechter Kerl!“

„Im Grunde ist er doch nicht schlecht; schlechte Gesellschaften im Wirthshause haben ihn verdorben —“

„Ja, einem Kinde würde er nichts zu Leide thun; aber einer erwachsenen Person —? Das ist etwas Andres.“

„Nun man muß das Leben nehmen, wie es uns der liebe Gott giebt. — Ich hatte, nachdem mein Mann fort war, doch wenigstens nicht mehr zu fürchten, krumm und lahm geschlagen zu werden, und faßte wieder Muth. Da wir keine Matratze kaufen konnten, — vor allen Dingen muß man leben und den Miethzins bezahlen und wir beide, ich und meine älteste Tochter, meine arme Katharina, verdienten kaum vierzig Sous des Tages, da meine beiden andern Kindern noch zu klein sind, um etwas verdienen zu können, — da wir also keine Matratze kaufen konnten, so schliefen wir auf einem Strohsack, den wir mit dem Strohe stopften, welches wir an der Thüre eines Ausstopfers in unserer Gasse auflasen —“

„Und ich habe mein Geld verjubelt! Ich habe mein Geld verjubelt!“

„Du konntest ja von meiner Noth nichts wissen, weil ich Dir nichts davon sagte. — Ich und Katharina haben mit verdoppelter Anstrengung gearbeitet. — Das arme Kind! Wenn Du wüßtest, wie rechtlich, wie fleißig, wie gut sie ist! Alles sucht sie mir an den Augen abzusehen, nie klagt sie und doch — hat sie schon erfahren, was Noth ist, ob sie gleich erst fünfzehn Jahre zählt. — Siehst Du, Bruder, ein solches Kind zu haben, tröstet mich über vielerlei,“ sagte Johanna, indem sie ihre Thränen abtrocknete.

„Sie ist Dein Ebenbild, wie ich sehe; diesen einen Trost wenigstens mußtest Du haben —“

„Ich kümmere und gräme mich auch mehr ihretwegen als meinetwegen, denn seit zwei Monaten hat sie fast keinen Augenblick aufgehört zu arbeiten; einmal in der Woche geht sie aus, um die wenige Wäsche, die uns mein Mann

gelassen hat, an der Seine zu waschen; die ganze übrige Zeit sitzt sie und arbeitet. Leider ist das Unglück für sie zu früh gekommen; ich weiß wohl, daß es einmal gewiß kommt, manche Leute haben aber doch wenigstens ein oder ein paar Jahre Ruhe. — Auch thut es mir leid, Bruder, daß ich für Dich fast gar nichts thun kann. — Ich will mich indeß bemühen —"

„Glaubst Du denn, ich würde etwas annehmen? Im Gegentheil, ich verlangte einen Sou von dem Ohrenpaare, um meinen Cameraden meine Geschichtchen zu erzählen; jetzt werde ich zwei verlangen, und wenn sie diese nicht zahlen, hören sie nichts mehr; das wird eine Beihilfe für Dich. — Warum nimmst Du aber keine meublirte Wohnung? Daraus könnte Dein Mann doch nichts verkaufen."

„Eine meublirte Wohnung? Bedenke doch, wir sind unserer vier und man würde wenigstens zwanzig Sous täglich verlangen; wovon wollten wir leben? Jetzt kostet uns unsere Stube nur fünfzig Francs jährlich."

„Du hast Recht, Schwester," antwortete der Spitzige mit bitterer Ironie, „arbeite, plage Dich, um Deine Wirthschaft wieder etwas in den Stand zu setzen; sobald Du wieder etwas verdient hast, wird Dich Dein Mann von neuem bestehlen und dann — Deine Tochter verkaufen, wie er die Meubles verkauft hat."

„Ehe ich das zugäbe, würde ich mich lieber todtschlagen lassen. — Meine arme Katharine!"

„Er wird Dich todtschlagen und Deine arme Katharine verkaufen. — Er ist Dein Mann, nicht wahr? Er ist das Haupt der Familie, wie der Advocat zu Dir sagte, so lange Ihr nicht geschieden werdet, und da Du fünfhundert Francs nicht daran zu wenden vermagst, mußt Du Dich fügen, Dein Mann hat das Recht, seine Tochter von Dir wegzunehmen und dahin zu bringen, wohin er will. Das arme Kind wird nicht davonkommen, wenn er und seine Geliebte sie in das Unglück stürzen wollen —"

„Mein Gott! Mein Gott! Es müßte ja keine Gerech-

tigkeit in der Welt geben, wenn eine solche Schändlichkeit möglich wäre!"

„Gerechtigkeit?" rief der Spitzige mit lautem höhnischem Lachen; „es ist damit wie mit dem Fleische, das für die Armen auch zu theuer ist. — Aber wenn sie nach Melun zu schicken, an den Pranger zu stellen, in das Bagno zu werfen sind, — ja, das ist etwas Anderes, diese Gerechtigkeit giebt man ihnen umsonst. — Legt man ihnen den Kopf vor die Füße, so geschieht dies auch — gratis, — immer umsonst. — Immer herein! Immer herein!" — setzte der Spitzige in seinem Jahrmarktstone hinzu, „es kostet weder zehn Sous, noch zwei Sous, noch einen Sou, nicht einmal eine Centime, nein, meine Herrn, es kostet die Kleinigkeit von — gar nichts; da braucht sich Niemand auszuschließen; es kostet nur den Kopf; den Schnitt und die Frisur besorgt die Regierung. Das ist die unentgeltliche Gerechtigkeit. — Die Gerechtigkeit aber, die dafür sorgte, daß eine brave Mutter nicht geschlagen und bestohlen werde von ihrem Lump von Manne, der seine Tochter verhandeln kann und will, — diese Gerechtigkeit kostet fünfhundert Francs, und — Du darfst also nicht daran denken, arme Johanna."

„Ach, Bruder," sagte die unglückliche Frau mit bittern Thränen, „Du erschreckst mich."

„Mir ist es auch greulich zu Muthe, wenn ich an Dein und Deiner Familie Schicksal denke und — Dir doch nicht helfen kann. Ich sehe aus, als lachte ich immer. Aber, ich besitze eine doppelte Lustigkeit, Johanna, eine lustige Lustigkeit und eine traurige. — Ich bin nicht stark und muthig genug, um schlecht, wild und rachsüchtig zu sein wie die Andern, — ich erleichtere mich immer durch mehr oder minder spaßige Redensarten. Meine Feigheit und meine Körperschwäche sind Ursache, daß ich nicht schlimmer geworden, als ich bin. Das verfluchte einzelne Häuschen, in dem keine Katze und besonders kein Hund war, mußte mir so im Wege stehen, — um mich zum Diebstahl zu treiben. — Zufällig

mußte auch der Mond prächtig scheinen, denn in der Nacht und allein fürchte ich mich teufelmäßig —"

„Deswegen habe ich auch immer gesagt, daß Du besser seiest als Du glaubst. — Ich hoffe deshalb auch, daß die Richter Mitleid haben werden —"

„Mitleid mit mir? Mit einem entlassenen rückfälligen Sträflinge? Darauf rechne nicht. — Ich habe auch nichts dagegen, denn es ist mir einerlei, ob ich hier oder dort oder anderswo bin. Schlecht bin ich nicht, da hast Du Recht; die, welche es sind, hasse ich nach meiner Art, indem ich über sie spotte. — Nachdem ich lange Geschichten erzählt habe, in denen, meinen Zuhörern zu Gefallen, diejenigen, welche die andern blos aus Grausamkeit peinigen, endlich ihren Lohn erhalten, fühle ich endlich, wie ich erzähle."

„Die Leute, die hier sind, hören solche Geschichten gern? Ich hätte das nicht geglaubt."

„Wenn ich ihnen Geschichten erzählen wollte, in denen Einer, der stiehlt oder mordet, um zu stehlen, endlich gestraft wird, würden sie mich nicht ausreden lassen; wenn es sich aber um eine Frau oder um ein Kind handelt oder um einen armen Teufel wie ich, den man nur so niederwirft, und ein Schwarzbart mißhandelt und verfolgt sie, blos um sie zu verfolgen, der Ehre wegen, wie man sagt, so jubeln sie vor Freude, wenn der Schwarzbart am Ende der Geschichte seinen Lohn erhält. Eine Geschichte namentlich habe ich: Gringalet und Schneidentzwei, welche in Melun Furore machte, und die ich hier noch nicht erzählt habe. Ich habe sie für heute Abend versprochen, aber sie werden tüchtig zahlen müssen und es soll Dir zu Gute kommen. — Ich will sie auch niederschreiben für Deine Kinder. — Gringalet und Schneidentzwei wird sie amüsiren und, ganz unbesorgt! Nonnen könnten sie lesen."

„Nun, armer Bruder, es ist ein Trost für mich, daß Du Deines Charakters wegen nicht so unglücklich bist als die Andern."

„Wenn ich wie ein gewisser Gefangener in unserm Saale wäre, würde ich mir selbst leid thun. — Der arme Bursch! Ich fürchte, daß er, ehe der Tag vergeht, an der einen oder andern Seite blutet, — es ist ein schlimmes Complot gegen ihn für diesen Abend im Gange —"

„Mein Gott, will man ihm etwas zu Leide thun? Mische Dich wenigstens nicht hinein, Bruder."

„So dumm bin ich nicht. — Ich habe munkeln gehört, — man sprach vom Knebeln, damit er nicht schreien könnte, und damit man nichts sieht, wollen sie sich im Kreise um ihn herum stellen, als wenn sie einen unter sich anhörten, der ein Journal oder sonst etwas vorlesen soll."

„Warum aber will man ihn so mißhandeln?"

„Weil er immer allein ist, mit Niemandem spricht und aussieht, als verabscheue er die Andern, bilden sie sich ein, er sei ein Spion, was sehr dumm ist, denn wenn er spioniren wollte, würde er sich an Jeden anhängen. — Die Hauptsache ist, er sieht aus wie ein Herr und das ist ihnen zuwider. Der Capitain des Schlafsaales, das wandelnde Skelett, steht an der Spitze des Complottes. Er ist wie besessen gegen den armen Germain, — so heißt ihr Schlachtopfer. Nun meinetwegen, — es ist ihre Sache — ich kann nichts thun. Aber Du siehst, was hat man davon, wenn man im Gefängnisse traurig ist, — gleich wird man verdächtig, ich bin nie verdächtig geworden. — Nun haben wir, denke ich, genug geschwatzt, Schwester, geh nach Hause, Du versäumst Dir die Zeit; ich freilich kann schwatzen, — bei Dir ist es etwas Anderes. Gute Nacht! Besuche mich bisweilen, Du weißt, es macht mir Freude."

„Noch einige Augenblicke, Bruder —"

„Nein, Deine Kinder warten auf Dich. — Apropos, Du sagst ihnen doch nicht, daß ihr Onkel hier in Pension ist?"

„Sie glauben, Du seist in Amerika, wie sonst die Mutter. — Ich kann also von Dir sprechen."

„Sehr gut. — Nun geh, geh."

„Ja, aber noch ein Wort, Bruder; ich habe nicht viel, will aber doch nicht so von Dir fortgehen, Du mußt hier frieren, — ohne Strümpfe, mit der schlechten Weste! Ich werde Dir mit Katharinen etwas zurecht machen. Daß es uns nicht an gutem Willen fehlt, wirst Du glauben, Bruder —"

„Was? Was? Kleidungsstücke? Ich habe einen ganzen Koffer voll! Sobald er ankommt, kann ich mich kleiden wie ein Fürst . . . Lache doch! Nicht? Nun, ernstlich, Schwester, ich schlage es nicht aus — bis Gringalet und Schneidentzwei meinen Beutel gefüllt haben. Dann werde ich Dich bezahlen. — Leb wohl, meine gute Johanna, wenn Du wiederkommst, sollst Du lachen oder ich will nicht mehr der Spitzige heißen. Geh nun, geh, ich habe Dich schon so lange aufgehalten."

„Aber, Bruder, so höre mich nun an —"

„He, guter Freund! guter Freund!" rief Gobert dem Aufseher zu, der am Ende des Ganges saß, „ich bin zu Ende und möchte wieder hinein. Genug geschwatzt!"

„Es ist nicht recht von Dir, Bruder, daß Du mich so fortschickst."

„Im Gegentheil, es ist sehr gut. — Leb wohl, fasse Muth und sage morgen früh Deinen Kindern, Du hättest von ihrem Onkel geträumt, der in Amerika sei, und er habe Dich gebeten, ihnen einen Kuß zu geben. Leb wohl."

„Leb wohl, Bruder," sagte die arme Frau weinend, während sie ihren Bruder fortgehen sah.

Lachtaube hatte, seit der Gerichtsdiener neben ihr saß, das Gespräch des Gefangenen und Johanna's nicht hören können, dieselbe aber auch nicht aus den Augen gelassen, um wenigstens die Wohnung der armen Frau zu erfahren und sie, ihrem ersten Gedanken nach, Rudolph empfehlen zu können.

Als Johanna von der Bank aufstand, um das Sprachzimmer zu verlassen, trat das Mädchen zu ihr und sagte schüchtern:

„Madame, ich habe eben unwillkürlich gehört, daß Sie Fransen arbeiten.“

„Ja, Mademoiselle,“ antwortete Johanna etwas verwundert, aber sogleich der Lachtaube günstig gestimmt.

„Ich bin Kleidermacherin,“ fuhr Lachtaube fort; „da Fransen und dergleichen jetzt in der Mode sind, so verlangen manche Damen Garnirung nach ihrem eigenen Geschmack, und ich glaube, es würde wohlfeiler sein, wenn ich mich an Sie wendete, da Sie zu Hause arbeiten, als wenn ich zu einem Kaufmann gehe. Auf der andern Seite könnte ich Ihnen auch mehr geben, als Ihnen der Kaufmann giebt.“

„Allerdings, Mademoiselle, wenn ich selbst Seide kaufte, würde ich etwas dabei gewinnen. Sie sind sehr gütig, daß Sie an mich denken —“

„Ich will ganz offen sein. — Ich warte auf die Person, die ich besuchen will; da ich eben mit Niemandem zu sprechen hatte, ehe der Herr sich zwischen uns setzte, so hörte ich, wahrhaftig ohne es zu wollen, Ihren Bruder von Ihrer Noth, von Ihren Kindern sprechen, und ich dachte bei mir: arme Leute müssen einander beistehen. Da fiel mir ein, daß ich Ihnen vielleicht nützen könnte, da Sie Fransen arbeiten. — Wenn Ihnen das, was ich Ihnen eben sagte, recht ist, so haben Sie hier meine Adresse und geben Sie mir die Ihrige, damit ich, wenn ich eine kleine Bestellung zu machen habe, weiß, wo ich Sie finden kann —“

Lachtaube gab der Schwester des Spitzigen eine Karte.

Diese sagte gerührt:

„Ihr Gesicht hatte mich nicht getäuscht, Mademoiselle, und dann, nehmen Sie mir es nicht übel, Sie haben Aehnlichkeit mit meiner ältesten Tochter, weshalb ich Sie, als Sie eintraten, zweimal angesehen habe. — Ich danke Ihnen; wenn Sie sich an mich wenden, werden Sie gewiß mit meiner Arbeit zufrieden sein. — Ich heiße Johanna Duport und wohne in der Straße Barillerie Nr. 1.“

„Nr. 1. Das ist leicht zu merken. — Ich danke, Madame.“

„Ich habe Ihnen zu danken, meine werthe Demoiselle. — Es ist so gut von Ihnen, daß Sie gleich daran dachten, mich unterstützen zu helfen. — Noch einmal, ich bin ganz erstaunt —"

„Es ist doch ganz einfach, Madame Duport," sagte Lachtaube mit einem reizenden Lächeln. „Da ich Aehnlichkeit mit Ihrer ältesten Tochter habe, so dürfen Sie sich über meine gute Idee auch nicht wundern."

„Ach, Sie sind sehr freundlich, und ich werde nun etwas weniger traurig fortgehen, als ich glaubte, vielleicht auch, weil wir einander hier bisweilen treffen, denn Sie besuchen wie ich einen Gefangenen."

„Ja, Madame," antwortete Lachtaube seufzend.

„Auf Wiedersehen denn, Mademoiselle, ich hoffe es wenigstens," sagte Johanna Duport.

„Auf Wiedersehen."

„Ich weiß nun doch die Wohnung der armen Frau," dachte Lachtaube, als sie sich wieder auf die Bank setzte, „und Herr Rudolph wird sich gewiß für sie interessiren, sobald er weiß, wie unglücklich sie ist; er hat ja immer zu mir gesagt: wenn Sie Jemanden kennen, der recht zu beklagen ist, so wenden Sie sich an mich."

Mit Ungeduld wartete sie auf das Ende des Gesprächs ihres Nachbars, um endlich Germain rufen lassen zu können.

— — — — — — — — — — — —

Jetzt noch einige Worte über die vorige Scene.

Der Unwille des Bruders der Johanna Duport war leider, wie man gestehen muß, vollkommen begründet gewesen.

Er hatte vollkommen Recht, als er sagte, die Justiz sei für die Armen viel zu theuer.

Eine Klage vor den Civilgerichten kostet schweres, für Handwerker und Handarbeiter unerschwingliches Geld, denn die Leute können von dem, was sie verdienen, kaum das Leben hinbringen.

Wenn ein Familienvater, eine Familienmutter aus dieser immer geopferten Classe eine Scheidung beantragen

möchte, wenn zur Begründung alles Mögliche vorliegt, wird er sie erhalten? — Nein, denn kein Arbeiter ist im Stande, 4 bis 500 Frcs. für die kostspieligen Formalitäten eines solchen Urtels aufzuwenden. Dennoch hat der Arme kein anderes Leben als das häusliche; das gute oder schlechte Verhalten eines Mannes, eines Vaters, in solcher Familie ist nicht nur eine Frage der Moral, sondern auch des Brodes —

Verdient das Schicksal einer Frau aus dem Volke, so wie wir es zu schildern versucht haben, weniger Theilnahme, weniger Schutz, als das einer reichen Dame, welche sich über Untreue ihres Mannes beklagt?

Es giebt gewiß nichts des Mitleids Würdigeres, als die Seelenleiden.

Wenn aber zu diesen Schmerzen bei einer unglücklichen Mutter die Noth ihrer Kinder kommt, ist es dann nicht grauenhaft, daß die Frau ihrer Armuth wegen außerhalb des Gesetzes stehen und schutzlos mit ihrer Familie den Mißhandlungen eines faulen und verdorbenen Mannes ausgesetzt sein soll?

Dieser grauenhafte Fall kommt vor.

Und ein Sträfling kann unter diesen Umständen wie unter andern mit Recht die Unpartheilichkeit der gesetzlichen Bestimmungen läugnen, in deren Namen er verurtheilt ist.

Brauchen wir zu bemerken, wie gefährlich es für die Gesellschaft ist, solche Begriffe gelten zu lassen?

Welchen Einfluß, welche moralische Würde sollen diese Gesetze haben, wenn ihre Anwendung ausschließlich von einer Geldfrage abhängt?

Sollte die Civiljustiz wie die Criminaljustiz nicht Allen leicht zugänglich sein?

Wenn Leute zu arm sind, als daß sie die Wohlthat eines ungemein schützenden, rettenden Gesetzes in Anspruch nehmen können, sollte da nicht der Staat auf seine Kosten das Gesetz anwenden lassen, schon aus Achtung für die Ehre und Ruhe der Familien?

Doch lassen wir diese Frau, die ihr Lebenlang das Opfer eines verderbten und brutalen Mannes bleiben wird, weil sie zu arm ist, um die Trennung von ihm durch das Gesetz aussprechen lassen zu können; sprechen wir von dem Bruder der Johanna Duport.

Dieser entlassene Sträfling kommt aus einer Höhle des Verderbens, um wieder in die Welt einzutreten; er hat seine Strafe bestanden, seine Schuld abgebüßt.

Welche Vorsichtsmaßregeln hat der Staat gebraucht, um zu verhindern, daß er von neuem Verbrechen begehe? Keine.

Hat man ihm, mit menschenfreundlicher Vorsorge, die Rückkehr zum Guten möglich gemacht, um, wie man es thut, so grausam strafen zu können, wenn er sich unverbesserlich zeigt?

Nein —

Daß die Verdorbenheit in den Gefängnissen ansteckt, ist so bekannt, und man fürchtet sich so sehr davor, daß derjenige, welcher aus einem Gefängnisse kommt, überall der Gegenstand der Verachtung, des Abscheues und des Entsetzens ist; wenn er auch sich gebessert hat, er wird fast nirgends Beschäftigung finden.

Die brandmarkende polizeiliche Aufsicht verweiset ihn überdies an kleine Orte, wo seine frühern Verhältnisse sogleich bekannt werden müssen, wo er aber kein Mittel findet, die Ausnahmsbeschäftigungen zu betreiben, welche den Gefangenen oft durch die Arbeitspächter der Zuchthäuser auferlegt wurden.

Wenn der Entlassene den Muth hat, Versuchungen zum Bösen zu widerstehen, so wird er sich einem der mörderischen Gewerbe widmen, von denen wir gesprochen haben, der Bereitung gewisser chemischer Producte, deren tödtlicher Einfluß diejenigen hinrafft, welche sich damit beschäftigen [1]).

---

*) Man hat, wird versichert, ein Mittel gefunden, die unglücklichen Arbeiter bei diesen entsetzlichen Beschäftigungen zu schützen.

Die Lage eines entlassenen Sträflings ist demnach viel trauriger, viel peinlicher, viel schwieriger, als sie vor seinem ersten Vergehen war; er ist von Hindernissen und Klippen umgeben, und muß der Verachtung, der Hintansetzung, oft selbst der tiefsten Armuth trotzen.

Und wenn er allen diesen Versuchungen zum Verbrechen unterliegt, wenn er ein zweites Verbrechen begeht, ist man tausendmal strenger gegen ihn als bei seinem ersten Fehltritte.

Das ist ungerecht, denn fast immer führt ihn die Noth, in die man ihn versetzt hat, zu dem zweiten Verbrechen.

Ja, denn es ist dargethan, daß das Pönitentiar-System verschlechtert, statt zu bessern.

Statt leichte moralische Leiden zu heilen, macht es sie unheilbar.

Die Steigerung der Strafe, welche unbarmherzig den Rückfälligen trifft, ist deshalb unbillig, barbarisch, weil der Rückfall gleichsam eine nothwendige Folge der Einrichtung der Strafanstalten ist.

Die schreckliche Strafe, welche die Rückfälligen trifft, würde gerecht und logisch sein, wenn die Gefängnisse die Gefangenen besserten, reinigten und wenn nach Ablauf ihrer Strafzeit ein gutes Verhalten ihnen, wenn auch nicht leicht, so doch wenigstens im Allgemeinen möglich wäre.

Wenn man sich über diese Widersprüche des Gesetzes wundert, wie wird man erst staunen, wenn man gewisse Vergehen mit gewissen Verbrechen vergleicht, entweder wegen ihrer unvermeidlichen Folgen oder wegen des ungeheuren Mißverhältnisses, das zwischen den Strafen besteht, mit denen sie belegt werden?

Das Gespräch des Gefangenen mit dem eingetretenen

(S. Mémoire descriptif d'un nouveau procédé de fabrication du blanc de céruse, présenté à l'Academie des Sciences par M. J. N. Gannal.)

Gerichtsdiener wird uns einen dieser betrübenden Contraste zeigen.

XX.

Herr Boulard.

Der Gefangene, welcher in das Sprachzimmer trat, als Gobert dasselbe verließ, war ein Mann von etwa dreißig Jahren, rothblondem Haar und jovialem, vollem, rothem Gesichte; seine mittlere Größe machte seine ungeheure Dicke noch auffallender. Dieser so fette, so rothe Gefangene hatte sich in einen langen warmen Ueberrock von grauem Flanell geknöpft; von gleichem Stoffe waren seine Beinkleider; eine Mütze von rothem Sammet, à la Perinet Leclerc genannt, vervollständigte den Anzug dieses Mannes, der überdies vortreffliche gefütterte Handschuhe trug. Obgleich die Mode der Uhrgehänge lange vorbei war, so hingen doch an der Kette seiner Uhr mehrere Petschafte von guten Steinen, und endlich blitzten mehrere Ringe mit Edelsteinen an den dicken Händen dieses Gefangenen, der Herr Boulard hieß, ein Huissier war, und wegen Unterschlag und Betrug sich hier befand.

Der, welcher ihn besuchte, war Peter Bourdin, einer der Handelsgerichtsdiener, welche den Steinschneider Morel verhaften sollten. Er wurde gewöhnlich von Boulard beschäftiget, dem Huissier Petit-Jean's, welcher für Jacob Ferrand oft den Namen hergeben mußte.

Bourdin, der kleiner und eben so feist war wie der Huissier, bildete sich, so viel in seinen Mitteln stand, nach seinem Patron, dessen Prachtliebe er bewunderte. Er liebte wie Jener Schmucksachen und trug an diesem Tage eine prächtige Topas-Nadel und eine lange goldene Kette schlängelte sich zwischen den Knöpfen seiner Weste hin.

„Guten Tag, getreuer Bourdin; ich wußte, daß Sie meinem Rufe Folge leisten würden," sagte Herr Boulard mit einer dünnen heisern Stimme, welche seltsam von seinem dicken Bauche und seinem großen blühenden Gesichte abstach.

„Ich der Aufforderung nicht Genüge leisten!" antwortete der Gerichtsdiener; „dessen bin ich nicht fähig, General."

So nannte Bourdin in familiärem und zugleich ehrerbietigem Scherze den Huissier, unter dessen Befehlen er handelte. Uebrigens ist diese militärische Ausdrucksweise unter gewissen Classen von Angestellten sehr gebräuchlich.

„Ich sehe mit Vergnügen, daß die Freundschaft auch im Unglücke treu bleibt," sagte Boulard mit herzlicher Heiterkeit; „ich fing schon an ängstlich zu werden, da ich seit drei Tagen geschrieben hatte und kein Bourdin sich sehen ließ."

„Denken Sie sich, General, das ist eine lange Geschichte. Erinnern Sie sich des schönen Vicomte in der Rue de Chaillot?"

„Saint Remy?"

„Ganz richtig! Sie wissen, wie er über unsere Verhaftungen immer lachte!"

„Er war unverschämt darin."

„Nun, dieser Vicomte ist gestiegen."

„Ist er Graf geworden?"

„Nein; er ist aus einem Betrüger ein Dieb geworden."

„Ah!"

„Man verfolgte ihn wegen eines Diamantendiebstahls. Die Diamanten gehörten, beiläufig gesagt, dem Juwelier, welcher den Morel, den Steinschneider, beschäftigte, den wir verhaften wollten, als ein großer schlanker Mann mit schwarzem Schnurrbarte für den Hungerleider bezahlte und uns überdies beinahe die Treppe hinunterwarf."

„Ja, ja, ich erinnere mich; Sie erzählten mir das, mein armer Bourdin; es war spaßhaft. Am meisten lachte ich

darüber, daß die Portiersfrau Ihnen einen Topf mit kochendheißer Suppe nachgeworfen —"

„Ja, und der Topf zerplatzte wie eine Bombe zu unsern Füßen, General.... Die alte Hexe!"

„Aber der schöne Vicomte?"

„Saint Remy wird wegen eines Diebstahls verfolgt.... nachdem er seinem gutmüthigen Vater weiß gemacht, er habe sich erschießen wollen. Ein Freund von mir, ein Polizeiagent, der wußte, daß ich dem Vicomte lange nachgespürt, fragte mich, ob ich ihm keine Auskunft über denselben geben könnte. — Ich hatte zu spät erfahren, daß er, als wir ihn das letzte Mal festnehmen wollten, sich nach Arnouville, fünf Stunden von Paris, geflüchtet hatte. — Als wir dahin kamen, war es zu spät, der Vogel war wieder ausgeflogen."

„Uebrigens hat er den zweiten Tag darauf den Wechsel bezahlt, durch Unterstützung einer vornehmen Dame, wie man sagt."

„Ja, General, aber das bleibt sich gleich, ich kannte doch das Nest, wo er sich schon einmal versteckt hatte; er konnte sich zum zweiten Male auch dahin gewendet haben und ich sagte das meinem Freunde, dem Polizeiagenten. — Dieser forderte mich auf, ihn nach Arnouville zu begleiten. — Ich war gerade nicht beschäftigt, — es gab eine Landpartie, ich nahm also die Aufforderung an —"

„Nun, und der Vicomte?"

„Ist nicht zu finden. Nachdem wir um das Gut herumgeschlichen, gingen wir endlich hinein, mußten aber wieder abziehen, wie wir gekommen waren. — Deshalb konnte ich Ihren Befehlen nicht früher nachkommen, General."

„Ich war im voraus überzeugt, daß es Ihnen unmöglich gewesen."

„Aber darf ich, ohne Unbescheidenheit, fragen, wie Sie hierher gekommen sind?"

„Canaillen, lieber Freund, Canaillen haben wegen einer Lumperei von sechzigtausend Francs, die sie verloren haben

wollen, mich wegen Unterschlagung verklagt und nöthigen mich, mein Amt niederzulegen."

„Wirklich, General? Das ist ein Unglück! Wir werden also nicht mehr für Sie arbeiten?"

„Ich stehe auf Halbsold, lieber Bourdin."

„Und wer sind die Leute, die so streng gegen Sie verfahren?"

„Der Eine, der Erbittertste, ein entlassener Sträfling, trug mir auf, den Betrag eines Wechsels von 700 Francs einzucassiren, der eingeklagt werden mußte. Ich klagte, erhielt das Geld, und weil ich in Folge unglücklicher Operationen diese Summe wie viele andere verbrauchte, hat die ganze Sippschaft keine Ruhe gehabt, bis man einen Haftbefehl gegen mich erließ, und so bin ich denn wie ein Verbrecher hier. Das Merkwürdigste ist übrigens, der Entlassene hat mir vor einigen Tagen geschrieben, jenes Geld sei sein einziges Hilfsmittel in schlechten Tagen gewesen, die schlechten Tage wären gekommen (ich weiß nicht, was er darunter versteht) und ich wäre verantwortlich für die Verbrechen, die er vielleicht begehen müßte, um dem Hunger zu entgehen —"

„Allerliebst, auf Ehre!"

„Nicht wahr? Sehr bequem! Der Mensch ist im Stande und sagt das zu seiner Entschuldigung. — Zum Glück kennt das Gesetz eine solche Mitschuld nicht."

„Sie sind also blos wegen Mißbrauch des Vertrauens angeklagt, General?"

„Allerdings; halten Sie mich für einen Dieb, Bourdin?"

„Ach, Herr General! Ich wollte nur bemerken, daß in diesem Falle die Sache nicht gefährlich sei."

„Sehe ich denn verzweifelt aus?"

„Keineswegs, ich habe Sie nie munterer gesehen. Wenn Sie auch verurtheilt werden, so kommen Sie doch gewiß mit zwei bis drei Monat Gefängniß und 25 Francs Strafe weg. — Ich kenne das Gesetz."

„Und man wird mir gewiß erlauben, diese zwei oder drei Monate — in einem Krankenhause in aller Bequemlichkeit zu verbringen. — Ich kenne einen Deputirten —“

„O —, dann können Sie ruhig sein.“

„Ich muß deshalb auch lachen, Bourdin; die Dummköpfe, die mich hierher gebracht haben, erhalten doch keinen Pfennig von dem Gelde, das sie verlangen. — Sie zwingen mich, meine Stelle zu verkaufen, — mir gleichviel. — Ich werde sie meinem Vorgänger schuldig geblieben sein. — Aber nun von der Sache, um derentwillen ich Sie ersuchte, zu mir zu kommen; es handelt sich um eine delicate Sache, eine Frauengeschichte,“ sagte Herr Boulard mit geheimnißvoller Miene.

„Ah, schlechter General, das sieht Ihnen ähnlich. — Uebrigens rechnen Sie ganz auf mich. —

„Ich interessire mich für eine junge Künstlerin am Theater, bezahle ihre Miethe und dafür liebt sie mich, ich glaube es wenigstens, denn bekanntlich haben oft die Abwesenden Unrecht. — Ich möchte also um so mehr wissen, ob ich Unrecht habe, da Alexandrine — Alexandrine heißt sie — Geld von mir verlangt hat. Ich bin gegen Frauen nie knickerig gewesen, aber rupfen lassen möchte ich mich nicht. Ehe ich also den Freigebigen gegen die liebe Freundin spiele, möchte ich wissen, ob sie es durch ihre Treue verdient. Ich weiß recht wohl, daß nichts mehr roccoco, nichts perückenhafter ist, als die Treue, aber ich lege Werth darauf, — es ist eine Schwachheit von mir. Sie würden mir also einen Freundschaftsdienst erzeigen, wenn Sie einige Tage lang meine Geliebte beobachten und mir anzeigen könnten, woran ich mich zu halten habe, indem Sie entweder die Portiersfrau in dem Hause Alexandrinens plaudern lassen oder —“

„Genug, General,“ antwortete Bourdin, indem er den Huissier unterbrach, „dazu gehört nicht mehr Schlauheit, als einen Schuldner zu beobachten und auszuspioniren. Verlassen Sie sich auf mich; ich werde ermitteln, ob

Mademoiselle Alexandrine den Contract bricht, was mir nicht wahrscheinlich vorkommt, denn, ohne Ihnen zu schmeicheln, General, Sie sind ein zu schöner und zu freigebiger Mann, als daß man Sie nicht lieben sollte."

„Wenn ich auch ein schöner Mann bin, ich bin abwesend, lieber Freund, und das ist ein großes Unrecht; mit einem Worte, ich rechne auf Sie, um die Wahrheit zu erfahren."

„Sie sollen die Wahrheit erfahren, ich bürge dafür."

„Wie soll ich Ihnen dafür danken!"

„Ach, gehen Sie, General!"

„Es versteht sich, lieber Bourdin, daß Sie eben so bezahlt werden, als wenn es sich um eine Verhaftung handelte."

„Das werde ich nicht zugeben, Herr General; haben Sie mich nicht immer, so lange ich unter Ihnen gedient habe, den Schuldner bis auf's Blut rupfen, die Verhaftungskosten verdoppeln, verdreifachen lassen, die Sie dann so eifrig eintrieben, als wenn Sie selbst sie zu fordern hätten?"

„Das ist etwas Anderes, lieber Freund, — und ich meinerseits werde nie zugeben —"

„Herr General, Sie werden mich demüthigen, wenn Sie mir nicht erlauben, Ihnen diese Auskunft über Mademoiselle Alexandrine als einen schwachen Beweis meiner Dankbarkeit zu überbringen."

„Nun meinetwegen, ich will Sie nicht länger an Edelmuth zu übertreffen suchen. Uebrigens wird Ihre Aufopferung für mich ein süßer Lohn für die Nachsicht sein, die ich immer in unsern Geschäftssachen bewiesen habe."

„Ich erwartete das, Herr General, aber kann ich Ihnen nicht in einer andern Weise dienen? — Sie müssen sich hier sehr schlecht befinden, da Sie an Bequemlichkeit gewöhnt sind. — Sie haben doch wenigstens ein besonderes Zimmerchen?"

„Allerdings; ich langte noch zu rechter Zeit an, denn ich erhielt gerade das letzte vacante; die übrigen befinden sich in dem Theile des Gefängnisses, der umgebaut wird. Ich habe mich so gut als möglich in meiner Zelle eingerichtet und befinde mich da nicht übel; ich habe einen Ofen, habe mir einen guten Lehnstuhl bringen lassen, halte täglich drei lange Mahlzeiten, verdaue, gehe auf und ab und schlafe. Wäre die Besorgniß um Alexandrine nicht, so würde ich nicht eben zu beklagen sein.“

„Aber, General, Sie, ein Gutschmecker, werden die Gefängnißkost nicht nach Ihrem Geschmacke finden.“

„Ist der Eßwaarenhändler in meiner Straße nicht gleichsam für mich dahin gesetzt worden? Ich habe offene Rechnung bei ihm und er schickt mir einen Tag um den andern einen wohlgespickten Korb. — Uebrigens, da Sie mir einmal Gefälligkeiten erweisen wollen, könnten Sie die Güte haben, der kleinen Madame Michonneau, die gar nicht übel ist, zu sagen —“

„Ah, Sie böser General!“

„Denken Sie nichts Böses, lieber Freund,“ sagte der Huissier mit geschmeichelter Eitelkeit, „ich bin blos ein guter Kunde und guter Nachbar. Bitten Sie also die liebe Madame Michonneau, in den Korb morgen eine Pastete von marinirtem Thunfisch zu thun, — es ist jetzt die Zeit und das Trinken wird mir besser darauf schmecken.“

„Eine vortreffliche Idee!“

„Ferner möge sie mir wieder einen Korb mit Burgunder, Champagner und Bordeaux schicken, wie das letzte Mal, sie weiß schon, auch zwei Flaschen von ihrem alten Cognac von 1817 und ein Pfund frischgebrannten und frischgemahlenen reinen Mocca-Kaffee dazu thun.“

„Ich werde mir die Jahrzahl aufschreiben, um sie nicht zu vergessen,“ sagte Bourdin, indem er sein Taschenbuch hervorholte.

„Da Sie einmal schreiben, lieber Bourdin, so haben Sie doch die Güte, sich zu notiren, in meinem Hause mein Eiderdunenkissen zu bestellen.“

„Alles soll buchstäblich ausgeführt werden, General; ich bin nun wegen Ihrer Kost so ziemlich beruhigt. — Ihre Spaziergänge aber machen Sie unter den Spitzbuben da?“

„Ja, und das ist sehr unterhaltend; ich gehe nach dem Frühstück herunter, bald in den, bald in jenen Hof. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß die Gefangenen im Ganzen doch recht brave Leute zu sein scheinen und daß es sehr unterhaltende unter ihnen giebt. Die wildesten sind in der sogenannten Löwengrube bei einander. Ah, diese Galgenphysiognomien sollten Sie sehen! So ist z. B. Einer da, welcher Skelett heißt; so etwas habe ich nie gesehen —“

„Ein sonderbarer Name!“

„Er ist so mager, oder vielmehr so fleischlos, daß er den Namen in der That hat; ich sage Ihnen, es ist grauenhaft. Er ist der größte Bösewicht, kommt aus dem Bagno und hat von neuem gestohlen und gemordet. Seine letzte Mordthat ist so gräßlich, daß er recht wohl weiß, er wird zum Tode verurtheilt werden, aber er macht sich nichts daraus.“

„Welcher Bösewicht!“

„Alle Gefangenen bewundern ihn und zittern vor ihm. — Ich habe mich sogleich in gutes Vernehmen mit ihm gesetzt, indem ich ihm Cigarren gab. — Er beehrt mich nun mit seiner Freundschaft und giebt mir Unterricht in der Spitzbubensprache; ich habe schon ziemliche Fortschritte darin gemacht.“

„Wie spaßhaft! Mein General erlernt die Spitzbubensprache!“

„Ich sage Ihnen, ich amüsire mich prächtig; die Leute haben mich sehr gern, manche nennen mich sogar Du. — Ich bin nicht stolz wie ein kleiner Herr, Germain heißt er,

ein Habenichts, der nicht einmal eine besondere Zelle haben kann und den großen Herrn gegen die Andern spielt."

„Er muß sehr erfreut sein, einen Mann wie Sie zu finden, da er von den Andern nichts wissen mag."

„Bah, er hat noch gar nicht gethan, als bemerke er mich; hätte er mich aber auch bemerkt, ich würde mich wohl gehütet haben, mich mit ihm einzulassen. — Er ist der Sündenbock in dem Gefängnisse, man wird ihm früher oder später einen schlimmen Streich spielen und ich habe keine Lust, die Abneigung zu theilen, deren Gegenstand er ist."

„Sie haben vollkommen Recht."

„Das würde mir den Spaß verderben, denn meine Promenade mit den Gefangenen ist eine wahre Lust. — Nur haben die Spitzbuben keine große Meinung von mir, moralisch nämlich. — Sie sehen ein, die Klage gegen mich blos wegen Mißbrauch des Vertrauens ist eine Bagatelle für solche Leute. — Sie halten deshalb nicht viel von mir."

„Nun freilich, neben diesen Verbrecher-Matadoren sind Sie —"

„Ein wahres Osterlamm, Freund. — Aber vergessen Sie meine Aufträge nicht."

„Ganz ruhig, General! 1) Mademoiselle Alexandrine; 2) die Fischpastete und der Weinkorb; 3) der alte Cognac von 1817, der gemahlene Kaffee und das Eiderdunenkissen. — Sie sollen Alles haben. Sonst wünschen Sie nichts?"

„Etwas hätte ich beinahe vergessen. — Sie wissen wohl, wo Badinot wohnt?"

„Der Geschäftsagent? Ja."

„Sagen Sie ihm, ich rechnete noch immer auf ihn, daß er einen Advocaten ausfindig machen würde, der meine Sache führt, und daß es mir auf ein Tausendfrancsbillet nicht ankomme —"

„Ich werde zu Badinot gehen, Herr General. Heute Abend sollen alle Ihre Aufträge besorgt sein und morgen

werden Sie erhalten, was Sie wünschen. — Auf baldiges Wiedersehen!''

,,Auf Wiedersehen, Freund!''

Und der Gefangene verließ das Sprachzimmer, aus dem sich auch Bourdin entfernte.

— — — — — — — — — — —

Nun vergleiche man das Verbrechen des Spitzigen, des Rückfälligen, mit dem Vergehen des Herrn Boulard.

Man vergleiche die Ursachen, die Noth, welche sie zum Bösen getrieben haben können.

Man vergleiche endlich die Strafen, welche sie erwarten.

Der entlassene Sträfling, der überall Widerwillen und Furcht erregte, konnte an dem Orte, der ihm angewiesen worden war, die Beschäftigung, die er erlernt hatte, nicht betreiben; er hoffte, sich einer lebensgefährlichen, aber seinen Kräften angemessenen Arbeit widmen zu können, aber diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung.

Da verläßt er den ihm angewiesenen Ort und macht sich auf den Weg nach Paris, weil er hofft, dort seine früheren Verhältnisse leichter verbergen und leichter Arbeit finden zu können.

Er kommt erschöpft, von Hunger geplagt an; zufällig hört er, daß eine Summe Geld in einem nahen Hause liege; er giebt der Versuchung nach, bricht einen Fensterladen auf, öffnet eine Commode, stiehlt hundert Francs und entflieht.

Man ergreift ihn; er ist Gefangener. — Man wird ihm den Proceß machen und ihn verurtheilen.

Als Rückfälligen erwartet ihn eine Strafe von funfzehn bis zwanzig Jahren Zwangsarbeit und Ausstellung. Er weiß das.

Er hat diese fürchterliche Strafe verdient.

Das Eigenthum ist heilig. Wer in der Nacht eine Thüre erbricht, um sich der Habe eines Andern zu bemächtigen, muß eine schreckliche Strafe erleiden.

Vergebens wird der Schuldige sich mit Mangel an Arbeit, mit Armuth, mit seiner schwierigen, unerträglichen Lage als Entlassener entschuldigen. — Desto schlimmer; das Gesetz ist gleich; die Gesellschaft will und muß ihres Heiles und ihrer Ruhe wegen eine unbegrenzte Gewalt besitzen und unbarmherzig die kühnen Eingriffe in das Vermögen Anderer zurückweisen.

Ja, dieser Elende, Unwissende, verdorbene und verachtete Rückfällige hat sein Schicksal verdient.

Aber was wird nun der verdienen, der unterrichtet, reich, von Allen geachtet, mit einem officiellen Charakter bekleidet, stiehlt, nicht um den Hunger zu stillen, sondern um kostspielige Launen zu befriedigen oder das Glück in der Agiotage zu versuchen? — der, nicht hundert Francs, sondern hunderttausend Francs, eine Million stiehlt; — der nicht in der Nacht, mit Gefahr seines Lebens, sondern ruhig, bei hellem Tage, vor Aller Augen, stiehlt; der nicht einen Unbekannten, der sein Geld verschloß, sondern einen Mann bestiehlt, welcher ihm sein Geld gezwungen unter der Bürgschaft der Rechtlichkeit eines öffentlichen Beamten übergab, den das Gesetz seinem Vertrauen bezeichnet, aufnöthiget?

Welche schreckliche Strafe wird der verdienen, der statt eine kleine Summe, fast aus Noth, zu stehlen, aus Luxus eine bedeutende Summe stiehlt?

Wäre es nicht schon eine schreiende Ungerechtigkeit, ihn nur mit einer gleichen Strafe wie den zu belegen, der, durch die Noth, durch die Armuth getrieben, zum zweiten Male stahl?

Das Gesetz wird sagen:

Wie kann man einen gut erzogenen Mann mit derselben Strafe belegen wie einen Vagabunden? Pfui!

Wie kann man ein Vergehen der guten Gesellschaft mit einem gemeinen Einbruche vergleichen? Pfui!

Wovon handelt es sich denn eigentlich? Wird z. B.

Herr Boulard in Uebereinstimmung mit dem Gesetze antworten:

„Kraft der Befugniß, welche mein Amt mir giebt, „habe ich für Sie eine Summe Geld eingezogen; diese „Summe habe ich ausgegeben, vergeudet, es ist nichts „mehr davon übrig, aber glauben Sie nicht, daß die „Noth mich dazu getrieben hat. Bin ich ein Bettler? „ein Habenichts? Gott sei Dank, nein, ich hatte und „habe hinreichend zu leben. O, beruhigen Sie sich, ich „hatte höhere Absichten. — Ich wagte mich mit Ihrem „Gelde kühn in die blendende Bahn der Speculation; ich „konnte die Summe zu meinem Vortheile verdoppeln, ver„dreifachen, wenn mir das Glück gelächelt hätte; leider „war es gegen mich und Sie sehen, daß ich dabei eben „soviel verliere als Sie —"

Noch einmal, — scheint das Gesetz zu sagen, — hat diese rasche, cavalière Beraubung an hellem Tage irgend etwas mit dem Raube in der Nacht, mit dem Schlösseraufbrechen, dem Thürenaufzwängen, den Nachschlüsseln, den Brecheisen und allem Geräthe der elenden gemeinen Diebe gemein?

Aendert sich nicht die Strafbarkeit, ja sogar der Name der Verbrechen, wenn sie von gewissen Bevorzugten begangen werden?

Ein Armer stiehlt bei einem Bäcker ein Brod, indem er eine Fensterscheibe eindrückt, — eine Magd stiehlt ihrer Herrschaft ein Taschentuch, einen Louisd'or; dies wird ganz richtig und nothwendig ein Diebstahl unter erschwerenden und infamirenden Umständen genannt und gehört vor die Assisen.

Das ist gerecht, besonders in dem letztern Falle.

Der Dienstbote, der seinen Herrn bestiehlt, ist doppelt strafbar; er gehört fast zur Familie. Das Haus steht ihm zu jeder Stunde offen und er täuscht auf unwürdige Weise das Vertrauen, das man in ihn setzt; diese Täuschung belegt das Gesetz mit einer infamirenden Strafe.

Noch einmal, es kann nichts gerechter, nichts moralischer sein.

Wenn aber ein Huissier, ein Staatsbeamter das Geld unterschlägt, das man ihm als Beamten übergeben mußte, so wird das weder mit dem Hausdiebstahle, noch mit dem Einbruche gleichgestellt; das Gesetz nennt es nicht einmal Diebstahl.

Wie?

Nein. — Diebstahl, — dies Wort ist zu gemein; Diebstahl? Pfui! Mißbrauch des Vertrauens, ah, das ist feiner, anständiger und paßt mehr für die gesellschaftliche Stellung, für das Ansehen derer, welche in den Fall kommen können, dieses — Vergehen sich zu Schulden kommen zu lassen, denn man nennt dies ein Vergehen; Verbrechen würde auch zu gemein sein.

Und dann, ein wichtiger Unterschied:

Das Verbrechen gehört vor die Assisen; der Mißbrauch des Vertrauens vor die Zuchtpolizeibehörde.

O Uebermaß der Gerechtigkeit! Ein Diener stiehlt seinem Herrn einen Louisd'or, ein Hungeriger zerbricht eine Fensterscheibe und nimmt ein Brod weg; das sind Verbrechen, schnell vor die Assisen!

Ein öffentlicher Beamter vergeudet, unterschlägt eine Million, das ist ein Mißbrauch des Vertrauens, und ein einfaches Zuchtpolizeigericht wird darüber erkennen.

Wird dieser entsetzliche Unterschied zwischen der Strafbarkeit beider nach dem Rechte, der Vernunft, der Logik, der Moral durch die Ungleichheit der Schuld gerechtfertiget?

Worin unterscheidet sich der Hausdiebstahl, den eine entehrende Strafe trifft, von dem Mißbrauche des Vertrauens, der mit einer zuchtpolizeilichen Strafe belegt ist?

Weil der Mißbrauch des Vertrauens fast immer die Verarmung von Familien nach sich zieht?

Und warum ist ein Diebstahl mit Einbruch verbrecherischer als ein Diebstahl mit Mißbrauch des Vertrauens?

Wie wagt man zu behaupten, daß die moralische Verletzung des Eides, nie das Vertrauen zu mißbrauchen, das die Gesellschaft auf einen solchen Mann haben muß, minder verbrecherisch sei, als die materielle Verletzung einer Thüre?

Man wagt es, — das Gesetz ist so.

Ja, je schwerer die Verbrechen sind, je mehr sie die Existenz der Familien gefährden, die öffentliche Sicherheit und die Moralität verletzen, um so milder werden sie bestraft.

Je größere Bildung, je höhern Verstand, je höhern Wohlstand, je höheres Ansehen die Schuldigen besitzen, um so nachsichtiger zeigt sich das Gesetz gegen sie.

Das Gesetz spart seine schrecklichsten, seine entehrendsten Strafen für Arme auf, welchen, wir möchten nicht sagen zur Entschuldigung, aber zum Vorwande wenigstens die Unwissenheit, die Rohheit, die Noth dienen, in der man sie läßt.

Die Parteilichkeit des Gesetzes ist barbarisch und in hohem Grade unmoralisch.

Man strafe den Armen unbarmherzig, wenn er sich an dem Eigenthume eines Andern vergreift, aber man strafe auch unbarmherzig den Beamten, welcher sich an dem Eigenthume seiner Clienten vergreift.

Man höre also nicht mehr Advocaten Leute, die sich schändlicher Beraubung schuldig gemacht haben, durch Gründe wie etwa nachstehende entschuldigen und vertheidigen:

„Mein Client läugnet es nicht, die Summen, von denen „es sich handelt, verbraucht zu haben; er weiß, in welche „Noth sein Mißbrauch des Vertrauens eine ehren„werthe Familie gestürzt hat, aber mein Client besitzt „einen abenteuerlichen Sinn, läßt sich gern in gewagte „Unternehmungen ein, und wenn er Speculationen ange„fangen, wenn ihn das Agiotagefieber ergriffen hat, macht

„er keinen Unterschied mehr zwischen dem, was sein ist
„und was Andern gehört —“

Das ist, wie man sieht, vollkommen tröstend für die, welche beraubt wurden, und außerordentlich beruhigend für die, welche in der Lage sind, beraubt werden zu können.

Unserer Ansicht nach würde ein Advocat schlimm ankommen, wenn er vor den Assisen etwa eine solche Vertheidigung vorbrächte:

„Mein Client läugnet nicht, einen Secretair erbrochen
„zu haben, um daraus die Summe zu entwenden, um die
„es sich handelt, aber er liebt gutes Essen und Trinken,
„er verehrt die Weiber, er hat ein besonderes Gefallen an
„Luxus, und wenn ihn diese Vergnügungslust ergreift,
„macht er keinen Unterschied mehr zwischen dem, was sein
„ist und was Andern gehört.“

In dem Bulletin des Tribunaux vom 17. Febr. 1843 ist das Urtel des Gerichtshofes über einen Vertrauensmißbrauch eines Huissiers enthalten, der drei Personen um das ihm anvertraute Geld betrogen hatte und zu zwei Monaten Gefängniß wie 25 Frcs. Strafe verurtheilt wurde.

Wenige Zeilen weiter unten liest man das Urtheil gegen einen gewissen Tellier, einen entlassenen Sträfling, der in ein Haus eingestiegen war und werthlose Gegenstände entwendet hatte, alte Betttücher, übergetretene Schuhe, unbrauchbares Küchengeschirr und zwei Flaschen Absinth. Er wurde zu zwanzigjähriger Zwangsarbeit und zur Ausstellung verurtheilt.

Was läßt sich zu diesen Thatsachen hinzusetzen? Sie sprechen selbst deutlich genug.

— — — — — — — — — — — —

Der alte Aufseher hatte, seinem Versprechen treu, Germain herbeigeholt.

Nachdem der Huissier Boulard in das Gefängniß zurückgegangen war, öffnete sich die Thüre des Ganges,

Germain trat ein und Lachtaube war von ihrem armen Schützlinge nur durch ein leichtes Drahtgitter getrennt.

XXI.

Franz Germain.

Es fehlte den Zügen Germain's an Regelmäßigkeit, aber man konnte kein interessanteres Gesicht sehen; seine Haltung war untadelig, sein schlanker Wuchs, seine einfache, aber nette Kleidung (graue Beinkleider und ein schwarzer bis an den Hals zugeknöpfter Rock) zeigten durchaus nichts von der schmutzigen Nachlässigkeit, welcher sich die Gefangenen meist überlassen; seine weißen kleinen Hände verriethen ebenfalls die Sorge für seine Person, welche den Haß der Andern gegen ihn gleichfalls gesteigert hatte, denn die moralische Verderbtheit findet sich fast immer mit körperlichem Schmutze vereinigt.

Sein braunes, von Natur lockiges Haar, das er lang und an der Seite der Stirn, nach der Mode, gescheitelt trug, umfaßte sein blasses muthloses Gesicht; seine schönen blauen Augen verkündeten ein offenes gutes Herz; sein mildes trauriges Lächeln sprach sein Wohlwollen und eine gewöhnliche Melancholie aus, denn der Unglückliche war, obgleich noch sehr jung, schon schwer geprüft worden.

Mit einem Worte, man konnte nichts Rührenderes sehen als dies leidende, liebevolle, ergebene Gesicht, wie es nichts Rechtlicheres, nichts Ehrlicheres gab als das Herz des jungen Mannes.

Schon die Ursache seiner Verhaftung (wenn man die verleumderischen Erschwerungen hinweg denkt) bewies die Gutmüthigkeit Germain's und nichts als eine augenblickliche Unvorsichtigkeit, die allerdings strafbar, aber auch verzeihlich war, wenn man bedenkt, daß er am andern

Morgen die Summe wieder hinlegen konnte, welche er für den Augenblick aus der Casse des Notars genommen hatte, um den Steinschneider Morel zu retten.

Germain erröthete leicht, als er durch das Gitter des Sprachsaales das frische reizende Gesicht seiner Freundin erblickte.

Diese wollte ihrer Gewohnheit gemäß heiter erscheinen, um ihren Schützling ein wenig aufzumuntern und zu erheitern; aber auch das arme Kind verstand es schlecht, den Kummer und die Unruhe zu bergen, die sie stets empfand, sobald sie in das Gefängniß trat.

Sie saß auf einer Bank an der andern Seite des Gitters und hielt ihren Strohkober auf den Knien.

Der alte Aufseher blieb nicht in dem Gange, sondern setzte sich an einem Ofen am Ende des Saales nieder. Nach einigen Augenblicken schlief er ein.

Germain und Lachtaube konnten also ungestört sprechen.

„Nun muß ich sehen, Herr Germain,“ sagte das Mädchen, indem sie ihr hübsches Gesichtchen so nahe als möglich an das Gitter hielt, um die Züge ihres Freundes genauer betrachten zu können, „nun muß ich sehen, ob ich mit Ihrem Gesichte zufrieden sein kann. Ist es weniger traurig? Hm! hm! So, so; — nehmen Sie sich in Acht, — ich werde böse werden.“

„Wie gütig Sie sind, — heute noch zu kommen!“

„Noch? Das soll ein Vorwurf sein?“

„Ja ich sollte Sie wirklich darum tadeln, daß Sie so viel für mich thun, während ich — Ihnen nur danken kann.“

„Sie sind auf falschem Wege, denn die Besuche, die ich Ihnen mache, sind für mich eben so angenehm wie für Sie. Ich sollte Ihnen also eigentlich auch danken. — Ah, hier ertappe ich den Ungerechten! Und ich sollte Ihnen zur Strafe das nicht geben, was ich Ihnen mitbringe.“

„Noch eine Aufmerksamkeit? Sie verwöhnen mich. — Dank! Dank! Aber verzeihen Sie, ich wiederhole dies

Wort so oft, das Sie bös macht. — Freilich kann ich Ihnen nichts weiter sagen.“

„Erstens wissen Sie nicht, was ich Ihnen bringe —“

„Was hat das für Einfluß?“

„Sehr artig!“

„Es mag sein, was es will, kommt es nicht von Ihnen? Ihre rührende Güte erfüllt mich mit Dank und —“

Er sprach es nicht aus, sondern schlug die Augen nieder.

„Und was?“ fragte Lachtaube erröthend —

„Und — und Ergebenheit,“ stammelte Germain.

„Warum nicht lieber gar gleich Achtung, wie am Schlusse eines Briefes,“ fiel das Mädchen ungeduldig ein ... „Sie hintergehen mich, Sie wollten etwas Anderes sagen, denn Sie hielten plötzlich inne —“

„Ich versichere —“

„Sie versichern, — Sie versichern, — und ich sehe doch, daß Sie hinter dem Gitter roth werden. — Bin ich nicht Ihre kleine Freundin, Ihre gute Nachbarin? Warum verheimlichen Sie mir etwas? Reden Sie doch offen mit mir, sagen Sie mir Alles,“ setzte sie schüchtern hinzu, denn sie wartetete nur auf ein Geständniß Germain's, um ihm unverholen und ehrlich zu sagen, daß sie ihn liebe.

„Ich versichere Sie,“ begann der Gefangene von neuem mit einem Seufzer, „daß ich nichts weiter sagen wollte, — daß ich Ihnen nichts verheimliche.“

„Pfui, der Lügner!“ rief Lachtaube, und sie stampfte mit dem Fuße auf. — „Nun sehen Sie da die große Cravatte von weißer Wolle, die ich Ihnen mitgebracht habe?“ — sie nahm sie aus ihrem Kober; „zur Strafe für Ihre Verstellung sollen Sie die Cravatte nun gar nicht bekommen; ich hatte sie für Sie gestrickt, weil ich bei mir dachte: es muß so kalt, so feucht in den großen Höfen des Gefängnisses sein, daß ihn dies doch etwas schützen wird. — Er ist so frostig —“

„Wie? Sie —?“

„Ja, Sie sind frostig,“ unterbrach ihn Lachtaube; „ich weiß es noch ganz genau, und doch wollten Sie immer, aus Rücksichten, mich verhindern, Holz in meinen Ofen zu legen, wenn Sie des Abends bei mir waren. Oh, ich habe ein gutes Gedächtniß!“

„Auch ich habe ein leider nur zu gutes!“ sagte Germain mit bewegter Stimme.

Und er strich mit der Hand über die Augen.

„Werden Sie schon wieder traurig, obschon ich es Ihnen verboten habe?“

„Wie sollte ich nicht zu Thränen gerührt werden, wenn ich an Alles denke, was Sie für mich gethan haben, seit ich hier im Gefängnisse bin! Und ist diese neue Aufmerksamkeit nicht rührend? Weiß ich denn nicht, daß Sie es sich vom Schlafe abbrechen, um Zeit zu haben, mich zu besuchen? Meinetwegen arbeiten Sie mehr —“

„Richtig! Bedauern Sie mich geschwind, daß ich alle zwei oder drei Tage einen hübschen Spaziergang mache, um meine Freunde zu besuchen, da ich so gern gehe! — Es ist so unterhaltend, unterwegs die Läden zu mustern!“

„Und heute, bei diesem Wind und Regen auszugehen!“

„Das ist ein Grund mehr; Sie können sich nicht vorstellen, welche drollige Figuren man da sieht! Einige halten den Hut mit beiden Händen, damit er ihnen nicht durch den Wind entführt werde; Andere schneiden, wenn sich ihr Regenschirm umschlägt, unglaubliche Gesichter und drücken die Augen zu, während ihnen der Regen in das Gesicht schlägt! Es war diesen Morgen den ganzen Weg her eine wahre Comödie, und ich nahm mir gleich vor, Sie durch das Erzählen zum Lachen zu bringen, aber die Falten auf der Stirn wollen sich auch gar nicht glätten!“

„Die Schuld liegt nicht an mir, — nehmen Sie es nicht übel, aber die guten Eindrücke, die ich Ihnen verdanke, rühren mich zuletzt immer sehr. — Sie wissen es ja, ich bin nicht lustig, wenn ich mich glücklich fühle; ich kann nicht anders —“

Lachtaube wollte es nicht merken lassen, daß sie trotz ihrem Geplauder nahe daran war, die Rührung Germain's zu theilen; sie gab deshalb dem Gespräche schnell eine andere Wendung und sagte:

„Sie sagen immer, Sie könnten nicht anders, aber es giebt noch manche Dinge, wo man auch nicht anders kann; warum thun Sie aber etwas nicht, trotzdem, daß ich Sie gebeten habe —," fügte Lachtaube hinzu.

„Was meinen Sie?"

„Ihren Eigensinn, sich immer von den andern Gefangenen abzusondern, nie mit ihnen zu sprechen. Der Aufseher hat mir wieder gesagt, daß Sie es, in Ihrem eigenen Interesse, über sich gewinnen sollten. — Ich bin überzeugt, daß Sie es nicht thun. — Sie schweigen? Sie sehen, es ist immer dasselbe Lied. Sie werden nicht eher zufrieden sein, bis die schlechten Menschen Ihnen etwas zu Leide gethan haben."

„Sie wissen nicht, welchen Abscheu mir diese Menschen einflößen, Sie wissen nicht, welche persönlichen Gründe ich habe, sie und ihresgleichen zu fliehen und zu verwünschen —"

„Ach, ich glaube diese Gründe zu kennen; — ich habe die Papiere gelesen, die Sie für mich geschrieben hatten, und die ich nach Ihrer Verhaftung aus Ihrer Wohnung holte. — Ich habe die Gefahren erfahren, denen Sie bei Ihrer Ankunft in Paris ausgesetzt waren, weil Sie sich weigerten, in der Provinz an den Verbrechen des schlechten Menschen Theil zu nehmen, der Sie erzogen hatte. Wegen des letzten Hinterhaltes, den man Ihnen legte, und um den Bösewichtern aus den Augen zu kommen, zogen Sie aus, ohne mir zu sagen, wo Ihre neue Wohnung sei. — In diesen Papieren habe ich — auch noch etwas Anderes gelesen," setzte Lachtaube hinzu, indem sie von neuem erröthete und die Augen niederschlug; „ich habe Dinge gelesen, die —"

„Die Sie nie erfahren haben würden," fiel Germain lebhaft ein, „ohne das Unglück, das mich betroffen hat, ich schwöre es Ihnen. Aber, ich bitte Sie, verzeihen Sie mir

diese Thorheiten und vergessen Sie dieselben; nur früher konnte ich mir in diesen wenn auch unsinnigen Träumen gefallen."

Lachtaube hatte zum zweiten Male versucht, ein Geständniß auf die Lippen Germain's zu locken, indem sie auf die Gedanken voll Liebe anspielte, die er sonst niedergeschrieben und der Erinnerung an das Mädchen gewidmet hatte, denn er hatte sie, wie schon erwähnt, immer still, aber heiß geliebt, und nur um in der herzlichen Vertraulichkeit mit der Nachbarin zu bleiben, diese Liebe unter dem Scheine der Freundschaft versteckt.

Er war durch das Unglück noch mißtrauischer und schüchterner geworden, und konnte sich nicht einbilden, daß Lachtaube ihn, den Gefangenen, auf dem eine schreckliche Anklage lastete, liebe, während sie ihm vor dem Unglücke, das ihn betroffen, nur eine schwesterliche Freundschaft bewiesen hatte.

Lachtaube unterdrückte, da sie nicht verstanden wurde, einen Seufzer, und hoffte und wartete auf eine bessere Gelegenheit, um Germain in ihr Herz blicken zu lassen.

Sie entgegnete deshalb verlegen:

„Mein Gott, ich begreife recht gut, daß Ihnen die Gesellschaft dieser schlechten Menschen zuwider ist, aber das ist doch kein Grund, sich nutzlosen Gefahren auszusetzen."

„Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich, um Ihrem Wunsche nachzukommen, mehrmals diejenigen anzureden versucht habe, die mir minder schuldig vorkamen; aber wenn Sie wüßten, welche Sprache! welche Menschen!"

„Freilich, es muß schrecklich sein."

„Noch schrecklicher ist es aber, daß ich mich, wie ich bemerke, allmälig an die greulichen Gespräche gewöhne, die ich unwillkürlich den ganzen Tag über anhören muß; ja, jetzt höre ich mit Gleichgiltigkeit Greuel an, die mich in den ersten Tagen mit Unwillen erfüllten, und ich fange an, an mir zu zweifeln," bemerkte er mit Bitterkeit.

„Was sagen Sie, Herr Germain?"

„Wenn man lange an diesen schrecklichen Orten lebt, gewöhnt sich der Geist endlich an die verbrecherischen Gedanken, wie das Ohr sich an die rohen Reden gewöhnt, die man fortwährend um sich her hört. Ach Gott! ich begreife jetzt, daß man unschuldig, wenn auch angeklagt, das Gefängniß betreten und es verdorben verlassen kann —“

„Ja, aber Sie — Sie nicht.“

„Ja, ich und Andere, die tausendmal besser sind als ich. Diejenigen, welche uns vor der Verurtheilung zu dieser Gesellschaft verurtheilt, wissen nicht, was Schmerzliches und Verderbliches darin liegt, wissen nicht, daß mit der Länge der Zeit die Luft, die man hier athmet, ansteckend, für die Ehrenhaftigkeit tödtlich wird.“

„Ich bitte Sie, sprechen Sie nicht so, Sie thun mir weh.“

„Sie fragten mich nach der Ursache meiner zunehmenden Traurigkeit, — das ist sie. . . Ich wollte sie Ihnen nicht nennen, habe aber nur ein Mittel, für Ihr Mitleiden mit mir mich erkenntlich zu zeigen.“

„Mein Mitleiden — mein Mitleiden!“

„Ja, und das besteht darin, Ihnen nichts zu verheimlichen. So gestehe ich denn mit Schrecken, daß ich mich nicht wieder erkenne; wenn ich auch die Elenden verachte und fliehe, so wirkt doch ihre Anwesenheit, ihre Berührung unwillkürlich auf mich. — Es ist, als besäßen sie die schlimme Macht, die Atmosphäre zu verderben, in welcher sie leben. — Ich fühle, wie das Verderben durch alle Poren in mich dringt. — Wenn man mich auch von dem Fehler, den ich begangen, freispräche, der Anblick der ehrlichen Leute und der Umgang mit ihnen würde mich verlegen machen und mit Schaam erfüllen. — Noch bin ich nicht so weit, daß ich mich inmitten meiner Gefährten wohl fühle, aber wohl fürchte ich bereits den Tag, an dem ich wieder unter achtungswerthe Personen treten soll, weil ich meine Schwachheit kenne —“

„Ihre Schwachheit?“

„Meine Feigheit —“

„Ihre Feigheit? Welche ungerechte Vorstellungen haben Sie denn von sich selbst?“

„Ist man nicht feig und schuldig, wenn man mit seinen Pflichten, mit der Rechtschaffenheit unterhandelt? — Und das habe ich gethan.“

„Sie! Sie!“

„Ich. — Als ich hierher kam, täuschte ich mich nicht über die Größe meines Vergehens, so sehr es vielleicht auch zu entschuldigen sein mag. Jetzt kommt es mir schon geringer vor; wenn ich diese Diebe und Mörder immer mit cynischem Spotte oder mit wildem Stolze von ihren Verbrechen reden höre, beschleicht mich bisweilen der Neid über ihre kecke Gleichgiltigkeit und ein bitterer Spott über die Gewissensbisse, die mich wegen eines in Vergleich mit ihren Schandthaten unbedeutenden Vergehens peinigen —“

„Sie haben aber doch Recht; Ihre Handlung ist gar nicht tadelnswerth, sondern sogar edel; Sie hatten die Gewißheit, am andern Tage das Geld zurückgeben zu können, das Sie blos auf einige Stunden nahmen, um eine ganze Familie von dem Verderben, vielleicht dem Tode zu retten.“

„Darauf kommt in den Augen des Gesetzes und der ehrlichen Leute nichts an; es ist ein Diebstahl. Allerdings ist es minder schlecht, zu solchem Zwecke zu stehlen, als in anderer Absicht, aber es ist doch schon ein schlechtes Zeichen, daß man, um sich vor sich selbst zu entschuldigen, unter sich sehen muß. Ich kann mich fleckenlosen Leuten nicht mehr gleichstellen, muß mich vielmehr bereits mit den schlechten Menschen vergleichen, unter welchen ich hier lebe. Mit der Zeit, ich merke das wohl, erstarrt und verhärtet sich das Gewissen. Wenn ich morgen einen Diebstahl beginge, nicht mit der Ueberzeugung, am nächsten Tage die Summe erstatten zu können, die ich zu einem lobenswerthen Zwecke entwendete, wenn ich aus Habsucht stähle, würde ich mich noch immer für unschuldig halten in Vergleich mit dem, welcher mordet, um zu stehlen. Und doch ist bereits zwischen mir und einem Mörder ein eben so großer Abstand wie zwischen mir

und einem ganz vorwurfsfreien Manne. So wird sich, weil es noch tausendmal schlechtere Menschen giebt, meine Schlechtigkeit in meinen eigenen Augen verringern. Statt wie sonst sagen zu können: ich bin so rechtschaffen wie der rechtschaffenste Mensch, werde ich mich mit den Worten trösten: ich bin doch minder schlecht als die Bösewichter, unter denen ich werde leben müssen."

„Immer? Auch wenn Sie aus diesem Hause entlassen sind?"

„Wenn ich auch freigesprochen werde; die Leute hier kennen mich; verlassen sie das Gefängniß und sie begegnen mir, so werden sie mit mir wie mit einem ehemaligen Gefängnißgenossen sprechen. — Kennt man die gerechte Beschuldigung nicht, welche mich vor die Assisen gebracht hat, so werden diese Elenden mir drohen, sie bekannt zu machen. Sie sehen also, verfluchte, aber von nun an unauflösliche Bande knüpfen mich an sie, während, wenn ich bis zu dem Tage meines Processes allein in meiner Zelle eingeschlossen und ihnen unbekannt geblieben wäre, ich diese Besorgnisse nicht zu hegen brauchte, welche nun meine besten Vorsätze lähmen können. Wäre ich immer mit meinen Gedanken an mein Vergehen allein gewesen, so würde es mir immer größer anstatt kleiner erschienen sein, und je schwerer es mir vorgekommen wäre, eine um so größere Buße würde ich mir in Zukunft aufgelegt haben. Je mehr ich in meinem kleinen Kreise mich bemüht hätte, Gutes zu wirken, um so eher hätte ich Verzeihung hoffen dürfen. Man muß hundert gute Handlungen verrichten, um eine einzige schlechte abzubüßen. — Werde ich jetzt je daran denken, das abzubüßen, was mir kaum einen Gewissensbiß verursacht? Ich fühle es, es wirkt ein unwiderstehlicher Einfluß auf mich, gegen den ich lange mit aller Kraft gekämpft habe. — Man hatte mich für das Böse erzogen, ich folge meinem Geschicke, und da ich allein, ohne Familie dastehe, so liegt ja auch im Grunde nichts daran, ob mein Leben ein ehrliches oder ein verbrecherisches ist. — Und doch, — meine Absichten waren gut und rein.

Man wollte aus mir einen ehrlosen Menschen machen und es gewährte mir sonst schon eine innere Befriedigung, da ich mir sagen konnte: ich bin nie von dem Pfade der Ehre gewichen, ob mir es gleich vielleicht schwerer geworden ist als einem Andern. — Jetzt aber, — o, es ist schrecklich, schrecklich!" rief der Gefangene schluchzend aus, so daß Lachtaube, tief gebeugt, ihre Thränen nicht zurückhalten konnte.

Auch der Gesichtsausdruck Germain's betrübte sie; sie konnte sich unmöglich entbrechen, Mitleid mit der Verzweiflung eines Mannes zu fühlen, der sich gegen die Einwirkung einer verderblichen Ansteckung sträubte, deren schon so drohende Gefahr sein Zartgefühl noch übertrieb.

Ja, die Gefahr war drohend.

Wir werden nie die Worte eines Mannes von seltenem Scharfsinne vergessen, denen eine zwanzigjährige Erfahrung in der Gefängnißverwaltung so großes Gewicht gab:

„Auch angenommen, daß man ungerecht angeklagt und „vollkommen rein in ein Gefängniß kommt, so wird man „es doch minder ehrlich verlassen, als man es betreten hat; „man könnte sagen, die erste Blüte der Ehrenhaf„tigkeit verschwindet schon bei der Berüh„rung mit dieser fressenden Luft für immer."

Wir müssen indeß hinzusetzen, daß Germain in Folge seiner kräftigen und gesunden Rechtlichkeit lange und siegreich gekämpft hatte und daß er eigentlich mehr erst die Annäherung der Krankheit als diese selbst empfand.

Seine Besorgnisse, daß sein Vergehen ihm selbst geringer vorkommen würde, bewiesen, daß er die Schwere desselben noch recht wohl fühlte; aber die Unruhe, die Furcht, die Zweifel, welche diese so ehrliche und edle Seele ergriffen hatten, waren doch auch nichts desto weniger beunruhigende Symptome.

Lachtaube errieth mit ihrem weiblichen Scharfsinne und mit dem Instinct ihrer Liebe, was wir ausgesprochen haben.

Obgleich sie überzeugt war, daß ihr Freund von seiner

Rechtlichkeit noch nichts verloren habe, so fürchtete sie doch, daß Germain eines Tages gleichgiltig gegen das werden könnte, was ihn jetzt so schmerzlich beunruhigte.

XXII.
Lachtaube.

Lachtaube wischte ihre Thränen ab, wendete sich an Germain, der die Stirn an das Gitter drückte, und sagte in einem rührenden, ernsten, fast feierlichen Tone, den er an ihr noch nicht kannte:

„Hören Sie mich an, Germain; ich werde mich vielleicht nicht gut ausdrücken, denn ich spreche nicht so schön wie Sie, aber was ich Ihnen sagen will, ist richtig und wahr. — Zuerst haben Sie Unrecht, wenn Sie sagen, Sie ständen allein und verlassen.“

„O, glauben Sie nicht, daß ich jemals vergesse, was Sie aus Mitleiden mit mir thun —“

„Ich habe Sie vorhin nicht unterbrochen, als Sie von M i t l e i d sprachen; da Sie dieses Wort aber wiederholen, so muß ich Ihnen sagen, daß es keineswegs Mitleid ist, was ich für Sie fühle. — Ich will Ihnen das so gut als möglich erklären.

„Als wir Nachbarn waren, liebte ich Sie wie einen guten Bruder, wie einen guten Freund; Sie erzeigten mir kleine Gefälligkeiten, ich erzeigte Ihnen andere; Sie ließen mich an Ihren Sonntagsvergnügungen Theil nehmen, und ich suchte recht heiter und freundlich zu sein, um Ihnen dafür zu danken, — wir waren quitt —“

„Quitt? Ach nein, ich —“

„Lassen Sie mich jetzt reden. — Als Sie das Haus verlassen mußten, das wir mit einander bewohnt hatten, that mir Ihre Entfernung weher als die meiner andern Nachbarn.“

„Wirklich?“

„Ja, weil die andern sorglose Menschen waren, denen ich allerdings eben so wenig schuldig bleiben durfte als Ihnen, die sich aber erst dann entschlossen hatten, meine Freunde zu werden, nachdem ich ihnen hundert Mal wiederholt hatte, daß sie nie etwas Anderes werden würden. Sie dagegen, Sie hatten sogleich errathen, was wir für einander sein müßten —

„Trotzdem verbrachten Sie die ganze Zeit, die Ihnen frei blieb, bei mir; Sie lehrten mich schreiben, Sie gaben mir guten Rath, der zwar etwas ernst, aber eben deshalb auch gut war, kurz Sie waren der aufopferndste meiner Nachbarn und der einzige, der nichts — zur Entschädigung verlangt hat. Noch nicht genug. — Als Sie auszogen, gaben Sie mir einen großen Beweis von Vertrauen, da Sie mir, dem armen Mädchen, ein so wichtiges Geheimniß anvertrauten; das machte mich stolz. — Als wir getrennt waren, dachte ich weit lieber und öfterer an Sie als an meine andern Nachbarn. — Was ich Ihnen da sage, ist wahr; Sie wissen, daß ich niemals lüge.“

„Wäre es möglich? Sie hätten einen solchen Unterschied zwischen mir und den Andern gemacht?“

„Gewiß habe ich ihn gemacht, ich wäre ja sonst schlecht gewesen. Ja, ich dachte so bei mir: Kein Mensch ist besser als Germain; er ist nur etwas zu ernsthaft, aber gleichviel, wenn ich eine Freundin hätte, die heirathen und recht, recht glücklich werden wollte, so würde ich ihr gewiß empfehlen, Germain zu heirathen, denn er würde seiner Frau die Ehe zu einem Himmel machen —“

„Sie dachten an mich ... wegen einer Andern?“ fiel Germain traurig ein.

„Freilich; ich würde mich sehr gefreut haben, Sie glücklich in der Ehe zu sehen, da ich Sie wie einen guten Freund liebte. — Sie sehen, ich bin offen und sage Alles —“

„Und ich danke Ihnen von Grund der Seele; es ist

ein Trost für mich, zu erfahren, daß Sie mich unter Ihren Freunden vorzogen."

„So standen die Sachen, als Ihnen das Unglück begegnete. Da erhielt ich den guten lieben Brief, in dem Sie mir anzeigten, was Sie Ihr Vergehen nennen, was ich aber — freilich bin ich nicht gelehrt —, eine gute und schöne Handlung nenne. — Sie ersuchten mich auch, jene Papiere zu holen, aus denen ich erfuhr, daß Sie mich immer geliebt, aber nicht gewagt hatten, mir es zu sagen. Diese Papiere, in denen ich gelesen habe," — und Lachtaube konnte sich der Thränen nicht enthalten — „daß Sie an meine Zukunft gedacht, die eine Krankheit oder Mangel an Arbeit so traurig machen kann, und mir für den Fall, daß Sie eines gewaltsamen Todes stürben, was Sie damals fürchten konnten, das Wenige vermachten, was Sie sich erspart hatten —"

„Ja, denn wenn Sie bei meinen Lebzeiten ohne Arbeit oder krank gewesen, würden Sie sich lieber an mich als an irgend Jemand gewendet haben, nicht wahr? Ich rechnete darauf; hatte ich Recht? Ich habe mich nicht geirrt, nicht wahr?"

„Das wäre ja auch ganz einfach gewesen; an wen sonst hätte ich mich wenden können?"

„Sehen Sie, das sind Worte, die wohlthun und vielen Kummer vergessen lassen —"

„Ich kann Ihnen nicht beschreiben, was ich fühlte, als ich — welch trauriges Wort! jenes Testament las, in welchem jede Zeile eine Erinnerung an mich oder einen Gedanken an meine Zukunft enthielt, und doch sollte ich diese Beweise von Ihrer Zuneigung erst erfahren, wenn Sie nicht mehr sein würden. — Kann man sich wundern, daß nach einem so edeln Benehmen die Liebe plötzlich kommt? Das ist gewiß ganz natürlich, nicht wahr, Herr Germain?"

Das Mädchen sprach diese letztern Worte mit einer so rührenden und offenen Natürlichkeit, während sie ihre großen

schwarzen Augen auf die Augen Germain's heftete, daß dieser sie nicht sogleich verstand, so wenig glaubte er, von Lachtaube wirklich geliebt zu werden.

Diese Worte waren doch so deutlich, daß ihr Echo bis tief in der Seele des Gefangenen wiederhallte; er erröthete und erbleichte abwechselnd und rief dann aus:

„Was sagen Sie? -- Ich fürchte, — ach mein Gott! — ich täusche mich vielleicht —"

„Ich sage, daß ich Sie von dem Augenblicke an, als ich erfuhr, wie gut Sie gegen mich gewesen, und als ich Sie so unglücklich sah, anders liebte denn sonst, und daß, wenn jetzt eine meiner Freundinnen sich verheirathen wollte," setzte Lachtaube lächelnd und erröthend hinzu, „Herr Germain ihr von mir nicht vorgeschlagen werden würde —"

„Sie lieben mich! Sie lieben mich!"

„Ich muß es wohl selbst sagen, da Sie mich nicht darnach fragen."

„Wäre es möglich!"

„Habe ich Sie doch zwei Mal auf den Weg geleitet, damit Sie es errathen möchten. — Aber nein, der Herr will das Angedeutete nicht verstehen, er zwingt mich, Alles herauszusagen. Es ist vielleicht nicht recht, da aber nur Sie über meine Rücksichtslosigkeit zürnen können, so fürchte ich mich weniger, und dann," setzte Lachtaube ernster und mit inniger Bewegung hinzu, — „Sie erschienen mir eben so niedergedrückt, so voll von Verzweiflung, daß ich nicht länger an mich halten konnte. Auch besitze ich die Eitelkeit, zu glauben, dieses offen aus dem Herzen gesprochene Geständniß würde dazu beitragen, daß Sie sich für die Zukunft minder unglücklich fühlten. Ich dachte so bei mir: bis jetzt habe ich kein Glück in meinen Versuchen gehabt, ihn zu zerstreuen und zu trösten; meine Leckerbissen brachten ihn um den Appetit, meine Lustigkeit preßte ihm Thränen aus, diesmal wird er doch ..., mein Gott! was haben Sie?" rief Lachtaube aus, als sie sah, daß Germain das Gesicht mit den Händen bedeckte. — „Nun sehen Sie, ist das nicht

grausam? Was ich auch thun, was ich auch sagen mag, Sie bleiben immer so unglücklich. — Das ist zu schlecht, und überdies zu selbstsüchtig. — Glauben Sie denn, Sie litten allein?"

„Ach, wie unglücklich bin ich!" — entgegnete Germain in Verzweiflung. — „Sie lieben mich — nun, da ich Ihrer nicht mehr werth bin."

„Meiner nicht mehr werth? Was Sie da sagen, hat ja weder Sinn noch Verstand; gerade als hätte ich sonst gesagt, ich wäre Ihrer Freundschaft nicht werth, weil ich im Gefängnisse gewesen bin, — denn ich bin doch auch Gefangene gewesen; bin ich deshalb weniger ein braves Mädchen?"

„Ja, aber Sie kamen in das Gefängniß, weil Sie ein armes verlassenes Kind waren, während ich! — mein Gott! welcher Unterschied!"

„Nun, was das Gefängniß betrifft, so haben wir uns beide nichts vorzuwerfen. — Und bin ich nicht vielmehr ehrgeizig, denn meinem Stande nach dürfte ich gar nicht daran denken, einen andern Mann als einen Handwerker oder dergl. zu erhalten. — Ich bin ein Findelkind, besitze nichts als mein Stübchen und meinen guten Muth, und doch komme ich keck daher und trage mich Ihnen zur Frau an —"

„Ach, sonst wäre dies der Traum, das Glück meines Lebens gewesen; aber jetzt, da eine entehrende Anklage auf mir lastet, würde ich Ihren bewunderungswürdigen Edelmuth mißbrauchen, Ihr Mitleiden, das Sie vielleicht irre leitet, — nein, nein."

„Aber, mein Gott!" rief Lachtaube in schmerzlicher Ungeduld aus, „ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß ich kein Mitleiden mit Ihnen habe, — Liebe ist es, Liebe! Ich denke nur an Sie, ich schlafe nicht mehr, ich esse nicht mehr. Ihr trauriges liebes Bild schwebt mir überall vor. — Ist das Mitleiden? Jetzt, da ich mit Ihnen spreche, dringt mir Ihre Stimme, Ihr Blick in's Herz. — Sie haben tausen-

derlei an sich, was mir über alle Beschreibung gefällt und was ich bisher nicht bemerkte. Ich liebe Ihr Gesicht, ich liebe Ihre Augen, Ihren Wuchs, Ihren Geist, Ihr gutes Herz, — ist das Mitleiden? Warum liebe ich Sie jetzt anders als sonst? — ich weiß es nicht; warum war ich ausgelassen und lustig, als ich Sie als Freund liebte, und bin nun so traurig, seit ich Sie als Geliebten liebe? — ich weiß es nicht. Warum hat es so lange gewährt, ehe ich fand, daß Sie schön und gut sind, um Sie mit den Augen und dem Herzen zu lieben? — ich weiß es nicht, — oder doch, ja, ich weiß es: weil ich gefunden, wie sehr Sie mich liebten, ohne daß Sie mir es sagten, wie edel und freundschaftlich Sie gegen mich waren. Da stieg mir die Liebe aus dem Herzen in die Augen, wie die süße Thräne dahin steigt, wenn man gerührt ist —"

„Wahrhaftig, ich glaube zu träumen, wenn ich Sie so sprechen höre —"

„Und ich, — ich hätte es nie für möglich gehalten, daß ich den Muth haben würde, Ihnen das zu sagen; aber Ihre Verzweiflung hat mich dazu gezwungen. — Sie wissen nun, daß ich Sie liebe als Freund, als Geliebten, als Mann, wollen Sie noch einmal sagen, es wäre Mitleiden?"

Die edlen Bedenklichkeiten Germain's schwanden einen Augenblick vor diesem so aufrichtigen und muthigen Geständnisse —

„Sie lieben mich!" rief er aus. — „Ich glaube Ihnen, Ihr Ton, Ihr Blick, Alles sagt es mir. — Ich will nicht mehr fragen, wie ich ein solches Glück verdient habe, ich gebe mich ihm blindlings hin. — Mein Leben, mein ganzes Leben wird nicht hinreichen, meine Schuld gegen Sie zu tilgen. — Ach, wie viel habe ich schon gelitten, aber dieser Augenblick verlöscht Alles."

„Endlich, endlich sehe ich Sie getröstet. — Ach, ich wußte es wohl, daß es mir gelingen würde," sprach Lachtaube mit himmlischem Entzücken.

„Und in den Schrecken eines Gefängnisses, wo mich Alles niederbeugt, dieses Glück!“

Germain konnte nicht vollenden.

Dieser Gedanke erinnerte ihn an seine wirkliche Lage, und seine Bedenklichkeiten, die er einen Augenblick vergessen hatte, erhoben sich grausamer als je. Mit Verzweiflung fuhr er fort:

„Aber ich bin ein Gefangener, bin des Diebstahls angeklagt, werde verurtheilt werden, vielleicht entehrt! Und ich sollte Ihr muthiges Opfer annehmen, Ihre edle Begeisterung für mich benutzen? Nein, nein, so ehrlos bin nicht!“

„Was sagen Sie?“

„Ich kann — zu jahrelangem Gefängnisse verurtheilt werden.“

„Nun wohl,“ antwortete das Mädchen mit Ruhe und Festigkeit, „man wird sehen, daß ich ein ehrliches Mädchen bin, und nicht verweigern, daß wir in der Gefängniß-Capelle getraut werden.“

„Aber man kann mich weit fort von Paris bringen —“

„Bin ich erst Ihre Frau, so folge ich Ihnen und arbeite in der Stadt, wo Sie sind; ich werde schon Arbeit finden und besuche Sie alle Tage.“

„Aber ich werde in den Augen Aller gebrandmarkt sein —“

„Sie lieben mich mehr als Alle, nicht wahr?“

„Können Sie fragen?“

„Nun, was liegt Ihnen an den Andern? In meinen Augen werden Sie nicht gebrandmarkt sein, ich werde Sie vielmehr für den Märtyrer Ihres guten Herzens ansehen —“

„Aber die Welt wird Sie anklagen, die Welt wird Ihre Wahl verdammen und tadeln.“

„Die Welt! Meine Welt sind Sie, ich bin die Ihrige; mögen die Leute reden.“

„Werde ich aus dem Gefängnisse entlassen, so wird man mich überall zurückweisen; vielleicht finde ich nie wieder eine

Beschäftigung; dann, schrecklicher Gedanke! wenn die Ansteckung, die ich fürchte, mich ergreifen sollte, — welche Zukunft für Sie!"

„Sie verstehen sich selbst nicht, nein, denn jetzt wissen Sie, daß ich Sie liebe, und dieser Gedanke wird Ihnen die Kraft geben, den schlechten Beispielen zu widerstehen; Sie werden bedenken, daß wenn auch Alle Sie von sich wiesen, nachdem Sie aus dem Gefängnisse entlassen worden, Ihre Frau Sie mit Liebe und Dank aufnehmen wird, weil sie überzeugt ist, daß Sie ein ehrlicher Mann geblieben. Sie wundern sich über diese Sprache, nicht wahr? ich wundere mich selbst darüber. — Ich weiß nicht, woher ich das nehme, was ich Ihnen sage, — gewiß kommt es aus der Tiefe des Herzens und das muß Sie überzeugen; wenn Sie ein Anerbieten verschmäheten, das Ihnen aus vollem Herzen gemacht wird, wenn Sie die Liebe eines armen Mädchens nicht möchten, die ..."

Germain fiel ihr mit leidenschaftlicher Trunkenheit in's Wort:

„Ja, ja, ich nehme es an, ich nehme es an; ich fühle es, es ist bisweilen feig, gewisse Opfer abzulehnen; man erkennt dadurch an, daß man derselben nicht würdig ist. — Ich nehme es an, edles, muthiges Mädchen!"

„Wirklich? Ist es diesmal Ihr Ernst?"

„Ich schwöre es Ihnen, und dann, Sie haben etwas gesagt, das Eindruck auf mich gemacht, das mir den Muth gegeben hat, der mir fehlte —"

„Welches Glück! Und was habe ich gesagt?"

„Daß ich Ihretwegen jetzt ein ehrlicher Mann bleiben müßte. — Ja, in diesem Gedanken werde ich die Kraft finden, den verderblichen Einflüssen um mich her zu widerstehen. — Ich werde der Ansteckung Trotz bieten und dies mein Herz, das Ihnen angehört, Ihrer Liebe würdig zu erhalten wissen —"

„Ach, Germain, wie glücklich bin ich! Wenn ich etwas für Sie gethan habe, wie sehr belohnen Sie mich!"

„Und dann, sehen Sie, ich werde die Schwere meines Vergehens nie vergessen, ob Sie es gleich entschuldigen. Meine Aufgabe wird in der Zukunft eine doppelte sein: die Vergangenheit abzubüßen und das Glück, das ich Ihnen verdanke, zu verdienen; deshalb werde ich Gutes thun, denn an Gelegenheit fehlt es nie, wenn man auch arm ist —"

„Ach mein Gott, ja, wir finden immer Leute, die noch unglücklicher sind als wir."

„Hat man kein Geld —"

„So giebt man Thränen, wie ich es bei den armen Morels gethan habe."

„Und das ist ein heiliges Almosen: die Mildthätigkeit des Herzens ist so viel werth als die, welche Brod giebt."

„Sie nehmen also an? Sie besinnen sich nicht wieder anders?"

„Nie, nie, Geliebte! Ja, der Muth kehrt neu zurück; es ist mir, als erwachte ich aus einem Traume; ich zweifle nicht mehr an mir selbst, ich irrte mich und zum Glück sind mir die Augen geöffnet. Mein Herz würde nicht schlagen, wie es schlägt, wenn es etwas von seiner edeln Kraft verloren hätte —"

„Ach, Germain, wie schön sind Sie, wenn Sie so sprechen! Wie sehr beruhigen Sie mich, nicht meinet-, sondern Ihretwegen! — Und nicht wahr, Sie versprechen mir nun auch, da die Liebe Sie schützt, mit den schlechten Menschen zu reden, damit Sie sich den Zorn derselben nicht zuziehen?"

„Beruhigen Sie sich. — Als sie mich traurig und niedergeschlagen sahen, glaubten sie ohne Zweifel, ich litte Gewissenspein; wenn sie mich stolz und heiter sehen, werden sie glauben, ihr cynisches Wesen habe mich angesteckt —"

„Ja, sie werden Sie nicht mehr in Verdacht haben und ich kann ruhig sein. — Also keine Unklugheit! Sie sind jetzt mein, ich bin Ihr Frauchen."

Der Aufseher machte in diesem Augenblicke eine Bewegung; er erwachte.

„Schnell!“ sagte leise Lachtaube mit einem reizenden Lächeln und züchtiger Zärtlichkeit. — „Schnell, lieber Mann, einen Kuß auf die Stirn, — durch das Gitter hindurch! Das soll meine Verlobung sein.“

Sie drückte erröthend die Stirn an das eiserne Gitter und Germain berührte, tief bewegt, durch das Gitter hindurch mit seinen Lippen die reine weiße Stirn.

Eine Thräne des Gefangenen fiel darauf gleich einer feuchten Perle.

Ergreifende Taufe dieser keuschen, traurigen, schönen Liebe!

— — — — — — — — — — —

„Oh! Schon drei Uhr!“ sagte der Aufseher, indem er aufstand, „und um zwei Uhr sollten alle Fremden fort sein.“

„Es ist Schade, meine liebe Demoiselle,“ setzte er zu dem Mädchen hinzu, „aber ich kann nicht, — Sie müssen nun gehen.“

„O, ich danke Ihnen, daß Sie uns so allein mit einander sprechen ließen. — Ich habe Germain Muth gemacht; er will nicht mehr so traurig sein, will sich nicht von den schlechten Menschen ganz zurückziehen. — Nicht wahr, Freund?“

„Beruhigen Sie sich,“ entgegnete Germain lächelnd, „ich werde von nun an der Lustigste im Gefängnisse sein —“

„Dann werden die Andern nicht mehr auf Sie achten,“ sagte der Aufseher.

„Da ist eine Cravatte, die ich für Germain mitgebracht habe, Herr,“ fuhr Lachtaube fort; „muß ich sie in dem Bureau abgeben?“

„Es ist so gewöhnlich, indeß, da ich einmal gegen die Ordnung gefehlt habe, so kommt auf etwas mehr oder weniger nicht viel an. — Geben Sie ihm Ihr Geschenk also in Gottes Namen selbst.“

Der Aufseher machte die Thüre des Ganges auf.

„Der gute Mann hat Recht, so erst ist das Glück vollständig,“ sagte Germain, indem er den wollenen Shawl

aus den Händen des Mädchens nahm, die er zärtlich drückte. „Leben Sie wohl! Auf baldiges Wiedersehen! Jetzt fürchte ich nicht mehr, Sie zu bitten, mich so bald als möglich wieder zu besuchen —"

„Und ich verspreche es. — Leben Sie wohl, guter Germain!"

„Adieu, meine liebe gute Freundin —"

„Binden Sie ja den Shawl um! es ist so feucht!"

„Der schöne Shawl! Und Sie haben ihn selbst für mich gestrickt! Ich werde ihn immer tragen," sagte Germain, indem er ihn an seine Lippen drückte.

„Nun scheinen Sie auch Appetit zu erhalten; soll ich Ihnen mein schönes Gericht machen?"

„Ja, und diesmal werde ich ihm tüchtig zusprechen —"

„Ich bringe es. — Noch einmal, Adieu. Ich danke, Herr Aufseher; heute gehe ich viel glücklicher und ruhiger fort. — Adieu, Germain!"

„Adieu, mein Frauchen!"

„Für ewig!"

Einige Minuten später ging Lachtaube, nachdem sie ihre Ueberschuhe wieder angezogen und den Regenschirm genommen hatte, leichtern Herzens aus dem Gefängnisse hinaus, als sie es betreten hatte.

Während des Gesprächs Germain's mit dem Mädchen kamen in einem der Höfe des Gefängnisses, in den wir den Leser nun führen wollen, andere Auftritte vor.

XXIII.

Die Löwengrube.

Wenn das materielle Aussehen eines großen Gefängnisses, das nach allen Bedingungen des Behagens und der Gesundheit, welche die Menschlichkeit erfordert, erbaut ist,

von außen, wie bereits erwähnt, nichts Düsteres bietet, so macht dagegen der Anblick der Gefangenen einen entgegengesetzten Eindruck.

Man empfindet gewöhnlich Trauer und Mitleiden, wenn man unter eine Anzahl weiblicher Gefangenen tritt, indem man bedenkt, daß diese Unglücklichen fast immer weniger durch ihren eigenen Willen als durch den verderblichen Einfluß des ersten Mannes, der sie verführte, zum Bösen getrieben wurden.

Und es behalten auch selbst die verbrecherischesten Frauen in dem Herzen zwei heilige Saiten, die auch durch die gewaltsamsten abscheulichsten Leidenschaften nicht ganz zerrissen werden, die Liebe und das Muttergefühl. Es kann also bei diesen elenden Geschöpfen ein reiner milder Glanz noch hier und da das finstere Dunkel einer tiefen Verdorbenheit erhellen.

Bei den Männern aber, wie sie das Gefängniß macht und dann in die Welt hinausstößt, findet sich nichts Aehnliches. Sie sind — das Verbrechen aus einem Stücke, ein Erzklumpen, der nur noch in dem Feuer der höllischen Leidenschaften erglüht.

Man empfindet deshalb auch bei dem Anblicke der Verbrecher, welche die Gefängnisse füllen, im Anfange einen Schauder des Entsetzens und des Abscheues.

Erst durch Ueberlegung gelangt man zu mitleidigern, freilich sehr bittern Gedanken, — ja zu sehr bittern, denn man bedenkt, daß die Bewohner der Gefängnisse, der Zuchthäuser — die blutige Ernte des Henkers — immer in dem Schmutze der Unwissenheit, der Armuth und der thierischen Rohheit aufkeimen.

Will der Leser diesen ersten Eindruck des Abscheues und des Entsetzens begreifen, den wir erwähnten, so folge er uns in die Löwengrube.

So heißt einer der Höfe in La Force.

Hier befinden sich meist die Gefangenen bei einander, welche wegen ihrer frühern Thaten, wegen ihrer Unbändig=

keit oder wegen der schweren Beschuldigungen, die auf ihnen lasten, die gefährlichsten sind.

Nichts desto weniger hatte man sich wegen des nothwendigen Baues in dem Gefängniß gezwungen gesehen, mehrere andere Gefangene ihnen zuzuweisen.

Diese waren, ob sie gleich auch vor dem Assisenhofe erscheinen sollten, in Vergleich mit den Andern in der Löwengrube, fast rechtschaffene Leute.

Der düstere, graue, regnichte Himmel verbreitete nur ein mattes Licht über die Scene, die wir beschreiben wollen. Sie ereignete sich in der Mitte eines ziemlich großen vierseitigen Hofes, der durch hohe weiße Mauern mit einigen vergitterten Fenstern gebildet wurde.

Am einen Ende dieses Hofes sah man eine schmale Thüre mit einem Schiebfenster, an dem andern den Eingang in den Wärmesaal, einen großen mit Steinplatten belegten Saal, in dessen Mitte sich ein eiserner Ofen mit Bänken rundherum befand, auf denen mehrere Gefangene träg ausgestreckt lagen und mit einander sprachen.

Andere, welche die Bewegung der Ruhe vorzogen, gingen vier bis fünf neben einander, Arm in Arm, mit raschen Schritten in dem Hofe auf und ab.

Man müßte den markigen düstern Pinsel Salvator's oder Goya's besitzen, um die verschiedenen Arten körperlicher und moralischer Häßlichkeit schildern und die Mannichfaltigkeit der Anzüge dieser Unglücklichen, die meist sehr armselig gekleidet waren, in ihrer ganzen Häßlichkeit wiedergeben zu können. Da sie nur Beschuldigte, d. h. für unschuldig Gehaltene waren, so trugen sie auch die gleichförmige Kleidung der Strafhäuser nicht; nur Einige erschienen in derselben, denn ihre Lumpen waren bei ihrem Eintritte in das Gefängniß so schmutzig, so verpestet gewesen, daß man ihnen nach dem gewöhnlichen

Bade [1]) die Kutte und die Beinkleider von grauem groben Tuche gegeben hatte, welche die Verurtheilten erhalten.

Ein Phrenolog würde diese verbrannten Gesichter mit der flachen oder eingedrückten Stirn, dem grausamen oder hinterlistigen Blicke, dem böswilligen oder dummen Munde und dem ungeheuern Nacken aufmerksam beobachtet haben. Fast Alle hatten eine entsetzliche Aehnlichkeit mit Thieren.

In den listigen Zügen des Einen fand man die teuflische Schlauheit des Fuchses, bei dem Andern die blutdürstige Raubgier des Raubvogels; bei dem Dritten die Wildheit des Tigers, bei Andern endlich die thierische Dummheit des Viehes.

Das Herumgehen dieses Haufens schweigender Menschen mit kecken Blicken voll Haß, mit dem frechen Lachen, die sich an einander drängten, hatte etwas ganz ungewöhnlich Grauenhaftes.

Man zitterte, wenn man bedachte, daß diese wilde Bande zu einer gewissen Zeit von neuem in die Welt hinausgelassen werden sollte, der sie einen unversöhnlichen Krieg erklärt hat.

Wie vielfache blutdürstige Rache, wie viele mörderische Pläne schlummern noch in ihnen!

Schildern wir einige der auffallendsten Physiognomien in der Löwengrube; die andern mögen den Hintergrund bilden.

Während ein Aufseher die Herumgehenden beobachtete, wurde in dem Wärmesaale eine Art Berathung gehalten.

Unter den Gefangenen, welche derselben beiwohnten, werden wir Barbillon und Nicolaus Martial wiederfinden, die wir indeß nur erwähnen.

---

1) Nach einer übrigens in Gesundheitsrücksichten vortrefflichen Anordnung wird jeder Gefangene bei seiner Ankunft und dann monatlich zweimal in den Badesaal des Gefängnisses geführt, worauf man seine Kleidung einer Durchräucherung unterziehet. — Für einen Handwerker ist ein warmes Bad ein unerhörter Luxus.

Derjenige, welcher den Vorsitz und die Leitung der Discussion zu leiten schien, war ein Gefangener mit dem Beinamen: das Skelett[1]), den man mehrmals bei den Martials auf der Insel des Aussuchers hat erwähnen hören.

Das Skelett war Vorsteher oder Capitain im Wärmesaale.

Dieser ziemlich hochgewachsene Mann von etwa vierzig Jahren rechtfertigte seinen schrecklichen Beinamen durch eine Magerkeit, von der man sich keine Vorstellung machen kann.

Wenn die Gesichtsbildung der Genossen des Skeletts mehr oder weniger Aehnlichkeit mit dem Tiger, dem Geier oder dem Fuchse hatte, so erinnerte die Form seiner nach rückwärts laufenden Stirn und seine flachen langgezogenen knochigen Kinnladen, die auf einem maßlos langen Halse ruhten, ganz an die Kopfbildung der Schlange.

---

1) Wir fühlen hier eine gewisse Bedenklichkeit. In dem laufenden Jahre wurde ein armer Teufel, der sich blos des Vagabundirens schuldig gemacht hatte und der Decure hieß, zu einmonatlichem Gefängniß verurtheilt. Er trieb wirklich das Gewerbe eines wandelnden Skeletts auf den Jahrmärkten, weil er unglaublich und entsetzlich abgemagert war. Dieser Typus kam uns merkwürdig vor und wir benutzten ihn, aber das wirkliche Skelett hat moralisch keine Aehnlichkeit mit unserer fingirten Person. Hier ein Bruchstück aus dem Verhöre Decure's:

Der Präsident: Was thaten Sie an dem Orte, als Sie verhaftet wurden?

Antwort: Ich mache, nach dem Gewerbe als wandelndes Skelett, das ich betreibe, alle Arten Uebungen zur Ergötzlichkeit der Jugend; ich versetze meinen Körper in den Zustand eines Skelettes, zeige meine Knochen und Muskeln nach Belieben, esse Arsenik, fressenden Sublimat, Kröten, Spinnen und im Allgemeinen alle Insecten; ich verschlinge auch Feuer, kochendes Oel, wasche mich darin und werde wenigstens einmal des Jahres durch die berühmtesten Aerzte, wie die Herrn Dubois und Orfila ꝛc., nach Paris gerufen, die alle Arten Experimente mit meinem Körper machen ꝛc. (Bulletin des Tribunaux.)

Völlige Kahlheit des Kopfes erhöhete diese Aehnlichkeit noch, denn unter der runzeligen Haut der wie bei einem Reptil fast flachen Stirn erkannte man die geringsten Erhabenheiten, die kleinsten Schädelnähte. Sein unbärtiges Gesicht sah aus wie von altem Pergament, das unmittelbar auf die Knochen geklebt worden.

Die kleinen schielenden Augen lagen tief, der Augenbogen und die Backenknochen standen so weit vor, daß man unter der gelblichen Stirn, auf der das Licht spielte, zwei buchstäblich mit Schatten ausgefüllte Augenhöhlen sah und die Augen in geringer Entfernung in der Tiefe dieser beiden dunkeln Höhlen, dieser schwarzen Löcher zu verschwinden schienen, die einem Todtenkopfe ein so grauenhaftes Aussehen geben. Die langen Zähne, deren vorstehende Fächer sichtbar durch die gleichsam gegerbte Haut der Kinnladen durchschienen, enthüllten sich fast fortwährend in Folge einer gewöhnlichen lächelnden Mundverzerrung.

Obgleich nun aber die Muskeln dieses Menschen fast zu Sehnen zusammengeschrumpft waren, so besaß er doch eine außerordentliche Körperkraft. Die Stärksten vermochten mit Mühe dem Griffe seiner langen Arme und seiner fleischlosen Finger zu widerstehen.

Er trug einen viel zu kurzen blauen Rock, der — und darauf bildete er sich etwas ein — seine knochigen Hände und die Hälfte seiner Vorderarme oder vielmehr zwei Knochen (den radius und cubitus, — man verzeihe diese Anatomie) sehen ließ, zwei Knochen, die in eine rauhe schwärzliche Haut gehüllt und durch eine tiefe Rinne getrennt waren, in welcher sich einige harte, wie Stricke vertrocknete Adern hinzogen.

Wenn er seine Hände auf einen Tisch legte, war es, als legte er Dominosteine hin, wie sich der Spitzige ausdrückte.

Das Skelett hatte funfzehn Jahre seines Lebens wegen Diebstahls und Mordversuchs im Bagno zugebracht, war aus dem ihm zum Aufenthalte angewiesenen Orte entflohen und bei Raubmord ergriffen worden.

Dieser letzte Mord war unter so entsetzlichen Umständen begangen worden, daß der Bandit, als Rückfälliger, sich schon im voraus und mit Recht für zum Tode verurtheilt ansah.

Der Einfluß, welchen das Skelett durch seine Kraft, seine Energie, seine Schlechtigkeit auf die übrigen Gefangenen ausübte, war die Ursache gewesen, daß der Gefängnißdirector ihn zum Capitain des Schlafsaals gewählt hatte, d. h. daß das Skelett in Allem, was die Ordnung und die Reinlichkeit des Saales und der Betten betraf, die Aufsicht führte. Er verwaltete sein Amt untadelhaft und die Gefangenen würden nie gewagt haben, gegen die Pflichten zu verstoßen, für deren Erfüllung er zu sorgen hatte.

Die verständigsten Gefängnißdirectoren versuchten, die erwähnten Obliegenheiten den Gefangenen zu übertragen, welche sich noch durch eine gewisse Ehrlichkeit empfahlen oder die minder schwere Verbrechen begangen hatten; sie sahen sich aber genöthigt, dieser doch logischen und moralischen Wahl zu entsagen und die Vorsteher unter den gefürchtetsten und verdorbensten Gefangenen zu suchen, da diese allein Einfluß auf ihre Gefährten haben.

Wir müssen also noch einmal wiederholen, je größere Rohheit und Kühnheit ein Schuldiger zeigt, um so mehr wird er gleichsam — geachtet.

Ist diese durch die Erfahrung bewiesene Thatsache nicht ein unwiderleglicher Beweis gegen den Fehler der gemeinsamen Haft?

Zeigt sie nicht bis zur absoluten Evidenz die Macht der Ansteckung, welche für die Gefangenen tödtlich wird, von denen man doch noch einige Besserung hätte erwarten können?

Ja, denn warum sollten sie an Reue, an Besserung denken, wenn sie in diesem Pandämonium, wo sie lange Jahre, vielleicht ihr ganzes Leben verbringen sollen, den Einfluß nach der Zahl der Schandthaten zumessen sehen?

Noch einmal, weiß man nicht, daß die Außenwelt, die

ehrliche Gesellschaft für den Gefangenen nicht mehr existirt? Die moralischen Gesetze, welche dieselbe leiten, sind ihm gleichgiltig und er nimmt nothwendig die Sitten derjenigen an, mit denen er lebt, und da alle Auszeichnungen in dem Gefängnisse dem großen Verbrecher vorbehalten sind, so wird er natürlich immer nach dieser entsetzlichen Aristocratie streben.

Doch kehren wir zu dem Skelett, dem Vorsteher des Saales zurück, der mit mehreren Gefangenen sprach, unter welchen sich Barbillon und Nicolaus Martial befanden.

„Weißt Du gewiß, was Du da sagst?" fragte das Skelett Nicolaus.

„Ja, ja, hundertmal ja; der Vater Micou weiß es von dem dicken Lahmen, der ihn schon einmal erschlagen wollte, weil er Einen verrettert [1]) hatte."

„Das muß aus werden," fiel Barbillon ein —

Der Vorsteher nahm auf einen Augenblick die Pfeife aus dem Munde und sagte mit so leiser, so heiserer Stimme, daß man sie kaum verstand:

„Germain ist uns im Wege; er spionirt; wer wenig spricht, hört desto mehr. — Haben wir ihm einmal zur Ader gelassen, wird man ihn wegbringen. — So war meine Meinung bis jetzt; da er aber verrettert hat, wie der dicke Lahme sagt, so kommt er mit dem Aderlasse nicht weg."

„So ist es recht," fiel Barbillon ein.

„Es muß ein Exempel statuirt werden," fuhr das Skelett etwas lebhafter fort. „Jetzt entdecken uns nicht mehr die Iltisse [2]), sondern die Kapper [3]). — Jacob und Gauthier, die man letzthin geköpft, waren — verrettert, Roussilon, den man auf die Galeeren geschickt, — verrettert."

---

1) Verrathen. — 2) Die Polizeidiener. — 3) Angeber.

„Und ich? Und meine Mutter? meine Schwester? mein Bruder in Toulon?“ rief Nicolaus aus. „Sind wir nicht Alle durch Roth-Arm verrettert worden? — Jetzt ist er sicher. — Man hat ihn nach Roquette gebracht; man wagte es nicht, ihn hier zu lassen —“

„Und ich?“ fragte Barbillon; „hat mich Roth-Arm nicht auch verrettert?“

„Und ich?“ fiel ein junger Gefangener mit dünner Stimme ein, der affectirt mit der Zunge anstieß, „ich wurde von Jobert verrettert, der mir ein Geschäft in der Straße Saint Martin antrug.“

Dieser letztere Gefangene mit der dünnen Stimme, dem bleichen mädchenhaften Gesichte und schielenden hinterlistigen Blicke war seltsam gekleidet; er trug auf dem Kopfe ein rothes Tuch, das zwei Büschel blonder Haare sehen ließ, die dicht auf den Schläfen auflagen; die beiden Enden des Tuches bildeten eine bauschige Rosette über seiner Stirn; als Cravatte trug er einen weißen Merinos-Shawl mit kleinen grünen Palmen, der auf der Brust übereinandergeschlagen war; seine Jacke von braunem Tuche verschwand unter dem Gürtel weiter Beinkleider von groß und bunt carrirtem Zeuge.

„Wenn das nicht eine Nichtswürdigkeit ist!“ fuhr er mit seiner dünnen Stimme fort; „ich hätte um keinen Preis Jobert in Verdacht haben mögen.“

„Ich weiß es wohl, daß er Dich angezeigt hat,“ antwortete das Skelett, der diesen Gefangenen in besondern Schutz genommen zu haben schien. „Man hat auch nicht gewagt, ihn hier zu lassen, sondern ihn in die Conciergerie gebracht. — Das muß ein Ende nehmen; es muß ein Exempel statuirt werden; die falschen Brüder arbeiten für die Polizei und glauben sicher zu sein, wenn man sie in ein anderes Gefängniß bringt als die, welche sie angeben.“

„Ja.“

„Um das zu verhindern, müssen alle Gefangenen jeden Angeber für einen Todfeind ansehen; er mag Hinz oder

Kunz, hier oder da verrathen haben, gleichviel, über ihn her! Sind vier oder fünf kalt geworden, so werden die Andern ihre Zunge zweimal umwenden, ehe sie wieder schwatzen.“

„Du hast Recht, Skelett,“ sagte Nicolaus; „also Germain muß daran —“

„Er muß daran,“ erwiederte das Skelett; „aber wir wollen warten, bis der dicke Lahme gekommen ist. — Hat er z. B. bewiesen, daß der Germain ein Angeber ist, — abgemacht.“

„Aber die Aufseher, die immer da sind?“ fragte der Gefangene mit der dünnen Stimme.

„Ich habe eine Idee. — Der Spitzige wird uns helfen.“

„Er? Er hat keine Courage —“

„Ein Floh hat mehr Kraft als er.“

„Wo ist er?“

„Er war aus dem Sprachzimmer zurückgekommen, ist aber wieder zu seinem Advocaten gerufen worden.“

„Und Germain? Ist er noch immer im Sprachzimmer?“

„Ja, mit dem Mädchen, das ihn besucht.“

„Sobald er kommt, Achtung! Aber wir müssen auf den Spitzigen warten; ohne ihn können wir nichts thun.“

„Ohne den Spitzigen?“

„Nein —“

„Und Germain soll kalt gemacht werden?“

„Ich nehme es auf mich.“

„Aber womit? Die Messer nimmt man uns ja.“

„Willst Du Deinen Hals in die Klammern da stecken?“ fragte das Skelett, indem es die langen fleischlosen eisenharten Finger auseinandersperrte.

„Du willst ihn erwürgen?“

„Ein wenig.“

„Wenn es aber herauskommt, daß Du es gewesen bist?“

„Bin ich ein Kalb mit zwei Köpfen, wie die, welche man auf den Jahrmärkten sehen läßt?“

„Du hast Recht; man kann Dir den Kopf nur einmal abschlagen, und daß man Dir das thut, weißt Du schon.“

„Ganz sicher; der Advocat hat mir es noch gestern gesagt. Ich wurde ergriffen mit der Hand im Sacke und dem Messer in der Kehle eines Andern. Ich bin ein Retourpferd (ein Rückfälliger), — die Sache ist klar. — Wenn man mich nur nicht stiehlt aus dem Korbe des Henkers!“

Die Gefangenen lachten.

„Tausend Donnerwetter!“ fuhr das Skelett fort; „da denken die Richter, wir zittern vor ihrer Guillotine. — Mir ist es gleichgiltig, ob es heute geschieht oder morgen; lieber heute als morgen! Denkt die Menschenmasse, die zusammenströmen wird, um mich zu sehen! Vier, fünf Tausend werden sich drängen und schlagen, um einen guten Platz zu erhalten; man wird Fenster und Stühle vermiethen, wie zu einem großen Feste. Ich höre sie schon schreien: Platz zu vermiethen! Platz zu vermiethen! Und Militair wird dabei sein, Cavalerie und Infanterie, blos meinetwegen. Alle Augen sind auf Einen gerichtet; in einer Minute ist die Geschichte vorbei; was kann man mehr wünschen?“

„Ja, man denkt wunder, was es mit der Guillotine auf sich habe,“ fiel Nicolaus ein; „über das Gefängniß und das Zuchthaus spricht man auch schlecht, aber ist man nicht unter Freunden da?“

„Schlimm wäre es,“ sagte der Gefangene mit der dünnen Stimme, „wenn man Jeden einzeln Tag und Nacht in eine Zelle einsperrte. — Man sagt, es solle so werden —“

„In eine Zelle!“ rief das Skelett mit zornigem Entsetzen aus. „Rede nicht davon. — In eine Zelle! Ganz allein! Schweig! Lieber wollte ich mir Arme und Beine abhauen lassen. — Ganz allein! Zwischen vier Wänden! — Ganz allein! Ohne Leute meiner Art zu haben, mit denen ich lachen könnte! Das geht nicht. Ich ziehe das Bagno hundertmal dem Centralgefängnisse vor, weil man dort im Freien, nicht eingeschlossen ist, Leute sieht und hin und her

läuft. Hundertmal lieber will ich mir den Kopf vor die Füße legen lassen, als nur ein Jahr lang ganz allein in einer Zelle zu sein. — Ja — jetzt bin ich überzeugt, geköpft zu werden, nicht wahr? Nun, wenn man zu mir sagte: willst Du lieber ein Jahr in eine Zelle? — so würde ich den Hals hinhalten. — Ein Jahr lang ganz allein! Das ist ja nicht möglich! Woran soll man denn denken, wenn man allein ist?".

„Wenn man Dich aber mit Gewalt in eine Zelle brächte?"

„Ich bliebe nicht darin, ich würde Alles aufbieten, um zu entkommen," antwortete das Skelett.

„Aber wenn Du nicht entkommen könntest? Wenn Du wüßtest, daß Du nicht entfliehen könntest?"

„So würde ich den Ersten Besten erschlagen, — um guillotinirt zu werden."

„Wenn man aber die Mörder nicht zum Tode verurtheilte, sondern allein lebenslänglich einsperrte?"

Diese Bemerkung schien einen besondern Eindruck auf das Skelett zu machen. Nach einer Pause fuhr er fort:

„Dann weiß ich nicht, was ich thun würde; ich rennte mir vielleicht den Kopf an der Wand ein oder verhungerte. Was? — Ganz allein, — das ganze Leben lang — mit mir? Ohne die Hoffnung, entfliehen zu können? Ich sage Euch, es ist nicht möglich. Seht Ihr, ich würde einen Menschen für sechs Francs, für gar nichts, blos der Ehre wegen ermorden. Man glaubt, ich hätte nur zwei Personen umgebracht, aber wenn die Todten reden könnten, würden fünf bestätigen können, wie ich arbeite —"

Der Räuber *schnitt auf*.

Auch diese blutdürstigen Prahlereien sind einer der charakteristischen Züge der verhärteten Verbrecher.

Ein Gefängnißdirector sagt aus: *wenn die angeblichen Mordthaten, deren sich diese Un-*

glücklichen rühmen, wirklich geschehen wären, würde der zehnte Mensch ermordet sein.

„So ist es bei mir auch," fiel Barbillon ein, um sich ebenfalls zu rühmen; „man glaubt, ich hätte nur den Mann der Milchfrau in der Cité ermordet, aber ich habe noch manchen Andern kalt gemacht mit dem großen Robert, der im vorigen Jahre geköpft wurde."

„Ich wollte damit sagen," fuhr das Skelett fort, „daß ich den Teufel und seine Großmutter nicht fürchte. — Aber, wenn ich in einer Zelle allein sein sollte, überzeugt, nie ausbrechen zu können, Donnerwetter! ich glaube, ich fürchtete mich —"

„Vor was?" fragte Nicolaus.

‚Vor dem Alleinsein," — antwortete der Räuber.

„Wenn Du also alle Deine Diebereien und Mordthaten erst noch zu thun hättest, und es gäbe statt der Centralgefängnisse, der Bagnos und der Guillotine nur einsame Zellen, so würdest Du Dich wohl bedenken?"

„Wahrhaftig — ja — vielleicht [1]) —," antwortete das Skelett.

Und der Mensch sagte die Wahrheit.

Man kann sich den unnennbaren Schrecken nicht denken, den der bloße Gedanke an völlige Absonderung in solchen Banditen erregt.

Ist dieses Entsetzen nicht auch eine beredte Verwendung zu Gunsten dieser Strafart?

Noch nicht genug; die Verurtheilung zu dieser von den Verbrechern so sehr gefürchteten Absonderung wird vielleicht nothwendig die Abschaffung der Todesstrafe herbeiführen. Und zwar auf folgende Weise:

Die Verbrechergeneration, welche jetzt die Gefängnisse und Zuchthäuser füllt, wird die Anwendung des Zellensystems für eine unerträgliche Strafe ansehen.

---

1) Historisch.

Diese Menschen, welche an die verderbliche Lebendigkeit der gemeinsamen Haft gewöhnt sind, die wir in einigen gemilderten Zügen zu schildern versuchten, und sich im Wiederholungsfalle bedroht sähen, von der schändlichen Gesellschaft ausgeschlossen zu werden, wo sie so lustig ihre Verbrechen abbüßten, und in Zellen mit den Erinnerungen an die Vergangenheit allein, mit sich selbst allein zu sein, würden vor dem Gedanken einer solchen entsetzlichen Strafe zurückschrecken. Viele würden den Tod vorziehen und, um mit der Todesstrafe belegt zu werden, selbst vor einem Morde nicht zurückweichen, denn merkwürdiger Weise giebt es unter zehn Verbrechern, die das Leben los sein möchten, neun, die tödten werden — um selbst umgebracht zu werden, während ein einziger selbst Hand an sich legt.

Dann würde ohne Zweifel, wir wiederholen es, die äußerste Spur einer barbarischen Gesetzgebung wirklich aus unsern Gesetzbüchern verschwinden.

Man würde die Todesstrafe abschaffen müssen, um den Mördern diese letzte Zuflucht abzuschneiden, welche sie in dem Nichts zu finden glauben.

Gewährt aber die lebenslängliche einsame Haft eine genügend schreckliche Strafe für einige große Verbrechen, wie z. B. für Elternmord?

Man entweicht aus dem bestbewachten Gefängnisse, man hofft wenigstens entweichen zu können. Man entziehe den Verbrechern, von denen wir sprechen, diese Möglichkeit und diese Hoffnung.

Die Todesstrafe, welche doch keinen andern Zweck hat, als die Gesellschaft von einem schädlichen Wesen zu befreien; die Todesstrafe, welche den Verurtheilten selten die Zeit zur Reue gewährt, nie die zur Abbüßung; die Todesstrafe, welche Einige fast bewußtlos, Andere mit der entsetzlichsten rohsten Gleichgiltigkeit erleiden, wird vielleicht durch eine schreckliche Strafe ersetzt werden, welche den Verurtheilten Zeit zur Reue und Buße giebt, und ein Geschöpf Gottes nicht gewaltsam von dieser Welt wegreißt.

Das Blenden, die Entziehung der Sehkraft wird den Mörder in die Unmöglichkeit versetzen, zu entfliehen oder Jemandem zu schaden, und die Todesstrafe wird hierin, in ihrem einzigen Zwecke, wirksam ersetzt sein. Der Staat tödtet nicht nach dem Gesetze der Wiedervergeltung; er tödtet nicht, um Schmerzen zu bereiten, weil er von allen Strafarten die gewählt hat, welche er für die mindest schmerzhafte hielt [1]); er tödtet wegen seiner eigenen Sicherheit. Was kann er von einem gefangenen Blinden fürchten? Die lebenslängliche Absonderung, gemildert durch menschenfreundliche Unterhaltung mit rechtlichen frommen Personen, die sich dieser nützlichen Pflicht widmeten, würde es dem Mörder möglich machen, durch langjährige Reue seine Seele zu retten —

— — — — — — — — — — — —

Ein lauter Lärm und geräuschvolles Freudengeschrei der Gefangenen, welche in dem Hofe umhergingen, unterbrach das Gespräch, welches das Skelett leitete.

Nicolaus sprang auf und trat an die Thüre des Saales, um zu sehen, was dieses ungewöhnliche Geräusch veranlasse.

„Es ist der dicke Lahme," sagte Nicolaus, indem er an seinen frühern Platz zurückkehrte.

„Der dicke Lahme?" rief das Skelett aus, „und ist Germain aus dem Sprachzimmer zurück?"

„Noch nicht," antwortete Barbillon.

---

1) Mein Vater, der Dr. Joh. Jos. Sue, glaubte das Gegentheil; eine Reihe interessanter Beobachtungen über diesen Gegenstand, die er veröffentlichte, soll beweisen: daß der Gedanke noch einige Minuten nach der Enthauptung zurückbleibt. — Man schaudert schon bei der bloßen Wahrscheinlichkeit.

XXIV.

Das Complott.

Der dicke Lahme, dessen Ankunft in der Löwengrube mit so geräuschvoller Freude begrüßt wurde und dessen Angabe für Germain so verderblich werden konnte, war ein Mann von mittlerer Größe, schien aber trotz seiner Dicke und seinem Gebrechen kräftig und gewandt zu sein.

Seine, wie die der meisten seiner Gefährten, bestialische Gesichtsbildung hatte viel Aehnlichkeit mit der einer Dogge; seine eingedrückte Stirn, seine kleinen fahlen Augen, seine rückwärtshängenden Backen, seine schweren Kinnladen, von denen die untere mit langen Zähnen oder vielmehr Haken versehen war, die hier und da über die Lippen herausragten, machten diese thierische Aehnlichkeit noch auffallender. Auf dem Kopfe trug er eine Pelzmütze und über seinem Anzuge einen blauen Mantel mit Pelzkragen.

Der dicke Lahme war in dem Gefängnisse mit einem Manne von etwa dreißig Jahren erschienen, dessen gebräuntes Gesicht mindere Verdorbenheit verrieth als die der andern Gefangenen, ob er sich gleich so keck und entschlossen stellte wie sein Gefährte. Bisweilen verdüsterte sich sein Gesicht und er lächelte bitter —

Der dicke Lahme befand sich sogleich unter Bekannten. Kaum vermochte er auf alle Glückwünsche und Bewillkommnungsworte zu antworten, die man von allen Seiten an ihn richtete.

„So bist Du endlich da, Dicker! Desto besser, nun werden wir lachen —“

„Du fehltest uns —“

„Du hast lange auf Dich warten lassen —“

„Ich habe alles Nöthige gethan, um die Freunde wiederzusehen. — Meine Schuld ist es nicht, daß die Polizei mich nicht früher haben mochte —“

„Man hängt sich freilich nicht selbst an den Nagel.“

„Du triffst es gut, der Spitzige ist auch hier.“

„Er auch? Ein alter Bekannter von Melun! Famos! Er wird uns die Zeit mit seinen Geschichtchen vertreiben helfen und an Zuhörern wird es ihm auch nicht fehlen, ich kann ihm neue ankündigen —“

„Wen?“

„Eben brachte man zwei. — Einen davon kenne ich nicht; der Andere hat eine blaue baumwollene Mütze auf dem Kopfe und eine graue Blouse an; den habe ich schon irgendwo gesehen, ich denke, bei der Wirthin zum weißen Kaninchen, — ein starker Kerl!“

„Sag' an, dicker Lahmer, erinnerst Du Dich, daß ich in Melun mit Dir wettete, Du würdest vor einem Jahre wieder eingesteckt sein?“

„Du hast gewonnen; es war aber auch leicht genug, da ich gewiß eher ein Retourpferd wurde als einen Tugendpreis erhielt. Was hast Du gethan? —“

„Gestohlen —“

„Wie immer.“

„Wie immer. — Ich gehe ruhig meinen Weg. — Mein Verfahren ist zwar kein seltenes, aber die Gimpel sind auch nicht selten und ohne die Dummheit meines Collegen würde ich nicht hier sein. — Ich werde mir aber die Sache merken. Wenn ich wieder anfange, werde ich vorsichtiger sein. — Ich habe schon meinen Plan —“

„Ah, da ist ja auch Cardillac,“ sagte der Lahme, als er einen armselig gekleideten kleinen Mann von boshaftem, schlauem Aussehen, der etwas von dem Fuchse und Wolfe hatte, auf sich zukommen sah. „Guten Tag, Alter.“

„Willkommen, Herr von Langsam!“ entgegnete der Cardillac genannte Gefangene heiter dem dicken Lahmen. „Alle Tage hieß es: er kommt, nein, er kommt nicht. — Der Herr macht es wie die hübschen Weiber: man soll sich nach ihm sehnen.“

„Ja, ja.“

„Bist Du wegen etwas Gescheidten hier?“

„Des Einbrechens habe ich mich entwöhnt. — Vorher führte ich einige gute Sachen aus; das letzte Mal brannte mir aber das Pulver von der Pfanne. Eine prächtige Gelegenheit, die übrigens noch zu benutzen ist; diesmal hatten wir, Frank da und ich, kein Glück."

Der dicke Lahme zeigte auf seinen Begleiter, auf den sich Aller Blicke richteten.

„Ja wirklich, es ist Frank," sagte Cardillac; „ich hätte ihn wegen des Bartes nicht wieder erkannt. — Du bist es? Ich glaubte, Du wärest wenigstens Maire jetzt in Deiner Heimath. — Du wolltest ja den Ehrlichen spielen!"

„Ich war ein dummer Kerl und habe meinen Lohn dafür erhalten," entgegnete Frank; „aber jeder Sünder findet Erbarmen, und ich stecke jetzt wieder in der Dieberei bis über die Ohren. Wenn ich wieder frei werde, soll man von mir hören!"

„Das heißt brav gesprochen."

„Aber was ist Dir begegnet, Frank?"

„Was jedem entlassenen Sträfling begegnet, der dumm genug ist, um den ehrlichen Mann spielen zu wollen. — Das Schicksal ist gerecht. Als ich Melun verließ, besaß ich eine Masse von neunhundert und so und so viel Francs —"

„Ja," fiel der dicke Lahme ein; „sein ganzes Unglück schreibt sich daher, daß er sein Geld behielt, statt es gleich durchzubringen, nachdem er entlassen worden. Ihr seht daraus, was die Reue nützt —"

„Man schickte mich nach Etampes," fuhr Frank fort. „Da ich meiner Profession nach Schlosser bin, so ging ich zu einem Meister, dem ich sagte: „ich bin ein entlassener Sträfling, ich weiß, daß man solche Leute nicht gern annimmt, da sind aber die 900 Frcs., die ich erspart habe, nehmen Sie das Geld und geben Sie mir Arbeit; mein Geld wird für mich bürgen. Ich will arbeiten und ein ehrlicher Mann werden."

„Auf Ehre, nur Frank kann solche Einfälle haben."

„Ihr werdet auch gleich sehen, wie es ihm darauf ergangen ist.“

„Ich bot also mein Geld dem Meister als Bürgschaft an, damit er mir Arbeit gäbe. — „Ich bin kein Bankier, der Geld auf Zinsen nehmen kann,“ sagte er zu mir, „und ich mag keinen gewesenen Sträfling in meiner Werkstatt; ich arbeite viel in den Häusern, muß die Thüren aufmachen, deren Schlüssel man verliert, und wenn man wüßte, daß ich einen gewesenen Sträfling unter meinen Leuten hätte, würde ich meine Kunden verlieren. Guten Abend, Nachbar!“

„Kind,“ sagte der dicke Lahme mit väterlicher Miene zu Frank, „es war unrecht, daß Du nicht gleich aus dem Dir angewiesenen Orte entwichst und nach Paris kamst, um Dein Geld zu verthun und so in die Nothwendigkeit versetzt zu werden, wieder zu stehlen. In einer solchen Lage hat man prächtige Einfälle!“

„Weißt Du gar nichts weiter, als mir immer dasselbe zu sagen?“ entgegnete Frank ungeduldig; „ich gebe es zu, es war nicht recht, daß ich mein Erspartes nicht verthat, weil ich keinen Genuß davon gehabt habe. — Aber um wieder auf den mir angewiesenen Ort zurückzukommen, — es gab dort nur vier Schlosser; der, an welchen ich mich zuerst gewendet, hatte geschwatzt, und als ich zu den andern kam, sagten sie mir dasselbe, was mir der erste gesagt hatte: schön Dank! Ueberall dasselbe Lied.“

„Seht Ihr, Freunde, was das nützt? Wir sind für das ganze Leben gezeichnet.“

„Ich lebte zwei, drei Monate von meinem Gelde,“ fuhr Frank fort; „das Geld nahm ab, Arbeit fand sich nicht ein. Ich verließ Etampes.“

„Das hättest Du gleich anfangs thun sollen.“

„Ich kam nach Paris; hier fand ich Arbeit; mein Meister wußte nicht, wer ich war; ich sagte, ich käme aus der Provinz. Es gab keinen bessern Arbeiter als ich. Ich legte 700 Francs, die ich noch besaß, bei einem Geschäftsagenten an, der mir einen Schein gab. Als der

Schein fällig war, bezahlte er ihn nicht. Ich ging mit dem Papiere zu einem Huissier, der das Geld herauspreßte und dem ich es dann ließ. Es sollte mir in schlechten Zeiten gut thun. Unterdeß begegnete ich dem dicken Lahmen."

„Ja, meine Freunde, und ich war die schlechte Zeit, wie Ihr gleich sehen werdet. Frank war Schlosser, machte Schlüssel; ich wußte ein Geschäftchen, wobei er mir behilflich sein konnte, und ich trug es ihm an. — Ich hatte Wachsabdrücke und er brauchte nur darnach zu arbeiten. — Das gutmüthige Kind schlug mir es ab; — er wollte wieder ehrlich werden. Ich aber dachte bei mir: man muß den Menschen eine Wohlthat erzeigen, auch wenn sie nicht wollen. Ich schrieb also einen Brief ohne Unterschrift an seinen Meister, einen andern an seine Mitgesellen, um ihnen zu verrathen, daß Frank ein entlassener Sträfling sei. Der Meister wies ihm die Thüre und die Gesellen dreheten ihm die Rücken zu. — Er ging zu einem andern Meister und arbeitete da acht Tage. Gleiches Spiel! Wenn er bei zehn gearbeitet hätte, ich würde zehn Briefe geschrieben haben."

„Damals ahnte ich es nicht, daß Du mich verriethest," antwortete Frank, „sonst würdest Du eine schlechte Viertelstunde gehabt haben."

„Ja, aber ich bin nicht so dumm; ich hatte Dir gesagt, ich ginge nach Longjumeau, um meinen Onkel zu besuchen, war aber in Paris geblieben und wußte Alles, was Du vornahmst."

„Kurz, man wies mich auch bei meinem neuen Meister fort, als wäre ich nur zum Henken gut. Da arbeite man, da bleibe man ruhig! Statt zu fragen: was treibst Du? fragt man: was triebst Du? Als ich wieder keine Arbeit hatte, dachte ich: zum Glück hast Du Dein Geld; ich ging zu dem Huissier; mein Geld war verschwunden, ich hatte keinen Pfennig mehr, nicht einmal so viel, daß ich mein Schlafgeld bezahlen konnte. Da hättet Ihr mich in Wuth sehen sollen! Der dicke Lahme that, als käme er

aus Longjumeau zurück, und machte sich meine Wuth zu Nutze. — Ich sah ein, daß ich nicht ehrlich bleiben konnte; hat man einmal gestohlen, ist man einmal im Gefängniß gewesen, so kommt man seine Lebtage nicht wieder heraus. Der dicke Lahme bearbeitete mich so lange . . ."

„Bis der brave Frank sich eines Bessern besann," fiel der dicke Lahme ein. „Er ging auf die Sache ein; sie schien vortrefflich zu sein, leider aber wurden wir, als wir den Mund aufthaten, um den fetten Bissen zu erschnappen, von der Polizei erwischt. Es war ein Unglück. Das Gewerbe wäre aber auch zu schön, wenn nicht bisweilen so etwas dazwischen käme —"

„Ja, aber ich wäre doch nicht hier, wenn mich der verfluchte Huissier nicht bestohlen hätte," sagte Frank mit verbissenem Grimme.

„Nun, nun," fiel der dicke Lahme ein; „geht Dir es so schlecht? Befandest Du Dich besser, als Du arbeitetest?"

„Ich war frei."

„Ja, Sonntags und auch da nur, wenn die Arbeit nicht drängte; die ganze Woche über an der Kette, wie ein Hund! Und nie sicher, auch Arbeit zu finden. Du erkennst Dein Glück nicht —"

„Du wirst es mich lehren," antwortete Frank bitter.

„Na, gerecht muß man sein; ich gebe es zu, Du hast Recht, unwillig zu sein. Es ist Schade, daß die Sache mißlang; aber nach ein paar Monaten kann wieder ein Versuch gemacht werden. Die Leute haben sich beruhiget. Es ist ein reiches, reiches Haus! Ich werde auf immer verurtheilt werden, weil ich den mir angewiesenen Aufenthaltsort verließ, kann also bei der Sache nichts thun; wenn ich aber einen Liebhaber dazu finde, trete ich sie ihm wohlfeil ab. — Die Wachsabdrücke hat meine Frau; es brauchen nur neue Nachschlüssel gemacht zu werden. Wenn ich ihm meine Anweisungen gebe, geht die Sache allein.

Es sind da zehntausend Frcs. zu verdienen; das muß Dich trösten, Frank."

Der Mitschuldige des dicken Lahmen schüttelte den Kopf, schlug die Arme über der Brust übereinander und antwortete nicht.

Cardillac nahm den dicken Lahmen am Arme, zog ihn bei Seite und sagte zu ihm:

„Die Sache, die Dir verunglückte, ist noch zu machen?"

„Nach zwei Monaten, ja."

„Kannst Du das beweisen?"

„Ja."

„Wieviel willst Du haben?"

„Hundert Francs im voraus und ich sage Dir die Parole, die mit meiner Frau verabredet ist, damit sie die Wachsabdrücke abliefert. Gelingt das Unternehmen, so verlange ich überdies den fünften Theil des Gewinnes, der an meine Frau zu zahlen ist —"

„Nicht mehr als billig."

„Da ich weiß, wem sie die Wachsabdrücke gegeben, so würde ich ihn anzeigen, wenn er mich um meinen Antheil betrügen wollte —"

„Du hättest ein Recht dazu, wenn man Dich betröge, aber unter Dieben ist man ehrlich; es muß Einer auf den Andern rechnen können, sonst wäre ja kein Geschäft zu machen."

Wieder eine Anomalie dieser entsetzlichen Sitten!

Der Elende sagte die Wahrheit.

Die Diebe brechen selten das Wort, das sie bei solchen Geschäften einander geben. Die verbrecherischen Handlungen werden meist auf Treu und Glauben ausgeführt oder, damit wir diese Worte nicht entwürdigen, die Noth zwingt diese Banditen, ihr Versprechen zu halten, denn wenn sie es brächen, würden, wie der Gefährte des dicken Lahmen sagte, gar keine „Geschäfte zu machen sein" —

Sehr viele Diebstähle werden auf diese Weise in dem Gefängnisse verschenkt, verkauft und verabredet, — eine weitere traurige Folge der gemeinsamen Haft.

„Wenn das, was Du mir sagst, sicher ist," fuhr Cardillac fort, „so würde ich vielleicht das Geschäft übernehmen; es liegen keine Beweise gegen mich vor; ich werde freigesprochen werden, komme binnen vierzehn Tagen vor das Gericht und werde also vielleicht in zwanzig Tagen frei sein. Ehe die Nachschlüssel gemacht werden, ehe man die nöthigen Erkundigungen einzieht, vergehen vier, sechs Wochen —"

„Gerade so viel, daß die Leute wieder sicher werden. Uebrigens glaubt Jeder, den man einmal bestohlen hat, zweimal passire ihm so etwas nicht; Du weißt das —"

„Ich weiß es wohl. — Ich übernehme also die Sache; wir sind einig."

„Kannst Du mich auch bezahlen? Ich verlange Draufgeld."

„Da ist mein letzter Knopf, und wenn keiner mehr da ist, so giebt es noch andere," antwortete Cardillac, indem er einen übersponnenen Knopf von seinem schlechten blauen Rocke abriß. — Mit seinen langen Nägeln kratzte er dann das Tuch ab und statt der Knopfform befand sich darin ein Doppellouisd'or.

„Du siehst," setzte er hinzu, „daß ich Dir Draufgeld geben kann, wenn wir über die Sache einig geworden sind."

„Da Du bald frei wirst und die nöthigen Fonds hast, um Geschäfte betreiben zu können," sagte der dicke Lahme, „so könnte ich Dir auch noch etwas Anderes überlassen, aber das ist Kinderspiel, wahres Kinderspiel, von mir und meiner Frau schon seit zwei Monaten vorbereitet; man braucht nur hinzugehen. Denke Dir ein einzelnes Haus in einem menschenleeren Stadttheile, ein Erdgeschoß, das auf der einen Seite auf eine todte Gasse, auf der andern in einen Garten geht, und zwei alte Leute, die sich mit

den Hühnern zu Bett legen. Seit den Emeuten und aus Furcht, bestohlen zu werden, haben sie an einer gewissen Stelle einen großen Topf versteckt, der voll Gold ist. Meine Frau hat das aufgespürt, indem sie die Magd zum Schwatzen brachte. — Aber ich sage Dir im voraus, die Sache ist theurer wie die erste, denn man braucht nur hinzugehen und zuzugreifen —

„Wir einigen uns gewiß. — Aber ich sehe, daß Du nicht schlecht gearbeitet hast, seit Du aus dem Gefängnisse in Melun entlassen bist — “

„Ja, ich habe Glück gehabt und verdiente vielleicht 1500 Francs. Das Beste, was ich ausgeführt, geschah bei zwei Frauenzimmern, welche in demselben Hause wohnten wie ich — “

„Bei dem alten Micou, dem Hehler?“

„Richtig.“

„Und Deine Frau Josephine?“

„Ist ein wahres Frettchen; sie witterte bei den alten Leuten den Topf mit den Goldfischen.“

„Eine prächtige Frau!“

„Ich bin stolz auf sie. — Bei der prächtigen Frau fällt mir auch die Eule ein; kennst Du sie?“

„Ja; Nicolaus hat mir von ihr erzählt; der Schulmeister hat sie umgebracht und er selber ist verrückt geworden.“

„Vielleicht, weil er ich weiß nicht durch welches Unglück die Augen verloren hat. — Wir sind also einig, alter Cardillac, und ich werde von meinen Geschäften mit Niemandem sprechen.“

„Mit Niemandem, — ich übernehme sie. — Diesen Abend wollen wir weiter davon sprechen.“

„Was treibt man hier?“

„Man lacht und treibt Tollheiten.“

„Wer ist der Vorsteher des Saales?“

„Das Skelett.“

„Ein tüchtiger Kerl! Ich habe ihn bei den Martials auf der Insel des Aussuchers gesehen, wo wir mit einander zechten —“

„Nicolaus ist auch hier.“

„Ich weiß es; der alte Micou hat es mir erzählt; er beklagte sich darüber, daß Nicolaus ihn ausziehe; ich werde mich auch an ihn halten. — Die Hehler sind dazu da.“

„Wir sprachen von dem Skelett, da kommt er,“ sagte Cardillac, indem er auf den Vorsteher des Saales zeigte, der in der Thüre des Wärmesaales erschien.

„Zum Appell!“ rief das Skelett dem dicken Lahmen zu.

„Hier!“ antwortete dieser, indem er mit Frank, den er am Arme nahm, in das Wärmezimmer ging.

Während des Gesprächs des dicken Lahmen, Frank's und Cardillac's hatte Barbillon auf Befehl des Skeletts zwölf bis funfzehn ausgewählte Gefangene geworben, die sich einzeln, um keinen Verdacht zu erregen, ebenfalls in den Saal begaben.

Die andern Gefangenen blieben in dem Hofe, einige sprachen sogar auf den Rath Barbillon's laut und wie im Zanke, um die Aufmerksamkeit des Aufsehers zu erregen und dieselbe von dem Wärmesaale abzulenken, wo bald Skelett, Barbillon, Nicolaus, Frank, Cardillac, der dicke Lahme und funfzehn andere Gefangene versammelt waren und ungeduldig warteten, daß der Erste das Wort ergreife.

Barbillon, welcher den Auftrag hatte, Wache zu halten, und die Annäherung des Aufsehers zu melden, stellte sich an die Thüre.

Das Skelett nahm die Pfeife aus dem Munde und sagte zu dem dicken Lahmen:

„Kennst Du einen kleinen jungen Mann, Germain, mit blauen Augen und braunem Haar, der wie ein ehrlicher Mensch aussieht?“

„Germain ist hier?“ rief der dicke Lahme aus, dessen Züge Ueberaschung, Haß und Zorn verriethen.

„Du kennst ihn also?“ fragte das Skelett.

„Ob ich ihn kenne!“ entgegnete der Lahme; „meine Freunde, ich klage ihn an, er ist ein Angeber und muß geknöcht werden.“

„Ja, ja,“ fielen die Andern ein.

„Ist es gewiß, daß er verrathen hat?“ fragte Frank. „Wenn man sich irrte? Einen Menschen zu knöchen, der es nicht verdient, wäre — “

Diese Bemerkung mißfiel dem Skelett, der sich zu dem dicken Lahmen bog und leise sagte:

„Wer ist dieser?“

„Ich habe mit ihm gearbeitet — “

„Ist er sicher?“

„Ja, aber er hat keine Galle, ist weich und gutmüthig.“

„Genug, ich werde ein Auge auf ihn haben.“

„Wie, wann und wo hat Germain angegeben?“ fragte ein Gefangener.

„Erzähle, dicker Lahmer,“ fiel das Skelett ein, der Frank nicht aus den Augen ließ.

„So hört,“ antwortete der dicke Lahme, „Einer von Nantes, der Haarige genannt, ein ehemaliger Sträfling, hat den jungen Menschen erzogen, dessen Herkunft ich nicht kenne. Als er das gehörige Alter erreicht hatte, gab er ihn in Nantes zu einem Bankier, weil er glaubte, mit Hilfe des Burschen ein gutes Geschäft machen zu können, das er schon lange im Sinne hatte. Er dachte an zweierlei, an falsche Wechsel und an Ausräumen der Casse des Bankiers, in der sich vielleicht 100,000 Francs befanden. — Alles war bereit, der Haarige rechnete auf den jungen Menschen wie auf sich selbst. Dieser schlief in dem Gebäude, wo die Casse war; der Haarige hatte ihm seinen Plan mitgetheilt. Germain sagte weder ja noch nein, zeigte aber Alles seinem Principale an und entwich Abends nach Paris.“

Die Gefangenen gaben ihren Unwillen durch lautes Gemurmel und drohende Worte zu erkennen.

„Er ist ein Verräther, — er muß bluten."

„Wenn Ihr es wollt, fange ich Streit mit ihm an und — "

„Man muß ihm eine Anweisung auf das Hospital in das Gesicht schreiben."

„Still!" rief das Skelett mit gebieterischer Stimme.

Die Gefangenen schwiegen.

„Weiter!" sagte der Vorsteher des Saales zu dem dicken Lahmen, indem er die Pfeife wieder in den Mund nahm.

„Der Haarige glaubte, Germain habe ja gesagt, rechnete auf den Beistand desselben und versuchte mit zwei Freunden das Unternehmen in derselben Nacht. Der Bankier war auf der Hut, ein Freund des Haarigen wurde erwischt, als er eben in ein Fenster einstieg, er selbst aber hatte das Glück, zu entkommen. Er kam nach Paris, wüthend, von Germain verrathen worden zu sein und eine so prächtige Gelegenheit gestört zu sehen. Eines Tages begegnete er dem jungen Menschen; es war am hellen Tage, er wagte also nichts zu thun, folgte ihm aber und sah, wo er wohnte. In der Nacht fielen wir beide, der Haarige und ich, über Germain her. — Leider entwischte er uns. — Seitdem haben wir ihn nicht wiederfinden können; jetzt ist er hier, frage ich?"

„Du hast nichts zu fragen," antwortete das Skelett mit Autorität.

Der dicke Lahme schwieg.

„Ich übernehme Deine Sache, Du trittst mir die Haut Germain's ab, — ich heiße nicht umsonst Skelett. — Ich bin so gut wie todt, — mein Grab ist schon gegraben, ich wage also nichts, wenn ich auch hier a r b e i t e. — Die Angeber thun uns noch mehr Schaden als die Polizei. — Wenn erst jedes Gefängniß seinen Angeber umgebracht hat, er mag angegeben haben, wo er will, so wird den

andern die Lust vergehen. — Ich gehe mit gutem Beispiele voran — man wird mir folgen — "

Alle Gefangenen bewunderten die Entschlossenheit des Skeletts und drängten sich um ihn. Selbst Barbillon schloß sich, statt an der Thüre zu bleiben, der Gruppe an und bemerkte nicht, daß ein anderer Gefangener hereingetreten war.

Dieser Letztere, in einer grauen Blouse, mit einer blauen, rothgestickten, baumwollenen Mütze auf dem Kopfe, die er tief über die Ohren hereingezogen hatte, machte eine Bewegung, als er den Namen Germain hörte, dann mischte er sich unter die Bewunderer des Skeletts und unterstützte lebhaft den verbrecherischen Vorsatz desselben.

„O, das Skelett ist ein ganzer Kerl," sagte Einer.

„Wenn Alle wären wie er, so würden wir zu Gericht sitzen und die Ehrlichen köpfen lassen."

„Das wäre auch ganz in der Ordnung; heute mir, morgen Dir."

„Wenn die Angeber sehen, daß man sie kalt macht, werden sie nicht mehr verrathen."

„Gewiß."

„Und da das Skelett einmal geköpft wird, so schadet es ihm nichts, den Angeber kalt zu machen."

„Ich finde es doch hart, den jungen Menschen umzubringen," warf Frank ein.

„Was?" entgegnete das Skelett in zornigem Tone; „wir sollen nicht einmal das Recht haben, einen Verräther kalt zu machen?"

„Ja, ein Verräther ist er, — um so schlimmer für ihn," sagte Frank nach einigem Nachdenken.

Diese letztern Worte und die Bürgschaft des dicken Lahmen besänftigten das Mißtrauen, das Frank einen Augenblick unter den Gefangenen erregt hatte.

Nur das Skelett verharrte in seinem Argwohne.

„Aber was fangen wir mit dem Aufseher an, Skelett?" fragte Nicolaus.

„Man beschäftiget ihn irgendwo."

„Nein, man muß ihn mit Gewalt festhalten."

„Ja."

„Nein."

„Ruhe!" gebot das Skelett und es trat die tiefste Stille ein.

„Hört mich an," fuhr der Vorsteher mit heiserer Stimme fort, „so lange der Aufseher im Saale oder im Hause ist, läßt sich nichts machen. Ich habe kein Messer; der Angeber wird schreien und sich wehren."

„Wie aber . . .?"

„Hört weiter. Der Spitzige hat versprochen, uns heute nach Tische seine Geschichte von Gringalet und Schneidentzwei zu erzählen. Es fängt an zu regnen; wir gehen alle hierher und der Angeber wird sich dort unten in den Winkel, an seinen gewöhnlichen Platz stellen. Wir geben dem Spitzigen einige Sous, damit er seine Geschichte erzählt. — Der Aufseher wird uns ruhig zuhören sehen und fortgehen, um einmal zu trinken. Sobald er fort ist, haben wir eine Viertelstunde frei und der Angeber ist kalt gemacht, ehe der Aufseher zurückkommt. Ich nehme das über mich; ich bin schon mit Andern fertig geworden. Helfen darf mir Niemand —"

„Halt einmal!" rief Cardillac dazwischen. „Und der Huissier, der um diese Zeit alle Tage zu uns kommt? — Tritt er herein, um die Geschichte des Spitzigen mit anzuhören, und sieht er Germain kalt machen, so ist er im Stande und ruft um Hilfe. Der Huissier gehört nicht zu uns, hat eine Stube für sich allein und wir können ihm nicht trauen."

„Du hast Recht," sagte das Skelett.

„Ein Huissier ist hier?" fragte Frank, der, wie man weiß, durch Herrn Boulard um 700 Frcs. betrogen worden war; „ein Huissier ist hier?" wiederholte er mit Erstaunen. „Wie heißt er?"

„Boulard," antwortete Cardillac.

„Das ist mein Mann," entgegnete Frank, indem er die Fäuste ballte; „er hat mir mein Geld gestohlen — "

„Der Huissier?" fragte das Skelett.

„Ja, 700 Frcs., die er für mich eingezogen hatte."

„Du kennst ihn? Er hat Dich gesehen?" fragte der Andere weiter.

„Wohl habe ich ihn gesehen — leider! Ohne ihn wäre ich nicht hier."

Dieses Bedauern klang in den Ohren des Skeletts nicht gut; er sah Frank lange von der Seite an, der auf einige Fragen seiner Gefährten antwortete, und wendete sich dann an den dicken Lahmen, zu dem er leise sagte:

„Der ist im Stande, den Aufsehern unser Vorhaben zu melden."

„Nein; ich bürge für ihn; er wird Niemanden verrathen, aber möglich wäre es, daß er Germain vertheidigte. Es wäre besser, man entfernte ihn."

„Genug," sagte das Skelett, der dann laut hinzusetzte: „Sag', Frank, würdest Du den Huissier nicht über Dich nehmen?"

„Wenn er kommt, wird er seinen Theil erhalten."

„Er wird kommen."

„Aber nicht fortgehen, wie er gekommen ist."

„Das giebt eine Schlägerei, man schickt den Huissier in seine Zelle und Frank in das Loch," sagte das Skelett leise zu dem dicken Lahmen; „so werden wir Beide los."

„Klug ist das Skelett, das muß man ihm lassen," entgegnete der dicke Lahme mit Bewunderung; dann setzte er laut hinzu:

„Wird man dem Spitzigen anzeigen, daß man sich seiner Geschichte bedienen will, um den Aufseher zu entfernen und den Angeber kalt zu machen?"

„Nein. Der Spitzige ist zu weich und zu feig; wenn er das wüßte, würde er nicht erzählen. Ist die Sache geschehen, so fügt er sich."

In diesem Augenblicke wurde zum Essen geläutet.

„Zum Fressen, ihr Hunde!“ rief das Skelett. „Der Spitzige und Germain werden kommen. Jetzt aufgepaßt, Freunde! der Angeber ist verloren.“

XXV.

Der Erzähler.

Der neue Gefangene, den wir erwähnt haben, der eine baumwollene Mütze und eine graue Blouse trug, hatte aufmerksam zugehört und das Complott gebilligt, welches das Leben Germain's bedrohte. Dieser Mann von riesenhafter Gestalt ging mit den andern Gefangenen aus dem Wärmesaale fort, ohne bemerkt worden zu sein, und mischte sich bald unter die verschiedenen Gruppen, die sich im Hofe um die Eßwaarenvertheiler drängten, welche gekochtes Fleisch in kupfernen Becken und Brod in großen Körben trugen.

Jeder Gefangene erhielt ein Stück gekochtes Rindfleisch ohne Knochen, von dem man früh die Suppe gekocht hatte, in welche Brod geschnitten wird, das besser ist als das Commisbrod der Soldaten.

Die Gefangenen, welche Geld haben, konnten sich Wein kaufen und denselben in der Gefängnißstube trinken.

Diejenigen endlich, welche, wie Nicolaus, Lebensmittel von außen erhalten hatten, improvisirten ein Festmahl, zu welchem sie andere Gefangene einluden. Die Gäste des Sohnes des Gerichteten waren diesmal das Skelett, Barbillon und, auf die Bemerkung des Letztern, der Spitzige, der auf diese Weise gewonnen werden sollte, seine Erzählung zum Besten zu geben.

Der Schinken, die harten Eier, der Käse und das weiße Brod, welche der Hehler Micou freiwillig hatte liefern müssen, waren auf einer Bank im Wärmesaale ausgebrei-

tet und das Skelett schickte sich an, Allem tüchtig zuzusprechen, ohne sich in dem Appetite durch den Mord stören zu lassen, den er mit kaltem Blute begehen wollte.

„Sieh doch zu, ob der Spitzige nicht kommt. Ehe ich den Germain umbringe, bringt mich Hunger und Durst um; vergiß nicht, dem dicken Lahmen zu sagen, Frank müsse den Huissier packen, damit wir Beide aus der Löwengrube loswerden.“

„Sei ruhig, Skelett, wenn Frank den Huissier nicht packt, wird es unsere Schuld nicht sein —“

Nicolaus ging fort.

In demselben Augenblicke trat Herr Boulard, eine Cigarre rauchend, die Hände in den Taschen seines langen Ueberrocks von grauem Flanell, mit heiterem Gesichte herein.

Frank und der dicke Lahme saßen und aßen auf einer Bank im Hofe; sie hatten den Huissier nicht bemerken können, da er hinter ihrem Rücken hinging.

Boulard schien mit Nicolaus reden zu wollen, der aber that, als sähe er ihn nicht, und auf Frank zuging.

„Guten Tag,“ sagte der Huissier zu Nicolaus.

„Ah, guten Tag, Herr Boulard; ich sah Sie nicht. Sie machen Ihren gewöhnlichen Spaziergang?“

„Ja und heute habe ich zwei Gründe dazu. — Ich will Ihnen sagen, welche. — Zuerst nehmen Sie diese Cigarren; machen Sie keine Umstände! Unter Cameraden muß man sich nicht geniren!“

„Ich danke, Herr. Welche Gründe haben Sie heute zu Ihrem Spaziergange?“

„Ich habe heute keinen Appetit und dachte bei mir: wenn ich meine Cameraden so tapfer kauen sehe, kommt der Hunger bei mir vielleicht auch.“

„Nicht dumm! Wenn Sie Zwei sehen wollen, die teufelmäßig kauen,“ sagte Nicolaus, indem er den Huissier allmälig zu der Bank führte, wo Frank saß, „so wird Ihnen das Wasser im Munde zusammenlaufen.“

„Das dürfte gut sein,“ entgegnete Herr Boulard.

„Nün, dicker Lahmer!“ rief Nicolaus.

Der Angeredete und Frank drehten sich rasch um.

Der Huissier blieb erschrocken mit offenem Munde stehen, als er den erkannte, den er betrogen hatte.

Frank seinerseits warf augenblicklich Brod und Fleisch auf die Bank, war mit einem Sprunge auf, packte den Huissier an der Kehle und sagte:

„Mein Geld!“

„Wie? was? Herr — Sie erwürgen mich, — ich ...“

„Mein Geld!“

„Lieber Freund, hören Sie mich an —“

„Mein Geld! Und es ist schon zu spät, denn Du bist Schuld, daß ich hier bin.“

„Aber ... ich ... aber ...“

„Wenn ich auf die Galeeren komme, hörst Du? — so ist es Deine Schuld, denn wenn ich gehabt hätte, was Du mir gestohlen hast, würde ich nicht genöthigt gewesen sein, zu stehlen, ich wäre ehrlich geblieben, wie ich bleiben wollte. Du, Du kommst vielleicht leicht davon. Man wird Dir nichts thun, — aber ich werde Dir etwas thun, ich: Du sollst an mich denken. Ah, Du hast Juwelen, goldene Ketten, und bestiehlst arme Leute? Da — da! Hast Du genug? Nein, — noch mehr!“

„Hilfe!“ rief der Huissier, während Frank wüthend auf ihn losschlug.

Die andern Gefangenen, die bei diesem Streite gleichgiltig blieben, stellten sich um die beiden Ringenden oder vielmehr um den Schlagenden und den Geschlagenen herum, denn Boulard leistete gar keinen Widerstand und suchte nur so gut als möglich die Schläge seines Gegners zu pariren.

Zum Glück kam der Aufseher auf den Hilferuf des Huissiers herbei und befreite ihn aus den Händen Frank's.

Boulard richtete sich blaß und entsetzt auf; eines seiner sehr großen Augen war mit Blut unterlaufen. Ohne sich

die Zeit zu nehmen, seine Mütze aufzuheben, lief er zu dem Thürchen im Thore und sagte:

„Machen Sie mir auf, ich bleibe keinen Augenblick länger hier. Hilfe! Hilfe!"

„Und Sie folgen mir wegen der Schlägerei zu dem Director," sagte der Aufseher, indem er Frank am Kragen nahm; „Sie werden zwei Tage eingesperrt werden."

„Mir gleichviel; er hat seinen Lohn erhalten," sagte Frank.

„He, Frank," sagte der dicke Lahme leise zu ihm, indem er sich stellte, als helfe er ihm den Anzug wieder in Ordnung bringen, „nichts von dem, was man mit dem Angeber vornehmen will."

„Sei ruhig; vielleicht hätte ich ihn vertheidigt, wenn ich dagewesen, denn es ist doch hart, einen Menschen — deshalb umzubringen; aber Euch anzuzeigen vermag ich nicht."

„Vorwärts!" herrschte der Aufseher ihn an.

„Nun sind wir von dem Huissier und Frank befreit, und jetzt drauf auf den Angeber!" sagte Nicolaus.

In dem Augenblicke als Frank den Hof verließ, trat Germain mit dem Spitzigen ein.

Germain war nicht wieder zu erkennen; sein sonst trauriges, niedergeschlagenes Gesicht strahlte vor Freude; er trug den Kopf hoch und stolz und sah sich keck und heiter um, er wurde geliebt und das Gefängniß selbst hatte nichts Grauenvolles mehr für ihn.

Der Spitzige folgte ihm sehr verlegen. Nachdem er lange gezögert hatte, ihn anzureden, machte er eine gewaltsame Anstrengung und legte leicht die Hand auf den Arm Germain's, bevor dieser den Gruppen der Gefangenen sich genähert hatte, die ihn mit verbissenem Grimme von weitem beobachteten. Ihr Opfer konnte ihnen nicht entgehen.

Germain zuckte bei der Berührung des Spitzigen unwillkürlich zusammen, denn das Aussehen und die Lumpen des ehemaligen Taschenspielers nahmen ihn nicht eben für den Unglücklichen ein. Er erinnerte sich indeß der Empfeh-

lung seiner Lachtaube und überdies fühlte er sich zu glücklich, als daß er nicht wohlwollend hätte sein können; er blieb also stehen und sagte sanft zu dem Spitzigen:

„Was wollen Sie?"

„Ihnen danken."

„Wofür?"

„Für das, was Ihre hübsche Freundin für meine arme Schwester thun will."

„Ich verstehe Sie nicht," entgegnete Germain verwundert.

„So werde ich es Ihnen erklären. — Im Bureau vorn begegnete ich eben dem Aufseher, welcher die Wache in dem Sprachzimmer hatte —"

„Ach ja, er ist ein braver Mann."

„Gewöhnlich kann man einen Gefängnißaufseher keineswegs einen „braven Mann" nennen, bei dem alten Roussel aber ist es etwas Anderes; er verdient diesen Namen. Eben flüsterte er mir in's Ohr: Spitziger, Du kennst doch Germain? — Ja, den Sündenbock Aller, antwortete ich —". Da unterbrach sich der Spitzige und sagte zu Germain: „verzeihen Sie, nehmen Sie es nicht übel, wenn ich Sie Sündenbock nannte, achten Sie nicht darauf, sondern auf das Ende."

„Ich bin ganz Ohr —"

„Ja, antwortete ich also, ich kenne Germain, an dem sich Alle reiben. — Du vielleicht auch, Spitziger? fragte mich der Aufseher mit strenger Miene. — Mein Herr Aufseher, ich habe zu wenig Courage und bin zu gutmüthig, als daß ich mir erlauben könnte, mich an irgend Jemand zu reiben, an dem Herrn Germain nun gar nicht, denn er scheint nicht schlecht zu sein; man ist ungerecht gegen ihn. — Du thust recht daran, Spitziger, Partei für Germain zu nehmen, denn er ist auch gegen Dich gut gewesen. — Gegen mich, Herr Aufseher? Wie so? — Das heißt, nicht er selbst und nicht gegen Dich, aber Du bist ihm doch Dank schuldig, sagte der alte Roussel zu mir."

„Erklären Sie sich ein wenig deutlicher,“ fiel Germain lächelnd ein.

„Gerade das sagte ich auch zu dem Aufseher, erklären Sie sich deutlicher. Da antwortete er: Nicht Germain, aber seine hübsche Freundin ist gegen Deine Schwester sehr gütig gewesen. Sie hatte gehört, wie Deine Schwester Dir ihr häusliches Unglück erzählte, und als die arme Frau aus dem Sprachzimmer fortging, erbot sich das Mädchen, ihr nach Kräften beizustehen.“

„Gute Lachtaube!“ rief Germain gerührt aus. „Und davon hat sie mir nichts gesagt!“

„Oh, sagte ich zu dem Aufseher, wenn es so ist, so haben Sie ganz Recht. Germain ist gut gegen mich gewesen, und wenn er es auch nicht selbst war, so war es seine Freundin, und wenn auch nicht gegen mich, doch gegen meine arme Schwester, das bleibt sich Alles gleich.“

„Arme liebe Lachtaube!“ fiel Germain ein, „ich wundere mich darüber gar nicht, — sie hat ein so edles, mitleidiges Herz.“

„Der Aufseher erzählte weiter: ich hörte alles das mit an, wenn ich mich auch stellte, als höre ich nichts. Ich habe Dir nun Alles gesagt, und wenn Du nun Germain nicht einen Dienst erweisest, wenn Du ihn nicht warnst, sobald Du von einem Complott gegen ihn hörst, so bist Du ein Taugenichts. — Herr Aufseher, entgegnete ich, ich tauge nicht viel, das ist wahr, aber so ganz schlecht bin ich doch nicht. Da die Freundin Germain's gütig gegen meine arme Johanna gewesen, die eine brave und ehrliche Frau ist, so werde ich für Germain thun, was ich thun kann, leider wird dies aber nicht viel sein. — Gleichviel, thue es immer, übrigens will ich Dir eine gute Nachricht für Germain mitgeben, die ich eben erhalten habe.“

„Was?“ fragte Germain.

„Es wird morgen eine Zelle für Sie leer, soll ich Ihnen sagen.“

„Wirklich? Welches Glück!“ rief Germain aus. „Der

brave Mann hatte Recht, Sie bringen mir da eine sehr angenehme Nachricht."

„Ohne mir zu schmeicheln, das glaube ich auch, denn Ihr Platz ist nicht da unter uns, Herr Germain." Dann unterbrach sich der Spitzige und setzte schnell und leise hinzu, indem er sich bückte, als hebe er etwas auf: „die Gefangenen sehen uns an, sie wundern sich darüber, daß wir mit einander reden; ich verlasse Sie, bleiben Sie auf Ihrer Hut! Wenn man Streit mit Ihnen anzufangen sucht, antworten Sie nicht; sie suchen nur einen Vorwand, Sie zu schlagen. Barbillon wird den Streit anzufangen suchen, nehmen Sie sich vor ihm in Acht; ich werde versuchen, sie von ihrem Gedanken abzubringen."

Der Spitzige richtete sich wieder auf, als habe er etwas gefunden, das er eine Zeitlang zu suchen schien.

„Ich danke Ihnen und werde vorsichtig sein," sagte Germain, indem er sich von seinem Begleiter trennte.

Da der Spitzige nur von dem Complotte früh gehört hatte, nach welchem ein Zank veranlaßt werden sollte, in welchem man Germain mißhandeln wollte, um so den Director des Gefängnisses zu zwingen, demselben einen andern Aufenthaltsort anzuweisen, so wußte er von dem Morde nichts, mit dem das Skelett seit Kurzem umging, und wußte eben so wenig, daß man auf seine Erzählung rechnete, um den Aufseher zu täuschen.

„So komm doch, Faulpelz," sagte Nicolaus zu dem Spitzigen, indem er ihm entgegen ging. „Laß Dein Fleisch liegen und iß mit uns, ich lade Dich ein."

„Wo denn?"

„Hier in dem Wärmesaale; der Tisch ist gedeckt. — Wir haben Schinken, Eier und Käse, — ich bezahle."

„Mir recht, aber es ist Schade, meine Portion einzubüßen, noch mehr Schade ist es, daß meine Schwester keinen Vortheil davon haben soll. Sie und ihre Kinder sehen selten Fleisch als etwa vor der Thüre der Fleischer."

„Komm schnell; das Skelett verliert die Geduld und ist

im Stande, mit Barbillon Alles allein zu verschlingen."

Nicolaus und der Spitzige traten in den Wärmesaal. Das Skelett saß rittlings auf dem Ende der Bank, auf welcher die Lebensmittel des Nicolaus lagen, und fluchte und wetterte.

„Wo bleibst Du so lange?" donnerte der Bandit den Erzähler an.

„Er schwatzte mit Germain," sagte Nicolaus, indem er von dem Schinken abschnitt.

„Ah, Du schwatztest mit Germain?" wiederholte das Skelett mit einem forschenden Blicke auf den Spitzigen, ohne aber sein eifriges Kauen einzustellen.

„Ja," antwortete der Erzähler; „er gehört auch zu denen, welche die Stiefelanzieher und die harten Eier nicht erfunden haben. Ist dieser Germain dumm! Ich ließ mir sagen, er machte den Spion in dem Gefängnisse, dazu ist er zu dumm.

„Meinst Du?" entgegnete das Skelett, indem der Bandit einen Blick mit Nicolaus und Barbillon wechselte.

„Gewiß, dumm wie das Schinkenbein da! Und wen soll er denn ausspioniren? Er ist ja immer allein, spricht mit Niemandem und Niemand spricht mit ihm; er flieht vor uns, als hätten wir alle die Cholera. Er wird also verdammt wenig zu berichten haben. Uebrigens wird er auch nicht lange mehr spioniren können, da er eine Zelle für sich allein bekommt."

„Er!" rief das Skelett aus, „und wann?"

„Morgen früh."

„Du siehst, er muß sogleich kalt gemacht werden. Er schläft nicht in meinem Saale; morgen wird es nicht mehr Zeit sein. Heute haben wir nur Zeit bis vier Uhr und jetzt ist es schon halb drei Uhr," sagte das Skelett leise zu Nicolaus, während der Spitzige mit Barbillon sprach.

„Das bleibt sich gleich," entgegnete Nicolaus laut, als antworte er auf eine Bemerkung des Skeletts; „Germain verachtet uns offenbar."

„Im Gegentheil, Kinder,“ erwiederte der Spitzige, „er fürchtet sich vor Euch; er hält sich unter Euch für den Geringsten unter den Geringen. Wißt Ihr, was er eben zu mir sagte?“

„Nein. Laß hören.“

„Er sagte: Sie sind sehr glücklich, Spitziger, da Sie wagen mit dem berühmten Skelett zu reden (er sagte berühmt) als wie mit Ihresgleichen; ich brenne vor Verlangen, mit ihm zu reden, aber er macht einen so gewaltigen, so gewaltigen Eindruck auf mich, als sähe ich den Herrn Polizeipräfecten mit Leib und Seele und überdies in Uniform vor mir —“

„Das hat er Dir gesagt?“ fragte das Skelett, der sich stellte, als glaubte er die Worte.

„So gewiß, als Du der größte Räuber auf Erden bist, er hat es gesagt —“

„Dann ist es 'was Anderes,“ fuhr das Skelett fort: „ich werde mich mit ihm aussöhnen. — Barbillon hatte Lust, Streit mit ihm anzufangen, er wird aber wohl thun, wenn er ihn in Ruhe läßt.“

„Er wird sehr wohl daran thun,“ setzte der Spitzige hinzu, überzeugt, die Gefahr abgewendet zu haben, von welcher Germain bedroht war. „Er wird außerordentlich wohl thun, denn der arme Teufel würde nicht die Courage haben, sich in einen Streit einzulassen; er gehört zu meiner Sorte: kühn wie ein Hase.“

„Es ist aber doch Schade,“ fuhr das Skelett fort. „Wir rechneten auf diese Schlägerei als eine Unterhaltung — Nachmittags; die Zeit wird uns lang werden.“

„Ja, was fangen wir an?“ warf Nicolaus ein.

„Nun, wenn es so ist und wenn der Spitzige eine Geschichte erzählen will, so werde ich keinen Streit mit Germain suchen,“ sagte Barbillon.

„Das ginge!“ entgegnete der Erzähler; „die Bedingung läßt sich hören, aber ich habe noch eine andere und ohne die beiden erzähle ich nicht.“

„Laß Deine andere Bedingung hören.“

„Nun, die ehrenwerthe Gesellschaft,“ sagte der Spiz-zige in seinem Jahrmarkttone, „wird zwanzig Sous für mich zusammensteuern. Zwanzig Sous, meine Herren, um den berühmten Spitzigen zu hören, der die Ehre gehabt hat, vor den berühmtesten Dieben und Mördern Frankreichs und Navarra's zu arbeiten, und der jeden Augenblick in Brest und Toulon erwartet wird, wohin er sich auf Befehl der Regierung begiebt. — Zwanzig Sous! Es ist fast umsonst, meine Herren!“

„Man wird Dir zwanzig Sous geben, wann Du fertig bist.“

„Nachher? Nein, — vorher,“ entgegnete der Spitzige.

„Hör' einmal an, glaubst Du, daß wir im Stande wären, Dich um Deine zwanzig Sous zu betrügen?“ fragte das Skelett verletzt.

„Keineswegs,“ entgegnete der Spitzige; „ich beehre die Gesellschaft mit meinem ganzen Vertrauen und verlange die zwanzig Sous voraus, nur weil ich ihren Beutel schonen will.“

„Auf Ehre?“

„Ja, meine Herren, denn nach meiner Erzählung wird man so entzückt sein, daß man mir, nicht zwanzig Sous, sondern zwanzig Francs, hundert Francs aufnöthigen würde! Und ich kenne mich, ich würde die Schwäche haben, sie anzunehmen. Ihr seht also, daß Ihr, schon der Sparsamkeit wegen, besser thun werdet, wenn Ihr mir die zwanzig Sous voraus gebt.“

„Ja, dumm bist Du nicht —“

„Ich habe eben nur meine Zunge und muß sie brauchen. — Und dann befindet sich meine Schwester mit ihren Kindern in so schlimmer Lage, — die zwanzig Sous sollen ihr zu Gute kommen.“

„Warum stiehlt Deine Schwester nicht und ihre Kinder auch, wenn sie alt genug dazu sind?“ fragte Nicolaus.

„Sprecht nicht davon, — sie betrübt, sie entehrt mich, — aber ich bin zu gut —"

„Sag: zu dumm, weil Du sie in ihrer Ehrlichkeit unterstützest —"

„Freilich, es ist wahr, ich unterstütze sie in dem Laster der Ehrlichkeit, aber sie ist nur gut zu diesem Handwerke, sie dauert mich, also — Abgemacht! Ich erzähle Euch meine berühmte Geschichte von Gringalet und Schneidentzwei, Ihr zahlt mir zwanzig Sous und Barbillon fängt keinen Streit mit dem Schwachkopfe von Germain an."

„Man wird Dir zwanzig Sous geben und Barbillon fängt keinen Streit mit dem Schwachkopfe von Germain an," bestätigte das Skelett.

„So sperrt die Ohren auf! Aber es regnet und die Zuhörer kommen von selbst, man braucht sie nicht hereinzutrommeln."

Es fing wirklich an zu regnen, die Gefangenen verließen den Hof und flüchteten sich in den Wärmesaal, begleitet von dem Aufseher.

Dieser Wärmesaal war groß, lang, mit Steinen gepflastert und hatte drei Fenster, welche in den Hof sahen. In der Mitte befand sich der Ofen, neben welchem das Skelett, Barbillon, Nicolaus und der Spitzige standen; auf einen Wink des Vorstehers schloß sich auch der dicke Lahme der Gruppe an.

Germain war einer der letzten, welche hereintraten, und diesmal mit den lieblichsten Gedanken beschäftiget. Er setzte sich auf dem letzten Fensterbrette nieder, seinem gewöhnlichen Platze, den ihm Niemand streitig machte, denn er war von dem Ofen entfernt, um den sich die Gefangenen gruppirten.

Funfzehn unter den Gefangenen etwa waren, wie erwähnt, von dem Verrathe unterrichtet, den man Germain vorwarf, und von dem Morde, der ihn dafür strafen sollte.

Der Plan blieb indeß nicht verschwiegen und fand bald so viele Zustimmende als es Gefangene da gab. Die Elenden sahen in ihrer blinden Grausamkeit diesen entsetzlichen

Hinterhalt für eine vollkommen rechtmäßige Rache an und erblickten darin eine sichere Bürgschaft gegen die künftigen Anzeigen der Angeber.

Germain, der Spitzige und der Aufseher waren die Einzigen, die nicht wußten, was geschehen sollte.

Die allgemeine Aufmerksamkeit theilte sich zwischen dem Henker, dem Opfer und dem Erzähler, welcher unschuldiger Weise Germain die einzige Hilfe nehmen sollte, die der Letztere erwarten konnte, denn es ließ sich fast wetten, daß der Aufseher, wenn er die Gefangenen aufmerksam der Erzählung des Spitzigen zuhören sah, seine Bewachung für unnöthig halten und diesen Augenblick benutzen würde, um seine Mahlzeit einzunehmen.

Als alle Gefangenen beisammen waren, sagte das Skelett wirklich zu dem Aufseher:

„Der Spitzige hat eine gute Idee, Alter, er will uns seine Geschichte von Gringalet und Schneidentzwei vortragen. Es ist ein Wetter draußen, daß man nicht gern einen Polizeidiener hinausschickt, und wir wollen ruhig die Zeit hier abwarten, bis wir uns auf die Ohren legen."

„Wenn er schwatzt, verhaltet Ihr Euch allerdings ruhig. — Man hat dann wenigstens nicht nöthig, Euch immer auf dem Nacken zu sitzen."

„Ja," entgegnete das Skelett, „aber der Spitzige läßt sich sein Erzählen theuer bezahlen; er verlangt zwanzig Sous —"

„Ja, zwanzig Sous, eine Bagatelle, so gut wie nichts," sprach der Spitzige, „wenn man dafür die Abenteuer des armen kleinen Gringalet, des schrecklichen Schneidentzwei und des bösartigen Gargousse hören kann, sie zerreißen das Herz und treiben die Haare zu Berge. Und wer gäbe die Bagatelle nicht, um sich das Herz zerreißen, die Haare zu Berge treiben zu lassen?"

„Ich gebe zwei Sous," sagte das Skelett, während er dem Spitzigen das Geld hinwarf. — „Knickert Ihr bei

einem solchen Vergnügen?" setzte er hinzu, indem er seine Genossen mit einem bedeutungsvollen Blicke ansah.

Es fanden sich von mehreren Seiten Sous ein, zur großen Freude des Spitzigen, der dabei nur an seine Schwester dachte. „Acht, neun, zehn, elf, zwölf, dreizehn!" rief er aus, indem er das Geld aufhob, „nun, Ihr Reichen, Ihr Capitalisten und Bankiers, noch eine kleine Anstrengung! Bei dreizehn könnt Ihr nicht stehen bleiben, das ist eine unglückliche Zahl. — Nur noch lumpige sieben Sous! Was? Ich hoffe doch nicht, daß man sagen dürfe, die Löwengrube könne nicht sieben lumpige Sous zusammenbringen! Meine Herrn, man würde glauben, Ihr wäret mit Unrecht hierhergekommen, oder hättet keine glückliche Hand gehabt."

Die gellende Stimme und die Lazzis des Spitzigen hatten Germain aus seinem träumerischen Sinnen aufgeschreckt, und um dem Rathe der Lachtaube zu folgen, sich etwas populair zu machen, um zu gleicher Zeit dem armen Teufel, welcher ihm nützlich zu werden versucht hatte, ein kleines Almosen zu geben, stand er auf und warf ein Zehnsousstück vor die Füße des Erzählers, der auf den edlen Geber deutete und ausrief:

„Zehn Sous, meine Herrn, wie Ihr seht! Ich sprach von Capitalisten, à la bonne heure! er zeigt sich als Bankier, als Gesandter, um der Gesellschaft angenehm zu sein. Ja, meine Herren, ihm verdankt Ihr den größten Theil von Gringalet und Schneidentzwei und Ihr werdet ihm den Dank nicht schuldig bleiben. Für die drei Sous, die darüber sind, werde ich auch ein Uebriges thun und die Stimme der Personen nachahmen, statt wie Ihr und ich zu reden. Auch dies verdankt Ihr dem reichen Capitalisten da —"

„Schwatze nicht so viel und fange nun an," unterbrach ihn das Skelett.

„Nur noch einen Augenblick, Ihr Herren," sagte der Spitzige; „es ist recht und billig, daß der Capitalist, der mir zehn Sous gegeben hat, den besten Platz erhält, den

Vorsteher abgerechnet, der sich den Platz selbst aussuchen kann."

Dieser Vorschlag war dem Skelett ganz recht und der Bandit antwortete deshalb:

„Ja, nach mir muß er den besten Platz haben."

Er sah dabei die Gefangenen von neuem bedeutungsvoll an.

„Ja, ja, er mag herankommen."

„Er setze sich auf die erste Bank."

„Sie sehen, junger Mann, Ihre Freigebigkeit findet den gebührenden Lohn. Die ehrenwerthe Gesellschaft erkennt es an, daß Sie ein Recht auf den ersten Platz haben," sagte der Spitzige zu Germain.

Germain glaubte wirklich, seine Freigebigkeit habe seine Gefährten günstig für ihn gestimmt, er verließ deshalb, trotz seinem Widerwillen, seinen Lieblingsplatz und näherte sich dem Erzähler.

Dieser hatte nebst Barbillon und Nicolaus vier bis fünf Bänke an den Ofen gestellt und sagte mit Emphase:

„Das sind die ersten Logen! Ehre, wem Ehre gebührt! Zuerst der Capitalist! Dann setzen sich die, welche bezahlt haben," fuhr der Spitzige vergnügt fort, da er fast glaubte, Germain habe keine Gefahr mehr zu fürchten.

„Die, welche nichts bezahlt haben, mögen am Boden Platz nehmen oder stehen, ganz nach Belieben —"

Der Spitzige stand am Ofen und schickte sich an zu erzählen.

Neben ihm stand das Skelett, bereit, sich auf Germain zu stürzen, sobald der Aufseher den Saal verlassen haben würde.

In einiger Entfernung von Germain nahmen Nicolaus, Barbillon, Cardillac und andere Gefangene, unter denen man auch den Mann mit der klaubaumwollenen Mütze und der grauen Blouse bemerkte, die letzten Bänke ein. Die meisten Gefangenen, die hier und da in Gruppen am Fußboden saßen, dastanden, sich an die Wand gelehnt hatten,

bildeten den Hintergrund dieses auf Rembrandtsche Manier durch die drei großen Seitenfenster beleuchteten Bildes.

Der Aufseher, welcher unbewußt durch sein Fortgehen das Signal zur Ermordung Germain's geben sollte, stand neben der halboffenen Thüre.

„Sind wir fertig?" fragte der Spitzige das Skelett.

„Ruhe!" rief der Bandit, indem er sich halb umdrehte; dann wendete er sich an den Spitzigen und setzte hinzu: „nun fange an, wir hören zu."

Es trat eine tiefe Stille ein.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.



